Jiebquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 65 | Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ | Dezember 1995

Mahnmal für die Opfer
der Kriege auf dem
Ehrenfriedhof
an der Werdener Straße

Wechsel der Dinge

I

Und ich war alt, und war jung zu Zeiten
War alt am Morgen und am Abend jung
Und war ein Kind, erinnernd Traurigkeiten
Und war ein Greis ohne Erinnerung.

II

War traurig, wann ich jung war
Bin traurig, nun ich alt
So, wann kann ich mal lustig sein?
Es wäre besser bald.

Bertolt Brecht

„Die Quecke" Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.
Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Einzelpreis: DM 5,00

Zum Titelbild: Mahnmal für die Opfer von Krieg und Gewalt -
Entwurf und Ausführung: Max Kratz, Düsseldorf, 1962

Inhaltsverzeichnis

Bertolt Brecht
Wechsel der Dinge

Walburga Fleermann-Dörrenberg
Nach fünf Uhr hört es endlich auf - für immer
Kriegsende in Lintorf. Aus dem Kriegstagebuch
des Lintorfer Arztes Dr. Leo Stick 3

Willi Haufs
Erinnerungen an 1945 7

Maria Molitor
Das sind ja zwei! 9

Wilfried Bever
Was man als einzelner und in Gemeinschaft
vor fünfzig und mehr Jahren erleben konnte 11

Andreas Preuß
.....und den Heldentod starb 13

Klaus Wisotzky
Das Ende mit Schrecken -
Der Bombenangriff vom 22. März 1945
und das Kriegsende in Ratingen 16

Siegfried Mühlmeyer
Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Mai 1945,
erlebt von einem Neu-Ratinger 25

Schülerarbeitsgruppe der Städtischen Gymnasien in Ratingen-Mitte
Vom Kriegerdenkmal auf dem Ratinger Marktplatz
zum Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof 26

Erich Fried
Vordruck 34

Ruth Braun
Das wahre Leben war es nicht.
Displaced Persons und das Lager Lintorf 34

Karl Schaefer
Zwei Jahre als Lehrer in der Lagerschule 63

Eduard Kraft
Eine Kindheit in Hösel 66

Helmut Kuwertz
Aus den Aufzeichnungen des Höseler
Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung) 69

Manfred Buer
Kultur will gepflegt sein -
20 Jahre Kulturkreis Hösel e.V. 77

Herbert Krietenstein
Abschied von Dr. Wilhelm Gutberlet 78

Marie-Luise Otten
Einige Anmerkungen zu Anatol 80

Ursula Mildner/ Marie-Luise Otten
Anatol und Ratingen. Ein Gespräch 82

Norbert Kugler
Der kleine Böttcher - Ein Modell von
Johann Peter Melchior wird 225 Jahre alt 88

Erich Kästner
Kleine Stadt am Sonntagmorgen 90

Hermann Tapken
Bürgermeister Max Scheiff (Fortsetzung) 90

Hanni Schorn
Geschichte des Stellmacher-Handwerks
in Ratingen (Fortsetzung) 98

Erika Münster
Tiefenbroich und seine Geschichte 101

Andrea Töpfer
Aus der Geschichte der Pfarrgemeinde
St. Marien. Prozessionen in Tiefenbroich 104

Michael Lumer
30 Jahre Katholische
Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer-von-Ars 106

Manfred Buer
Ein Kamel aus Bethlehem 111

Pater Ger. Q. Reijners osc
Ordo Sanctae Crucis -
Die Geschichte des Kreuzherrenordens 114

Toni Diederich
St. Jakobus im Schöffensiegel zu Homberg 117

Carl Zuckmayer
Lob der Spatzen 121

Richard Baumann
Wiederbelebung der Ratinger
St. Sebastianus-Bruderschaft vor 100 Jahren 122

Joachim Schulz-Hönerlage
75 Jahre Feldhandball in Ratingen
und im Angerland 124

Heinrich Thissen
Laudatio auf Hugo Schlimm zur Verleihung der
Dumeklemmer-Plakette 1994 127

Ulrich Rauchenbichler
Wechsel an der Spitze von Rat und Verwaltung 130

Christian Morgenstern
Palmström 132

Harald Gutschow
Ein Berliner in Lintorf 132

Gisela Schöttler
Auf Model-Suche bei Tackenbergs 134

Friedrich Wagner
In Lintorf wird eine Theatergemeinde gegründet 137

Reinhold Behnke
40 Jahre AWO Lintorf 138

Siegfried Hoymann
Nachruf auf Johannes Overmanns 139

Maria Molitor
En der Böscher Scholl 141

Jean Oberbanscheidt
Ön Mahnung an ons jonge Lütt 144

Wilhelm Molitor
Das Schreinerhandwerk in Lintorf 145

Christine Herdt
Schlachtfest for 70 Johr 146

Kasperlied 148

Jean Oberbanscheidt
Der Döüwel hölt dech, wenn du backs! 149

Heinz Fleermann
50 Jahre Stammtisch „Alte Lintorfer" 149

Mathilde Achterfeld
50 Jahre Kegelclub „Ene steht immer" 150

Manfred Buer
In eigener Sache 151

Susanne Larisch
Josef Schappe 154

Unbekannter Autor
Christrosenlegende 155

Bildnachweis

Titelbild: *Udo Haafke*

Beitrag: „Kriegsende in Lintorf"
Monika Degenhard, Hans Lamerz, Walburga Fleermann-Dörrenberg

Beitrag: „Erinnerungen an 1945"
Jürgen Steingen

Beitrag: „.....und den Heldentod starb"
Familie Preuß

Beitrag: „Das Ende mit Schrecken"
Stadtarchiv Ratingen (Photoarchiv Buschhausen), Manfred Kernig

Beitrag: „Vom Kriegerdenkmal zum Mahnmal"
Stadtarchiv Ratingen, Udo Haafke, Josef Bohn

Beitrag: „Displaced Persons und das Lager Lintorf"
Alexander Kohut, Karl Schaefer, Agnes Steingen

Beitrag: „Lehrer in der Lagerschule"
Karl Schaefer

Beitrag: „Eine Kindheit in Hösel"
Eduard Kraft, Helmut Kuwertz

Beitrag: „Aufzeichnungen des Lehrers Peter Vogel"
Helmut Kuwertz

Beitrag: „Dr. Wilhelm Gutberlet"
Dr. Susanne Gutberlet

Beitrag: „Anatol"
Dr. Marie-Luise Otten

Beitrag: „Der kleine Böttcher"
Winfried Hübel

Beitrag: „Bürgermeister Max Scheiff"
Stadtarchiv Ratingen, Zeichnung entnommen dem Buch „Der Landkreis Düsseldorf-Mettmann" von Dr. Adolf Schüttler, Aloys-Henn-Verlag, Ratingen, 1952, S. 46

Beitrag: „Stellmacher-Handwerk in Ratingen"
Hanni Schorn, Manfred Buer

Beitrag: „Tiefenbroich und seine Geschichte"
Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Prozessionen in Tiefenbroich"
Archiv des VLH, Peter Tieves

Beitrag: „30 Jahre Kirchengemeinde St. Johannes"
Josef Lamerz, Archiv des VLH

Beitrag: „Ein Kamel aus Bethlehem"
Udo Haafke

Beitrag: „Geschichte des Kreuzherrenordens"
Archiv des Historischen Instituts der Kreuzherren, Bonn

Beitrag: „Schöffensiegel zu Homberg"
Historisches Archiv des Erzbistums Köln, Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „St. Sebastianus-Bruderschaft vor 100 Jahren"
Dr. Richard Baumann, Archiv der St. Sebastianus-Bruderschaft Ratingen

Beitrag: „75 Jahre Feldhandball"
Ferdi Werner

Beitrag: „Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 1994"
Achim Blazy

Beitrag: „Wechsel an der Spitze von Rat und Verwaltung"
Achim Blazy

Beitrag: „Ein Berliner in Lintorf"
Udo Haafke

Beitrag: „Auf Model-Suche bei Tackenbergs"
Familie Tackenberg

Beitrag: „40 Jahre AWO Lintorf"
Reinhold Behnke

Beitrag: „Johannes Overmanns"
Archiv des VLH

Beitrag: „En der Böscher Scholl"
Archiv des VLH, Maria Molitor

Beitrag: „Schreinerhandwerk in Lintorf"
Maria Molitor

Beitrag: „Schlachtfest for 70 Johr"
Archiv des VLH

Beitrag: „Stammtisch Alte Lintorfer"
Heinz Fleermann

Beitrag: „Kegelclub Ene steht immer"
Familie Achterfeld

Beitrag: „In eigener Sache"
Manfred Buer, Fritz Wachendorf, Achim Blazy, Walburga Fleermann-Dörrenberg, Hans Müskens, Josef Lamerz

Beitrag: „Josef Schappe"
Achim Blazy

Nach fünf Uhr hört es endlich auf - für immer.

Kriegsende in Lintorf

Aus dem Kriegstagebuch des Lintorfer Arztes Doktor Leo Stick

Die Gedenkfeiern zur gesamtdeutschen Kapitulation, zu den Befreiungen der Konzentrationslager, zu den Zerstörungen der europäischen Städte haben uns 50 Jahre Vergangenheit gegenwärtig gemacht, leidvoll gemahnt und an den Frieden appelliert, immer wieder unfaßbar erschüttert. Jeder einzelne Betroffene - welcher Staatsangehörigkeit und Religion auch immer - jede Familie, jede Stadt und jeder Ort haben bis zum 8. Mai 1945 ihr individuelles Schicksal durchlebt. Auch unsere kleine Gemeinde Lintorf, 3639 Einwohner zu Kriegsbeginn[1], hat Bombentote und gefallene Soldaten zu beklagen, wochenlanges Luftschutzkeller-Dasein durchlitten. Dennoch wurde dieses Dorf vom großen zerstörerischen Kriegsverlauf weitgehend verschont und auch erst vornehmlich zu Kriegsende schwereren Bombenabwürfen ausgesetzt[2].

Lintorf lag seit Anfang 1945 in der Frontlinie der anrückenden Amerikaner. An der Kalkstraße hatte zur Verteidigung schwere Flak Stellung bezogen[3]. Dr. Leo Stick, der einzige praktische Arzt

EIngang zur Praxis von Dr. Leo Stick auf der Tiefenbroicher Straße. Gleich nebenan befand sich die Zahnarztpraxis von Dr. Erdmann

Noch heute sieht man die Beschädigungen im Mauerwerk der Helfensteinmühle, die durch den Bombenabwurf am 5. März 1945 verursacht wurden

während der Kriegsjahre[4], schildert in seinem Kriegstagebuch: „Seit dem 28. 2. bis 1. 3. ziehen dauernd Flüchtlinge und Truppen über die Uerdinger Brücke, Angermund durch Lintorf. Wir haben deshalb häufig Einquartierungen. In der Schule I (Johann-Peter-Melchior-Schule) in Lintorf wird ein Hauptverbandsplatz eingerichtet. Die Jagdbombertätigkeit ist die ganzen Tage sehr stark.... Wegen der bedrohlichen Lage - der Rhein bildet zur Zeit die Kampfgrenze - und mit einem Artilleriebeschuß von Lintorf muß gerechnet werden - bereiten wir uns auf ein Wohnen im Keller vor. Alles Wichtige wird in Kisten gepackt und in den Keller gebracht. Der Kohlenkeller wird wohnlich eingerichtet und ein Ofen dort aufgestellt, um hier evtl. kochen zu können und den feuchten Keller zu wärmen.“[5] Das endlose Bunkerleben und die nächtlichen Angriffe nahmen nun den Alltag ein.

„Da seit dem 4.3. hier in Lintorf am Soestfeld und in näherer und weiterer Umgebung schwere Artillerie (21 cm-Geschütze) Aufstellung findet, auch schwere Flak Stellung nimmt (Kalkstraße), die Gefahr von plötzlichem Artilleriebeschuß sehr groß ist, wird vom 5.3. ab im Kohlenkeller geschlafen . . . Am 6.3. wird zuerst Angermund beschossen, am 7.3. Lintorf (besonders die Kreuzung Krummenweger Straße / Nördlicher Zubringer) abends und die ganze Nacht hindurch. Bei der ersten

---

1 Stadtarchiv Ratingen, Amt Angerland 532, Einwohnerbewegung seit 1.9.1939 im Amt Ratingen-Land

2 Stadtarchiv Ratingen, Amt Angerland 532, Bericht über die im Amtsbezirk Ratingen-Land entstandenen Kriegsschäden. Ich möchte an dieser Stelle aber nicht die Menschen vergessen, die schon zwischen 1939 und Kriegsende in Lintorf durch Bomben getötet worden sind, wie z.B. die Eheleute Heinrich und Johanna Frohnhoff, die mit ihrem Kind im Juni 1940 durch einen englischen Fliegerangriff getötet wurden.

3 Zeitzeugenaussage Joachim Meyer im April 1995

4 Dr. Leo Stick war von 1929 bis 1968 praktischer Arzt in Lintorf. Seine Praxis befand sich von 1929 bis 1955 auf der Tiefenbroicher Straße, anschließend bis 1968 auf der Krummenweger Straße. Das Kriegstagebuch wird im folgenden zitiert und abgekürzt als Kriegstagebuch.

5 Kriegstagebuch S.11

Salve wird eine Lintorferin getötet; nachts werde ich zu einem verletzten Soldaten gerufen. Seitdem häufiger Beschuß von Lintorf und Umgebung des Nachts über; tagsüber hört man meist von Mittag an Artilleriefeuer in Rheinnähe . . . Seit dem 7.3. setzt das elektrische Licht aus, nur zeitweise für einige Stunden ist Strom vorhanden. Es erscheinen keine Zeitungen, Post auch nur vereinzelt . . Heute, Sonntagmorgen, wird in jeder Messe die Generalabsolution erteilt."[6]

Die Lage spitzte sich für die Bevölkerung dramatisch zu. Fliegerangriffe folgten mit und ohne Alarm. Wer noch ein Radio hatte und die Meldungen vernahm „Es nahen feindliche Angriffe aus Eindhoven"[7], mußte sofort in seinen Luftschutzkeller flüchten. „In der Nacht von Sonntag auf Montag, den 4./5.3.1945 gegen 1/2 drei Uhr fallen plötzlich ohne Alarm vier Bomben in den Hof und in die Felder von Fleermann. Voller Schrecken, da immer noch Flugzeuge über uns kreuzen, stürzen wir notdürftig bekleidet in den Keller. Gegen 1 Uhr waren schon einige Bomben dicht am Zubringer Am Kämpchen gefallen."[8] In Fleermanns Mühle waren zu diesem Zeitpunkt ca. 200 Soldaten im Heuspeicher einquartiert. Drei Bomben fielen mitten auf den Hof und zerstörten die Gebäude, 13.000 Pfannen fehlten und das alte Fachwerkhaus war nur noch ein Gestell. Das gesamte Geflügel war tot, zwei Kühe mußten notgeschlachtet werden, aber wundersamerweise kam bei diesem Bombenhagel kein Mensch ums Leben. Wasser und Strom waren nicht mehr vorhanden. Aber alle halfen, daß sich das Wasserrad schon drei Stunden nach diesem schweren Angriff wieder drehte: Die hungernde Bevölkerung mußte ja in diesen schweren Stunden mit Mehl versorgt werden.[9]

Lebensmittelknappheit, tagelange Stromunterbrechungen und demzufolge sich mehrende kriminelle Übergriffe reduzierten das Leben auf einen täglichen Daseinskampf. „In der Nacht vom 19./20.3. werde ich nachts zu zwei verletzten Volkssturmmännern gerufen, die von einer fünfköpfigen Ausländerbande angeschossen wurden, als diese beim Fortschleppen von Diebesgut (Einbruch in eine Heeres-Verpflegungsstelle) ertappt wurden. Einer erhielt einen Lungendurchschuß, der zweite einen Oberschenkelschuß."[10]

Zivilisten und Soldaten fanden in den letzten Kriegstagen den Tod und sind auf dem Lintorfer Waldfriedhof beerdigt. Dr. Stick schreibt weiter: „Sonntag, 18.3.45: Der Artilleriebeschuß nimmt mit der Zeit immer mehr zu, besonders die Funkwagen, die in Lintorf stationiert sind, sind häufiger das Ziel von Feuerüberfällen, wobei mehrere Häuser mehr oder weniger beschädigt werden, dabei gibt es einige Verletzte (zwei Schwerverletzte, beide sterben). Dienstagnachmittag, 13.3. gegen 15.30 Uhr starker Feuerüberfall, besonders auf die Gegend vom Eichförstchen (Stellung eines 21 cm-Geschützes), dabei werden zwei Häuser schwer beschädigt, ohne Verletzte . . . Am 28.3. morgens gegen 7 Uhr werde ich zu verletzten Soldaten gerufen. Bei einem Feuerüberfall auf einen Funkwagen, der im Wald am Elektrizitätswerk stand, wurde eine große Anzahl von Soldaten, die von der Front kamen, dabei getroffen. (Sieben Tote, 11 Verletzte und ein Zivilverletzter). Die Toten liegen noch auf der Straße, die Verwundeten sind im Luftschutzkeller der Firma Paas untergebracht und schon von Sanitätern (auch vom Lintorfer DRK) verbunden worden. Es waren zwei Salven, die auch in der Gegend von Paas einschlugen."[11]

Anfang April zog die schwere Flak-Batterie ab, aber dafür kam bis 16./17.4. leichte Flak nach Lintorf und bezog in der Nähe des heutigen Spielplatzes am Hinkesforst Stellung. Die nun verbliebenen 30 - 40 Wehrmachtsangehörigen sollten nochmals für den „Endkampf" mit einem LKW voll Proviant versorgt werden. Nun kam der Befehl, daß der LKW gesprengt werden sollte, für die Bewohner der Tiefenbroicher Straße eine Sternstunde, denn sie konnten sich nun vor der angeordneten Sprengung mit diesem Proviant versorgen.[12]

Mitte April rückte die gesamte Flak aus Lintorf ab. Die Geschütze und die Munition wurden gesprengt und lagen noch Monate nach Kriegsende verstreut im Hinkesforster Wald.[13] Zu diesem Zeitpunkt waren die Amerikaner nur noch wenige Kilometer von Lintorf entfernt.

Die Anspannung der Bevölkerung wuchs, die Dramatik der letzten Kriegstage steigerte sich auf den Siedepunkt. „Freitagabend, 6.4., beim Abendessen plötzlicher Feuerüberfall auf Lintorf (Streufeuer). Die ersten Granaten schlagen ca. 150 m von uns in einer verlassenen Flak-Stellung ein, andere im Feld zwischen Reinhardt und Derichs, eine im Hof von Derichs. Dort wird ein Offizier schwer verwundet[14], der jüngste Sohn leicht verletzt, ebenso ein Knecht, ich werde dorthin gerufen. Beim Rückweg erneuter Feuerüberfall, Granaten schlagen im Dorf und in Tiefenbroich ein, ohne Schaden anzurichten. Dauer bis gegen 9 Uhr abends. Ich war noch auf Praxisbesuch. Das Abendessen wird im Keller beendet . . . Am 9.4. muß ich den ersten amerikanischen Verwundeten verbinden, der mit anderen beim Übersetz-Versuch über die Ruhr gefangengenommen worden war. Die gesamte Flak ist in den letzten Tagen abgerückt. Ziel ist Arnsberg und Iserlohn. Auch die Truppen rücken aus Lintorf aus, nur wenig Militär liegt noch hier.

Sonntag, 15.4.45

Der Artilleriebeschuß wird diese Woche tags wie nachts immer stärker, so daß fast jeden Tag

---

6 Kriegstagebuch S.12 ff

7 Joachim Meyer

8 Kriegstagebuch S.11 f

9 Zeitzeugenaussage von Heinrich Fleermann im Mai 1995

10 Kriegstagebuch S. 14 f

11 Kriegstagebuch S.14 - S.18

12 Joachim Meyer

13 Joachim Meyer

14 Dieser Offizier ist - so Joachim Meyer - bei diesem Feuerüberfall ums Leben gekommen und ist auf dem Lintorfer Waldfriedhof beerdigt.

Beschädigte Häuser nach dem Bombenangriff auf Lintorf am 16.6.1941. Links das Haus der Familie Karrenberg (heute Schnitzer) an der Ecke An den Dieken / Duisburger Straße, rechts das Haus Am Diepebrock 2-4 (früher An den Banden 2-4). In den Gärten gingen damals acht oder neun Bomben nieder.

Tote und Verwundete zu beklagen sind. Am Dienstag fallen Granaten in den Fabrikhof von Blumbergs zur Mittagszeit, dabei werden ein Soldat und eine Russin schwer verwundet. Als ich dazu kam, werden sie gerade abtransportiert. Plötzlich fallen wieder zwei Granaten in den Fabrikhof, so daß ich mich zur Erde werfen muß. Eine andere Russin wird verwundet. Am 11.4. wird auf dem Feld bei Blumberg ein Franzose, der bei Bauer Mentzen zur Zwangsarbeit eingesetzt worden war, durch eine Granate getötet, während ein Pole leicht verletzt wird. Nachmittags bei Borckmeyer drei Leute getötet (darunter ein Lintorfer) und zwei Soldaten schwer verletzt. Die Brücke am Krefelder Zubringer über die Eisenbahn wird gesprengt und auch der Zufahrtsweg An den Banden über die Eisenbahn. Die Städte Mülheim und Duisburg werden kampflos geräumt. Saarn wird von den Amerikanern besetzt. Auch Essen wird fast kampflos erobert. Der Zivilverkehr nach dort ist noch gestattet. Bis Samstag 14.4. wird auch Rahm besetzt. Lintorf soll verteidigt werden. Es bildet den äußeren Verteidigungsring von Düsseldorf. Die Schützengräben verlaufen vom Zubringer Krummenweger Straße südlich Lintorf bis zu den Höfen von Reinhardt und Derichs in den Wald . . . Im Dorf herrscht große Verbitterung, daß Lintorf verteidigt werden soll. Am heutigen Sonntag ist es bis auf einige Schuß in der Mittagszeit merkwürdig ruhig, die Stille vor dem Sturm - wer weiß, wie wir die nächsten Tage überstehen . . .

Montag, 16.4., erfahren wir, daß die Amerikaner von Osten und Süden her über Wuppertal, Solingen im Vordringen auf Düsseldorf sind. Abends kommt die Meldung, daß Generalfeldmarschall Model den Befehl gegeben hat, jeden Widerstand einzustellen. Die Soldaten werden in Eile entlassen, um so der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Um Lintorf, besonders in den Wäldern, liegt noch sehr viel Flak; die Mannschaften werden am 16./17.4. entlassen, nachdem sie die Geschütze und Munition gesprengt haben. Die Panzersperren werden Montag, spät am Abend, von der Lintorfer Bevölkerung geräumt.

Dienstagmorgen (17.4.), gegen 1/2 fünf Uhr setzt plötzlich stärkerer Artilleriebeschuß ein. Voll Sorge stehen wir alle auf, auch die Kinder, als der Beschuß so heftig wie nie zuvor wird. Dauer bis gegen sechs Uhr. Die Granaten schlagen alle mitten ins Dorf ein, dadurch entstehen sehr starke Schäden; so wurde das Haus von Herrn Harte sehr schwer beschädigt, ebenso das Klösterchen und andere Häuser in der Speestraße, darunter ein kleines vollkommen zerstört (heute AOK). Zwei auswärtige Volkssturmleute werden getötet. Das Frühstück wird im Keller eingenommen. Gegen acht Uhr wird auf der katholischen Kirche die weiße Fahne gehißt.“[15]

An diesem Dienstag, dem 17. April 1945, fuhren zwei Lintorfer nach Duisburg, um dort im Hotel Duisburger Hof die kampflose Übergabe Lintorfs den Amerikanern anzubieten.[16]

Lintorf war also seit dem 18. April 1945 amerikanisch. Damit war in Lintorf der Krieg beendet. Jedoch mußte noch mit Beschuß gerechnet werden, Düsseldorf war noch nicht besetzt. „In der Nacht auf Mittwoch (18.4.) setzt von 24 Uhr an wieder wechselndes Feuer auf Lintorf und Umgebung ein, das besonders von vier bis fünf Uhr sehr heftig wird, so daß wir wiederum aufstehen. Nach fünf Uhr hört es endlich auf - für immer . . . Tagsüber rücken endlich amerikanische Panzer durchs Dorf. Ein Teil besetzt Lintorf und nimmt Quartier in unserer Nähe, wobei

---

[15] Kriegstagebuch S.18 ff

[16] Volmert, Theo, „Lintorf - Berichte, Bilder und Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974“, 1987, S.205

Dr. Leo Stick (30. 3. 1901 - 2. 1. 1968) mit seinen beiden Töchtern während des Krieges

sie ganze Häuser beschlagnahmen, die von den Bewohnern geräumt werden müssen . . . Aus Vorsicht haben wir noch die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag (18./19.4.) im Keller geschlafen, da wir dem Frieden nicht trauen, auch gelegentlich Feuerüberfall befürchten. Am 19.4. können wir endlich wieder in unseren Betten in der Wohnung schlafen - nach sechseinhalb Wochen !“[17]

Nach all diesen furchtbaren Wirren stellten sich die Amerikaner für die Lintorfer Bevölkerung als faire Sieger dar. Übergriffe, wie man sie von andern Besatzern gehört hat, fanden hier glücklicherweise nicht statt.

„Ich wandte mich und sah an alles Unrecht, das geschah unter der Sonne; und siehe, da waren Tränen derer, so Unrecht litten und hatten keine Tröster; und die ihnen Unrecht taten, waren so mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.“[18]

An dieser Stelle bedanke ich mich insbesondere bei Frau Monika Degenhard, der Tochter von Herrn Doktor Leo Stick, für die Überlassung des privaten Tagebuchs ihres Vaters. In Gesprächen mit anderen Zeitzeugen und in der Arbeit mit Unterlagen aus dem Stadtarchiv Ratingen und mit anderem Schriftgut aus dieser Zeit konnte ich vergleichend feststellen, daß dieses Kriegstagebuch ein außerordentlich wichtiges authentisches Dokument für die Zeit der Jahre 1944 bis 1949 in Lintorf ist.

Außerdem bedanke ich mich bei Herrn Joachim Meyer, der mir das Kriegsende aus seiner Sicht als damals Fünfzehnjähriger lebhaft geschildert hat.

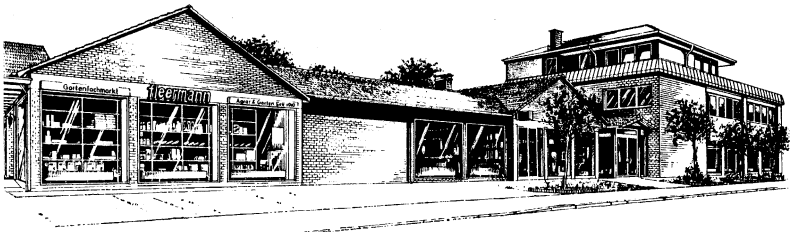
Frau Maria Schneidersmann, Frau Käthe Zimmer und mein Vater, Herr Heinrich Fleermann, haben mir mit ihren Schilderungen unterstützende Arbeit geleistet.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

---

[17] Kriegstagebuch S.22

[18] Aus: Inge Scholl „Die weiße Rose“ Frankfurt 1955, S.115



fleermann

Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 11 - 15 · Tel. 9 32 10 · Fax 93 21 14

Gartenfachmarkt
Polo-Gartenhäuser · Pflanzenschutz · Torf · Düngemittel · Erden · Gardena Gesamtprogramm · Rasenmäher · Sägen · Vertikutierer · Pumpen · Traktoren · Motorsensen · Garten- und Terrassenmöbel · Lampen · Strandkörbe

Hafermühle
Hafer · Hafer gewalzt · Höveler Produkte · Großhandel · alle Futtermittel · gesackt oder Lose-Lieferung durch Silowagen · Nösenberger Pferdefutter

Futtermarkt
Tiernahrung · Zubehör · Reitsportartikel · Angelzubehör · Reitbekleidung · tägl. frische Mischungen Vogelfutter · Futterhäuser · Käfige

gegründet am 2. 11. 1910

Erinnerungen an 1945

Als meine Schwester Hedi ihren 50. Geburtstag feierte, habe ich versucht, ihr die Zeit um ihre Geburt so zu schildern, wie ich sie nach meiner heutigen Erinnerung als knapp Achtjähriger erlebt habe.

Dienstag, der 27. Februar 1945, war ein schöner Vorfrühlingstag; es war trocken und verhältnismäßig warm. Unser Vater arbeitete im Garten. Melde hatte er bereits gesät und war anschließend dabei, die dicken Bohnen in die Erde zu bringen. Er hatte es in diesem Jahr eilig, seinen Garten zu bestellen, denn eigentlich wäre er gar nicht zu Hause gewesen: Er hatte, nachdem er bisher als Mitarbeiter des Rüstungsbetriebes Rheinmetall „uk“ gestellt war, doch noch seinen „Stellungsbefehl“ bekommen und hätte längst einrücken müssen, wenn er es nicht mit Hilfe des Ortsgruppenleiters Borgmeier erreicht hätte, solange daheim bleiben zu dürfen, bis „das Ereignis dann eingetreten sei“ und mit seiner Frau alles in Ordnung wäre. So nebulös wie dieser Satz war für uns Kinder damals der ganze Zusammenhang. Aus irgendwelchen Wortfetzen der Erwachsenen hatten wir wohl aufgeschnappt, daß unsere Mutter ein Kind bekommen werde, aber niemand hatte mit uns Kindern je darüber geredet, so daß wir wirklich nicht die geringste Ahnung davon hatten, was im Gange war. Was heute jedes Kindergartenkind weiß, war strengstes Tabu, es wurde im allgemeinen höchstens mal der Klapperstorch erwähnt.

Am frühen Nachmittag dieses Tages forderte unsere Nachbarin meine Schwester und mich auf, zusammen mit ihr und ihren Kindern einen Spaziergang zu machen. Wir drehten eine weite Runde: Vom Eichförstchen durch den Wald bis zur Kuckelter Brücke, die Angermunder Straße entlang beim Förster Mentzen vorbei, an der Kreuzung mit dem Breitscheider Weg dann in Richtung Dorf, bis wir wieder zum Eichförstchen gelangten. Als wir zu Hause ankamen, sagte man uns: „Ihr habt ein Schwesterchen bekommen. Die Mutter muß nun ein paar Tage im Bett bleiben.“ Wir durften natürlich das Kind sehen. Es lag im großen Wäschekorb, der im Schlafzimmer vor den Betten auf zwei Stühlen stand. Täglich kam nun die Hebamme, Frau Fohrn, um Mutter und Kind zu versorgen.

Wenn man sich an den Februar 1945 erinnert, muß man auch an die damaligen Lebensumstände insgesamt denken. Auch ohne selbst direkt betroffen zu sein, hatten selbst wir Kinder bisher vom Krieg genug mitbekommen. Sobald Fliegeralarm ertönte, rasten wir in den Keller, der realistisch betrachtet sicher auch keinen Schutz geboten hätte. War man unten, hörte man bald die herannahenden Flugzeuge und dann ging es los: Bei den Detonationen der Bomben schien einem fast das Trommelfell zu platzen, das Haus, ja die ganze Erde zitterte, Kalk fiel von der Decke, die Frauen schrien: „Heilige Maria, Mutter Gottes ....“, das Licht fing an zu flackern und erlosch oft für Stunden. Bei Fahrten nach Düsseldorf hatten wir Kinder ganze Straßenzüge in Trümmern liegen sehen. Noch heute erinnere ich mich an einen riesigen Blutfleck an den Resten einer Hauswand in der Nähe der Schadowstraße.

Daß der Krieg sich dem Ende näherte, hatte man uns Kindern wohl nicht zu sagen gewagt. Ob darüber im Kreise unserer Eltem oder der Verwandschaft gesprochen wurde, weiß ich nicht; ich kann mich nur an den Satz erinnern: „Mit Politik will ich nichts zu tun haben.“ Als ich diesen Ausspruch zufällig mitbekam, wußte ich nicht einmal, was Politik überhaupt war, ich dachte, das müsse irgendwie mit „Polizei“ zusammenhängen.

Mit Beginn des Monats März etwa kam zu den bisherigen Schrecken des Krieges zunehmend stärker werdender Artilleriebeschuß. Die Amerikaner, die seit dem 3. März in Oberkassel und Uerdingen standen, beschossen von der linken Rheinseite aus unsere Gegend. Man konnte den Knall eines Abschusses hören, bald darauf ein Schwirren in der Luft und wenig später die Explosion der Granate. Brenzlig wurde für uns die Lage, als unmittelbar in unserer Nachbarschaft, im Garten von Schultz, eine deutsche Artilleriestellung einzog und das Feuer der Amerikaner erwiderte. Daß die Position dieses Geschützes der feindlichen Aufklärung nicht lange verborgen geblieben war, zeigten die zunehmenden Einschläge.

Man sagte uns, daß das Kind Hedi heißen solle. Zur damaligen Zeit war es üblich, daß die Taufen am ersten Sonntag nach der Geburt stattfanden. So zogen dann am Nachmittag des 4. März die Paten mit Hedi im Steckkissen und wir älteren Geschwister zur Kirche. Dort entrüstete sich Pastor Veiders lautstark über den Namen: Hedi, das käme doch gar nicht in Frage, es hätte eine heilige Hedwig gegeben, und nach dieser müsse das Kind benannt werden. Als Namen trug er schließlich kraft eigener Willkür Hedwig Anna Hilde in das Stammbuch ein. Auch wenn einem etwas nicht gefiel, war es zu dieser Zeit absolut nicht üblich, dem Pastor zu widersprechen. Von der Taufzeremonie habe ich noch die Worte von Wilhelm Veiders im Ohr, als er die symbolische Frage stellte: „Hedwiga, willst Du getauft werden? ... “ Diese Latinisierung des Vornamens bei der Taufe habe ich später als Meßdiener noch öfter bei ihm gehört.

Bald nach der Taufe mußte unser Vater sich auf den Weg in die Kaserne machen. Der Einberufungsbefehl lautete, er habe sich in Munsterlager einzufinden. Mit Fritz Nüsser hatte ein weiterer Lintorfer zur gleichen Zeit diese Reise anzutreten, so war es selbstverständlich, daß die beiden zusammen losfuhren. Weil aber mit dem 23. Januar - wie wir heute wissen - die Deutsche Reichsbahn den überregionalen Verkehr eingestellt hatte, kamen

Das Haus Am Eichförstchen 43, in dem die Familie Haufs lebte ,und in dem Hedi Haufs 1945 geboren wurde

die beiden mit den noch ab und zu verkehrenden Bummelzügen nur sehr mühsam weiter. Soweit ich weiß, kamen sie nicht einmal bis in die Gegend der Lüneburger Heide, sondern wurden schon unterwegs, noch irgendwo in Westfalen, gefangengenommen. Das allerdings haben wir erst lange Jahre später erfahren.

Einige Zeit später, an einem schönen Vorfühlingstag, spielte ich nachmittags mit Friedhelm Lohausen auf deren Hof. Wie üblich hörten wir die Artillerie, aber das interessierte uns nicht sonderlich. Plötzlich allerdings erscholl eine riesig laute Detonation. Frau Lohausen stürzte aus dem Haus und riß trotz eines Verbandes am Arm uns Jungens in den Keller. Wie in einer bösen Vorahnung sagte ich: „Das war bei uns.“ Als es nach einiger Zeit wieder ruhig schien, lief ich nach Hause - und siehe da, eine Granate war eingeschlagen. Von Westen kommend war sie in das Haus eingedrungen, war in Nachbars Küche explodiert, hatte dort alles zerstört, dann die Wand zum Flur durchschlagen und anschließend die Wand zwischen Flur und unserem Schlafzimmer zu einem großen Teil eingedrückt. - Und dort im Schlafzimmer stand der Wäschekorb mit dem Baby vor den Betten. Glück hatte unsere kleine Schwester gehabt, denn zwischen ihrem Körbchen und der zerstörten Wand stand der Kleiderschrank. Dessen Bretter waren so auf den Wäschekorb gefallen, daß dieser mit der oberen Seite gegen das Fußende der Betten kippte und oben von den umstürzenden Brettern bedeckt wurde. Die nachrutschenden Steine wurden so wie von einem Schild zurückgehalten. Den größten Schreck hat dabei unsere Mutter bekommen. Nebenan in der Küche hörte sie die Explosion, sah die Tür zum Schlafzimmer auffliegen und schrie und schrie: „Mein Kind! Wo ist mein Kind?“ Zum Glück war Hedi bald, ohne Schaden genommen zu haben, aus dem Trümmerberg gegraben. Nur der feine Ziegelsteinstaub war durch alle Ritzen gedrungen; noch nach Tagen sah man dessen rote Spuren in Augen, Nase und Mund des Babys.

Nachdem die Wohnung so zerstört war, konnten wir nicht länger dort bleiben. Wie wir die folgende Nacht oder die nächsten Tage verbrachten, wo wir geschlafen haben, ist mir entfallen. Wir wurden dann vom Amt in eine Wohnung auf der Johann-Peter-Melchior-Straße eingewiesen, deren Bewohner sich bei Verwandten in einer sichereren Gegend aufhielten.

Auf der Melchiorstraße erlebten wir am 22. März den schweren Fliegerangriff auf Ratingen. Als wir nach der Entwarnung bei strahlendem Sonnenschein aus dem Keller kamen, sahen wir die schwarzen Rauchwolken über der brennenden Stadt. Durch die Luft segelten unzählige angebrannte und verkohlte Papierfetzen; auf einem, den wir aufhoben, stand: „Jesus am Ölberg“.

Am Abend des 17. April hörten wir das Scheppern von Metall, während die Panzersperren an den Kirchen abgebaut wurden, wagten aber nicht, dort hinzugehen. Als am nächsten Tag die amerikanischen Panzer mit lautem Kettengerassel in Lintorf einrollten, sah ich auf dem Hof an der Melchiorstraße, wie eine Frau aus einem Nebenhaus mit erhobener Faust dastand und schrie: „Wir werden siegen! Wir werden siegen! Der Führer wird das schon machen! “ Zwölf Tage später hat sich Adolf Hitler in Berlin erschossen.

Bald nach Beendigung des Krieges machte sich Maurermeister Fritz Zündorf daran, das Loch in der Hauswand zu schließen und auch die Flurwände wieder aufzubauen. Tapeten gab es damals nicht. Daher wurden die Wände zunächst hell gestrichen und dann mit einem in Farbe getauchten Lappen gerollt.

Trotz großer Schwierigkeiten kamen wir auch wieder zu Schlafzimmermöbeln: Bei Molitor erhielten wir zwei Betten. Einen Sprungrahmen hatten die nicht, sondern den Boden bildeten einseitig gehobelte Nut- und Federbretter, die einfach aneinander gelegt wurden. Die Matratzen waren mit Stroh gefüllt. Einen Kleiderschrank bekamen wir aus dem Haus Siloah. Wie ein Stempel an der Innenseite einer Tür besagte, stammte er von der OT (Organisation Todt). Eigentlich gehörte er zu dem Inventar, das für die Besatzungsoldaten zur Verfügung gehalten werden mußte. Aber durch intensives Betteln ist es unserer Mutter gelungen, den Hausvater davon zu überzeugen, daß wir den Schrank dringender benötigten.

Mit Glück haben wir diese schreckliche Zeit gut überstanden. Uns Kindem ist sie eigentlich gar nicht so schlimm vorgekommen. Die Sorgen unserer Eltern, besonders die Mühe unserer Mutter, uns in dieser Zeit einigermaßen zu versorgen, haben wir erst viel später begriffen.

Willi Haufs

„Das sind ja zwei"

Wir hatten den 9. Dezember 1944, die Bomben fielen, und wir hatten Tag und Nacht keine Ruhe.

Ich wartete auf mein drittes Kind. In ein Krankenhaus wollte ich nicht. Wenn eine Bombe fiel, dann wollte ich bei meinem Mann und den Kindern sein, lieber alle auf einmal tot, als allein übrig bleiben. So hatten wir einen großen Keller (ca. 8 x 6 m) mit Balken abgestützt, frisch gekälkt und geputzt. Dann wurde ein komplettes Schlaf- und Wohnzimmer aufgestellt, ein Teppich auf den Boden gelegt und, was sehr wichtig war, ein Kohleherd aufgestellt. Nun konnten wir es aushalten. Vor die Kellerfenster wurden Sandsäcke gelegt und nach außen hin eine schwere Eisentür mit Hebelverschluß angebracht. Wir hatten eine kleine Festung und fühlten uns sicher.

Meine Hebamme, die schon einmal, am 17. 11. 1940, im schweren Bombenhagel ein Kind bei mir geholt hatte, wußte Bescheid. Bei ihr fühlte ich mich gut versorgt. Eine vorgeschriebene ärztliche Betreuung für werdende Mütter gab es damals noch nicht.

Vor lauter Fliegeralarm und Bomben, Sorge um Essen, Trinken und Kleidung für die ganze Familie kam ich nicht zum Nachdenken über mich selbst.

Mittags merkte ich, daß an diesem Tag das Kind kommen wollte. Aber in der Ecke stand noch ein Sack mit Weißkohl, der mußte eingemacht werden. Er stand schon länger da, aber ich hatte nie Lust gehabt, mich daran zu machen. Andererseits war es wichtig, daß wir eine Tonne voll Sauerkraut hatten, denn die Lebensmittel waren knapp. Bekam man vom Metzger einen Schweineknochen, so gab das ein gutes Essen. Ich sagte zu meinem Mann: „Wir müssen den Kappes noch einmachen, in zehn Tagen ist er faul." Da haben wir uns daran gemacht, mein Mann hat den Kappes geschabt, ich habe ihn abgeblättert und den Strunk herausgeschnitten. Mit Mühe und Not haben wir den Kappes in die Tonne bekommen.

Die Wehen setzten immer stärker ein, Fliegeralarm über uns. Eilig mußte mein Mann die Kinder zu Verwandten bringen und die gute Hebamme, Frau Fohrn, holen. Inzwischen waren die feindlichen Flieger da, und die Flak schoß ohne Unterbrechung. Aber das war alles Nebensache, wenn nur die Geburt gutging. Es ging alles gut, in zwei Stunden war das Kind da, ein kleines Mädchen, gesund und gerade. Und mir ging es auch gut.

Da konnte ich nur sagen: „Gott sei Dank." Das war unser Kellerkind. Früher faßte die Hebamme, wenn das Kind versorgt war, das Kind an den Beinchen, hob es hoch und gab ihm einen Klaps auf den Po, dann kam der erste Schrei. Ob das heute noch so geht, weiß ich nicht. Nun legte sie das Baby in ein Wäschekörbchen, kein Himmelbett mit Spitze und Rüschen. Danach stand uns nicht der Sinn, wir hatten es auch nicht. Das Wäschekörbchen wurde auf die Spiegelkommode mit dem dreiteiligen Spiegel gestellt, so sah es aus, als ob zwei Körbchen da standen. Auf den Boden konnten wir das Körbchen nicht stellen, der Betonboden war zu kalt. Dann wurden die beiden anderen Kinder geholt, es war eine große Freude, ein kleines Baby zu haben und alle wieder beisammen zu sein.

Am anderen Tag kam die Tante zu Besuch und wollte das Kind sehen. Sie brachte mir sechs Eier und ein Stück Speck mit, eine gute Gabe. Als sie durch die Eisentüre kam, fiel ihr Blick sofort auf die Frisierkommode mit dem Körbchen. Da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Das sind ja zwei!" „Nun komme herein, Tantan, und sieh dir die zwei an." Da lachte sie und sagte: „Es ist gut, daß es nur eins ist in dieser schlechten Zeit." Es gab keine Windeln (Pampers kannte man noch nicht), so mußte ich einige Bettücher dafür zerschneiden. Von dem vorigen Kind war noch etwas Kinderwäsche da, die wurde sorgsam aufgehoben, dann gab es noch das Nötigste auf Bezugschein. Aber wir waren alle zufrieden, dem Baby und mir ging es gut.

Am folgenden Sonntag war Kindtaufe. Die Tantan sollte Taufpatin werden, hat sich zuerst sehr gesträubt, dann gab sie nach. „Aber ich trage das Kind nicht in die Kirche, das muß jemand anderes tun, ich koche inzwischen den Kaffee." So geschah es, eine Schwägerin trug das Kind zur Taufe. Der Taufpate, mein Bruder, stand in Rußland an der Front, so mußte ein Bruder meines Mannes ihn vertreten. Die Tantan war Bäuerin, unverheiratet, und scheute den Auftritt in der Öffentlichkeit. Im Laufe der Jahre 1942 – 1943 sind drei Brüder von ihr in Rußland gefallen, und so lebte sie ganz in sich gekehrt und hatte nur Kontakt mit dem Rest der Familie.

Als wir zur Taufe in die Kirche gingen, war wieder Fliegeralarm. Nach der Andacht wurde das Kind getauft. In Anlehnung an den Namen des Vaters, Wilhelm, wir hatten schon zwei Mädchen, wurde es auf den Namen Wilhelmine getauft. Es war zu der Zeit noch Tradition, daß die Vornamen der Familie weitergeführt wurden. Der Pastor beeilte sich mit der Taufzeremonie, es wäre ja möglich gewesen, daß eine Bombe auf die Kirche gefallen wäre. Aber feierlich war es doch, die Eltern, Geschwister und Verwandten standen dabei, und eine schöne Taufkerze hatten wir auch.

Ende Dezember 1944 war eine sehr schlechte Zeit. Es gab fast nichts zu kaufen, es war Behelf in allen Sachen. Als wir anschließend alle zusammen im Keller saßen, der Herd strahlte gemütliche Wärme aus, das Kaffeewasser summte, der Säugling lag zufrieden im Körbchen, da ging es uns allen gut. Die Tantan hatte etwas Schinken und Butter mitgebracht, für Bohnenkaffee und Brot hatten wir gesorgt, und einen Möhrenkuchen hatte ich auch gebacken, davon ist kein Krümelchen übriggeblieben. Das

Rezept habe ich noch: 60 g Butter, 125 g Zucker, 125 g Möhren gerieben, 1 Vanillezucker, etwas Zitronenaroma, 1 Prise Salz, 200 g Mehl, 3 gestrichene Teelöffel Backpulver, 5 Eßlöffel Milch. Sowas sollte man heute jemand anbieten!

Die kleine Helmy, so wurde sie genannt, hat die ersten drei Monate ihres Lebens im Keller verbracht, kein Tageslicht und keine Sonne gesehen. Im Keller wurde geschlafen, gewohnt, gekocht, die Kinderwäsche im Einmachkessel auf dem Herd gekocht und auch getrocknet. Wir fühlten uns im Keller alle sicher und waren froh, daß wir alle zusammen waren. Mein Mann war nach einer Verwundung in Jelnja, Rußland, auf das Wehrbezirkskommando in Mettmann versetzt worden. So konnte er in seiner Freizeit für uns sorgen, und wir waren nachts nicht alleine. An einem schönen Sonntag im Februar 1945, es war ausnahmsweise still in der Luft, haben wir zum ersten Mal die kleine Helmy im Kinderwagen auf den Hof gestellt. Ich wollte meine Schwester besuchen. Sie hatte fünf Kinder, und ihr Mann war Soldat. Sie hatte es nicht leicht. Zu Fuß hatte ich 15 Minuten zu laufen, also befahl ich meinem Mann das Kind an und machte mich auf den Weg. Ich war einige Minuten weg, da hörte ich Juuuuuuuuuu- Jum, bekannte Töne. Der Artilleriebeschuß kam von der linken Rheinseite, gegenüber Kaiserswerth, wo die Amerikaner lagen. Die Granate konnte ich hören, auch den Einschlag, es war kurz hinter mir, in der Nähe unseres Hauses. Und das Kind auf dem Hof. Mein Gott, ich konnte nicht schnell genug zurücklaufen. An der evangelischen Kirche, nur einige Meter von unserem Haus entfernt, war die Granate eingeschlagen. Mein Mann hatte das Kind schon in den Keller geholt, es war nichts passiert.

Mittlerweile hatten wir März, daß der Krieg bald zu Ende war, war allen klar. Es war ein schöner Tag, vor Tieffliegern und Artilleriebeschuß hatten wir Ruhe. Ich dachte, jetzt muß die Hitlerfahne verschwinden, wenn die Amis die bei uns finden, kann es schlecht für uns ausgehen. Die Hitlerfahne mußten wir als Geschäftsleute haben, da ging kein Weg dran vorbei. Auf dem Hof standen ein Tisch und eine Bank. Also holte ich Schere und Maßband, in dieser Zeit des Mangels wollte ich aus der Fahne Kinderschürzen nähen. Mit weißer Zackenlitze mußte das gut aussehen. Gerade hatte ich den weißen Spiegel mit dem Hakenkreuz abgetrennt und auf die Erde geworfen, der Kreis, wo der Spiegel gesessen hatte, war noch kräftig rot, die übrige Fahne verblichen. Nun nahm ich die Schere und begann die Fahne zu zerschneiden. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Ich schaute mich um und erstarrte vor Schreck. Ein SA-Mann stand vor mir. Ich sehe ihn heute noch, klein und gedrungen, etwas krumme Beine, Stiefel, braune Uniform, ein Lederriemen von der Schulter zum Bauch und eine Pistole im Halfter. Der Schrecken ist mir in die Glieder gefahren, ich war wie versteinert. Da kam er auf mich zu, besah sich das Hakenkreuz auf der Erde und die Schere in meiner Hand. „Was machen Sie denn da?" „Ich habe drei Kinder und nichts für sie zum Anziehen, ich muß etwas daraus nähen." Da sagte er: „Ja, ja," drehte sich um und ging fort. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Entweder hatte er selbst Kinder, oder er glaubte auch nicht an den ganzen Wahnsinn. Einige Wochen später war der Krieg zu Ende, wir waren von Angst und Schrecken erlöst, aber sonst hatten wir genug Sorgen. Bananen und Apfelsinen haben unsere Kinder nicht gekannt, nur das Obst vom Bauernhof. Im Wald suchten wir Himbeeren. Davon machte ich Saft, damit das kleine Kind etwas Fruchtiges auf dem Brei hatte. Eine Latzhose zum Kriechen und für die ersten Gehversuche wurde aus der Flakhose meines Mannes genäht, das war die „Flacki."

Helmy war trotz allem ein gesundes und hübsches Mädchen. In den Kindergarten ging sie mit ihrer Puppe ohne Kopf, der war längst kaputt. Die Puppe hieß „Der liebe Jung".

Mittlerweile ist Helmy Mutter von drei Kindern und hat zwei Enkelkinder.

Maria Molitor

Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler

augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☏ 3 60 03

Was man als einzelner und in Gemeinschaft vor 50 und mehr Jahren erleben konnte

Ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende liegt es nahe, sich an die Ereignisse jener Jahre zu erinnern, die das Leben der damals lebenden und wirkenden Generation geprägt haben. Daß sich deren Reihen in dieser langen Zeit gelichtet und die Verhältnisse sich weitgehend gewandelt haben, wird niemanden verwundern.

Um so mehr sollte man nicht vergessen, daß es vor 1945 schon einmal einen Weltkrieg gegeben hat, der nicht weniger tiefgreifende Nöte mit sich gebracht hat als der Zweite Weltkrieg. Der erschreckende Mangel an Geschichtskenntnissen in der jüngeren und jüngsten Generation sollte uns Ältere veranlassen, unseren Nachkommen zu vermitteln, wie es zur Gestaltung der Welt von heute gekommen ist, wobei die Schuldfrage nicht immer im Vordergrund stehen sollte.

Die Kriegsjahre 1914 - 1918 sind den Älteren unter uns aus der Kindheit noch mehr oder minder in Erinnerung. Ich sehe noch die verwundeten Soldaten auf von Pferden gezogenen Leiterwagen von Westen kommend durch die Sternstraße in Düsseldorf ziehen - ein düsteres Bild! Der „Steckrübenwinter“ 1916 - es war auch das Todesjahr meiner 8-jährigen Schwester - war für alle eine schwere Zeit. Zum Hunger kam die Kälte. Steckrüben können bei schmackhafter Zubereitung eine gute Mahlzeit darstellen. Damals hatte man dazu keine Möglichkeit und war froh, nicht verhungern zu müssen. Die Knappheit an Heizmaterial verschärfte noch durch die Kälte in den Wohnungen das Hungergefühl. Als „I-Dotz“ freute ich mich über gelegentlichen Besuch von Heilsarmeeleuten, die uns mit dem begehrten Brennholz und Briketts ein wenig aus der Not halfen, wie ihre Hilfsbereitschaft bis in unsere Tage wirksam geblieben ist. Verständlich ist mein damaliges Mißverstehen von „Heilsarmee“, der das Heil der Mitmenschen am Herzen liegt, in den Begriff „Heizarmee“, was meinem Verständnis nahelag. Was die beiden Weltkriege für die heutige Sicht ähnlich erscheinen läßt, ist die kaltherzige Einstellung zum Mitmenschen, wie wir sie auch heute „am laufenden Band“ erleben, und der Egoismus, der genau wie damals seine Triumphe feiert. Auch in unserer Zeit ist das Machtstreben die treibende Kraft. Eine Partei mißgönnt der anderen, an der Macht zu sein. Wenn in diesem Jahre der Hinrichtung eines Mannes wie Dietrich Bonhoeffer und vieler anderer gedacht wird, wird uns das Verantwortungsgefühl für den anderen, gleich welcher Konfession, Nation oder Rasse, werden uns die Bereitschaft, für ihn einzutreten, der Mut und die Bekenntnisfreudigkeit und die Liebe zur Wahrheit wieder lebendig. In Bonhoeffers „Widerstand und Ergebung“ können wir unter dem 1. März 1944 lesen: „Die tägliche Bedrohung des Lebens, wie wir sie im Augenblick fast alle irgendwie erfahren, spornt in einzigartiger Weise zur Wahrnehmung des Augenblicks, zum „Auskaufen der Zeit“ an. Manchmal denke ich, ich lebe so lange, wie ich ein noch wirklich großes Ziel vor mir habe.“ Militärisches Versagen hat es natürlich in beiden Weltkriegen gegeben, aber wir können uns an Männer erinnern, die ihre Aufgaben ernst nahmen und von daher auch heute noch unsere Achtung verdienen. Die Männer des 20. Juli 1944 seien hier in erster Linie genannt.

Es hat aber auch genügend Menschen, Männer und Frauen, gegeben, die vor 1945 als Ungenannte für andere und für die Wahrheit eingetreten sind, aber auch nicht wenige haben sich vor der Wende für ihre Ideale eingesetzt. Wie schwer dies für den Ostteil unseres Vaterlandes gewesen ist, dürfte jedem Besucher der „Ostzone“ in Erinnerung sein. Die Brüder und Schwestern drüben konnten uns oft beschämen mit ihrer Bereitschaft, für andere einzutreten, ungeachtet der Gefahr für Leib und Leben. Ich denke heute noch gerne zurück an Besuche, die vor allem in den 50er und 60er Jahren die Verbindung zu Gemeinden und Einzelpersonen gestärkt haben.

Da ich seit 1940 als Soldat der 6. Gebirgsdivision angehörte, kam mir bei der Durchsicht meines Wehrpasses die Erinnerung an die vielen Etappen des Krieges zurück: den Frankreichfeldzug mit Elsaß und Bretagne, 1941 dann Rumänien, Bulgarien, Griechenland und Kreta. Griechenland ließ wiederum die Missionsreisen des Apostel Paulus lebendig werden. Auf dem Wege nach Athen, wo wir am 1. Mai 1940 eintrafen, hatten wir Gelegenheit, in Veria („Beröa“) die Rednertribüne zu sehen, auf der Paulus sein Wort an die dortigen Bewohner gerichtet hat, um sie in die Nachfolge von Jesus Christus zu rufen, wie er dies in Griechenland von Ort zu Ort getan hat. Das griechische Neue Testament war auf dieser ganzen Strecke mein treuer Begleiter. Über die christliche Gemeinde in Korinth können wir sehr ausführlich in den beiden Korintherbriefen des Paulus lesen. Auch der Philipperbrief ist mit seinem Aufruf zur Freude eine dankbare Lektüre. In der Apostelgeschichte können wir über die Geschehnisse an diesen Orten viel Interessantes erfahren, nicht zuletzt aus dem 17. Kapitel, in dem Paulus den Athenern den unbekannten Gott verkündigt. Die Akropolis war für uns ein besonderer Anziehungspunkt, den wir nicht versäumt haben. Auf der Ägäis konnten wir gelegentlich die Seefahrt des Apostels ein wenig nachvollziehen. Zur Abhaltung von Gottesdiensten hatte ich in Griechenland häufig Gelegenheit. Eine große Beerdigung von etwa 80 Gefallenen, wohl im Zusammenhang mit den Kämpfen in Kreta, hatte ich in der Nähe von

Korinth, wo ich von zwei Hauptleuten der Luftwaffe abgeholt wurde, die für die Organisation sorgten und mich anschließend zu sich einluden. Sie standen wohl an sich der kirchlichen Verkündigung am Grabe einigermaßen fern, zeigten dann aber großes Interesse, an das ich mich noch sehr gut erinnern kann. Die Luftwaffe hatte ja keine Wehrmacht- bzw. Kriegspfarrer (letztere im Hauptmannsrang), so daß ich mich über die Fragen, die zur Sprache kamen, sehr gefreut habe. Es war für einen Pfarrer, gleich an welcher Stelle, eine schöne und lohnende Aufgabe.

Die 6. Gebirgsdivision hatte bei dem raschen Durchzug durch Griechenland - am Kampf um Kreta war sie nicht beteiligt - und abgesehen von dem heißen Ringen um den Götterberg Olymp erst wieder im hohen Norden teilweise starke Verluste, vor allem an den Kampfstützpunkten, die ziemlich verstreut lagen in der Schneewüste und oft schwer zu erreichen waren. Die russischen Scharfschützen hatten in dem Gebiet, das ja auch oft ihre Heimat war, ein leichtes Spiel. Die weißen Tarnanzüge erschwerten häufig die Unterscheidung von Freund und Feind.

Einige Fälle von Kriegsgerichtsverfahren sind mir noch in Erinnerung. Von dem Bruder meiner Mutter, der im Ersten Weltkrieg Kriegsgerichtsrat war und mir schon früher von seiner Tätigkeit erzählt hatte, wußte ich manches, das für den Seelsorger von Bedeutung war. Es war mitunter für alle Beteiligten eine schwere Aufgabe, die bewältigt werden mußte. Auf dem Rückzug sahen wir Saloniki und erinnerten uns dabei an das „Thessalonich“ zur Zeit des Apostels Paulus, dessen zwei Thessalonicherbriefe die ältesten im Neuen Testament sind. Die Eisenbahnfahrt durch Jugoslawien war trotz der Romantik des Landes für uns nicht so harmlos, so daß wir froh waren, heil auf dem Semmering wieder anzukommen. Von Stettin aus, wo es heute sehr verwahrlost aussieht, ging unser Truppentransporter dann über die Ostsee durch den Bottnischen Meerbusen in Richtung Rovaniemi. Auf dieser Fahrt hat uns der Anblick des strahlend erleuchteten Stockholm auf unserem natürlich streng abgedunkelten Schiff tief beeindruckt. Nur neutrale Länder konnten sich eine solche Beleuchtung erlauben. Über die Eismeerstraße (Ivalo) erreichten wir den Norden Finnlands und unsere Bleibe auf russischem Gebiet (km 36 der „Russenstraße“). In solch unmittelbarer Nähe des Eismeeres machte sich der klimamildernde Golfstrom bemerkbar, so daß sogar in der Weihnachtszeit die Temperatur um null Grad liegen konnte. In Nordnorwegen, wo wir uns einige Zeit aufhielten (Svanvik), war es meist erheblich kälter. Ein Erlebnis besonderer Art war das Polarlicht, dessen Schleier in zarten Pastellfarben in der dunklen Jahreszeit über uns standen. Die Dunkelheit war nur wenige Stunden um die Mittagszeit unterbrochen. Im Sommerhalbjahr schien die Sonne auch um Mitternacht auf unsere Lagerstatt, wie bei uns im Hochsommer an Nachmittagen. Die Zeit der Dämmerung hatte ihre besonderen Reize, die in den Übergangszeiten, wie sie mir durch den stundenlangen Wechsel von grünen und violetten Streifen am Himmel in Erinnerung sind, in der Stille der Natur einen bleibenden Eindruck machte. In den vier Jahren unseres Aufenthaltes im Umkreis von Parkina, Petsamo usw. traf ich noch auf finnischem Gebiet einen älteren Amtsbruder mit finnischem Namen, aber deutscher Abstammung, mit dem ich wiederholt in ein anregendes Gespräch kam. Seine Vorfahren hießen v. Schoenemann und gingen als Offiziere des schwedischen Heeres mit diesem nach Schweden zurück. Wir haben uns sehr interessiert über theologische Fragen unterhalten, und zum Schluß hat er mir noch ein finnisches Gesangbuch geschenkt zur Erinnerung an unsere Zusammenkünfte in seinem Pfarrhaus.

Murmansk blieb während des Stellungskrieges für die deutschen Truppen ein unerreichbares Ziel, zumal die russischen Streitkräfte bestens ausgerüstet waren und meist ihre engere Heimat im Rücken hatten. Die Gefangenschaft begann für uns erst mit dem Verlassen von Skjold, wo wir uns mit mehreren Pfarrern beider Konfessionen getroffen hatten, und dem Erreichen von Quesmenes, wo es am 21. Juli 1945 aufs Schiff ging, das von den Amerikanern zur Verfügung gestellt wurde und uns durch manchen Sturm an Norwegen vorbeiführte unter Berührung der Hansestadt Bergen, und endlich mit der Landung in Bremen, wo wir mit einer frohen Begrüßung überrascht wurden. Von Bingen aus wurden wir von einem jungen französischen Arzt mit spürbarem Wohlwollen entlassen. Mit meiner noch reichlich umständlichen Fahrt nach Nürnberg zur Familie meiner Braut schloß für mich die Zeit des Krieges und der Gefangenschaft ab, obwohl die Jahre danach alles andere als leicht waren. Die guten Beziehungen zur Familie Bezzel legten den Gedanken an ein Überwechseln in den Dienst der lutherischen Landeskirche in Bayern nahe; das Landeskirchenamt in Düsseldorf lehnte jedoch diesen Versuch ab, was mich einerseits freute, mir andererseits aber leid tat um der Beziehungen willen, die sich bereits in der letzten Zeit ergeben hatten. So bin ich dann nach zweijähriger Dienstzeit in dem damals weitgehend zerstörten Goch (dort Heirat 1946 und 1947 Geburt der Tochter) und sechs Jahren Pfarramt in Duisburg-Beeck (Geburt unserer beiden Söhne) im Herbst 1953 nach Lintorf gekommen, wo wir uns in diesen Jahrzehnten immer wohlgefühlt haben, was auch noch über den Heimgang meiner Frau (1989) hinaus gilt. Mein früherer katholischer Amtsbruder in Lintorf sagte einmal zu mir: „Es wird heute so viel von Ökumene gesprochen; wir tun das nicht, wir handeln aber entsprechend.“ Dieses positive Verhältnis zwischen den Konfessionen habe ich die ganze Kriegszeit hindurch erlebt, und es hat sich fortgesetzt an den oben genannten Orten bis heute.

Wenn Christus gesagt hat, er sei Weg, Wahrheit und Leben, so hat dies nicht nur vor fünfzig Jahren gegolten, sondern sollte seine Bedeutung auch in alle Zukunft behalten.

Pfarrer i.R. Wilfried Bever

„ . . . den Heldentod starb“

Mittlerweile wächst in Deutschland die dritte Generation heran, die Krieg nur aus Geschichtsbüchern und aus dem Fernsehen kennt. 50 Jahre sind seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen. Das bedeutet: 50 Jahre ununterbrochen Frieden für Deutschland. Das hat es zuvor noch nie in der deutschen Geschichte gegeben.

Die längste Friedensperiode, die Deutschland bisher gekannt hatte, waren jene 43 Jahre zwischen dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges 1914. Es ist fast nicht zu glauben, daß gerade die letzten 125 Jahre mit den beiden Weltkriegen auch die längsten friedlichen Zeiten für Deutschland gebracht haben.

Aus den vergangenen drei Kriegen, die Deutschland geführt hat, sind bis heute zahlreiche Feldpostbriefe und Feldpostkarten überliefert. Noch leben zahlreiche Empfänger solcher Briefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Die Gefahr ist jedoch groß, daß diese Zeitdokumente mit dem Tod der Empfänger verloren gehen, da die Nachkommen mit den „alten Briefen“ nichts mehr anfangen können.

Dabei enthalten die Briefe der Soldaten viel Wissenswertes über die Kriegsereignisse oder aber geben die Stimmung an der Front wieder, wenn auch oft nur in Nebensätzen. Sie spiegeln das Auf und Ab der Erfolge oder Mißerfolge der Wehrmacht ebenso wider wie die Angst der Soldaten um die Verwandten in den bombengefährdeten Städten des Reiches. Sie zeigen aber auch, daß sich die Soldaten an der Front mit solch banalen Dingen wie Hosenträgern (s.u.) befassen mußten.

Josef Preuß war um den 10. Dezember 1942 im Alter von achtzehn Jahren eingezogen worden. Während der folgenden vierzehn Monate seiner Dienstzeit hat er zahlreiche Feldpostbriefe an seine Eltern in Essen, an seine Geschwister und an Freunde und Bekannte geschrieben. Erhalten sind die Briefe an seine Eltern und zwei Briefe an seine Schwester in Velbert.

Mit Hilfe der Briefe sollen hier die Gedankenwelt des jungen Soldaten, seine Gefühle und Wünsche beschrieben werden. Doch am Anfang steht jener Brief, in dem den Eltern der Tod ihres Sohnes mitgeteilt wird:

„Sehr geehrte Familie Preuss!

Ich muss Ihnen die traurige Mitteilung machen, dass Ihr Sohn Josef bei einem russischen Angriff bei Gsemenowka am 30. Januar (1944) den Heldentod starb...

-Ihr Sohn fiel in diesem überaus harten Kampf, nachdem er bis zum Letzten seine Pflicht als M.G. Schütze erfüllt hatte. Ein Granatsplitter machte seinem jungen Leben ein schmerzloses Ende...

Im festen Glauben an die Heimat und den Sieg unserer Waffen gab er sein Leben.

Heil Hitler!

Huber, Leutnant“

Die Nachricht, daß ihr Sohn den „Heldentod“ gestorben war, erhielten Lucia und Franz Preuß erst am 11. Mai 1944. So lange hatte das Schreiben von der Front bis in die Heimat nach Essen gebraucht.

Josef Preuß (1924 - 1944)

Das Seelenamt für den Toten wurde am Freitag, dem 26. Mai 1944, um 8.30 Uhr in der Essener Kirche St. Elisabeth gehalten. Im Sonderfall erst um 10 Uhr, heißt es im Totenbrief, und gemeint war damit wohl ein Fliegerangriff. Mai 1944, das ist ein Jahr vor dem Ende des Krieges. Es ist die Zeit schwerster Fliegerangriffe auf das gesamte Ruhrgebiet. Franz und Lucia Preuß waren bereits mehrfach „ausgebombt“, wie es damals genannt wurde.

Josef Preuß war, als er im „festen Glauben an die Heimat und den Sieg unserer Waffen“ den „Heldentod“ starb, wie Leutnant Huber es schreibt, gerade einmal 19 Jahre alt. Er war am 11. August 1924 in Essen geboren worden.

Der frühe Tod war ein damals alltägliches Schicksal und nicht nur an der Front. Rund 50 Millionen Menschen starben im Zweiten Weltkrieg. Für uns heute ist es kaum vorstellbar, daß all’ diese Menschen wegen der wahnsinnigen Idee einer Weltherrschaft des deutschen Volkes sterben mußten.

Den vermutlich letzten Brief schickte Josef Preuß kurz vor seinem Tod am 24. Januar 1944 an seine Schwester Elisabeth in Velbert:

„Liebe Schwester!

Bald ist auch der Winter wieder um. Und die Sonne wird wieder scheinen. So wird und muß auch einmal der Friede wieder Einkehr halten. Doch wird auch dann die Unrast nicht schweigen und gleich wie es im Sommer Tag und Nacht gibt, so wird Gut und Böse aneinander sich reiben und es ist so, wie der englische Dichter Shakespeare sagt: ‘Schlaf nicht, schlaf nicht! Denn es gibt keinen Frieden auf Erden!’

Gestern war Sonntag. Der Tag des Herrn. Ach, wie war es doch früher schön, wenn ich sonntags aufwachte und die Glocken läuteten. Unten im Stall eine Kuh brummte und durch die Lücke

einer Dachpfanne ein verirrter Sonnenstrahl vor mir ins Stroh fiel, wo meine Kameraden gerade erwachten. Wenn wir uns dann unter einer Pumpe wuschen oder im nahen Fluß schwammen und dann gemeinsam zum Kirchgang gingen.

Doch jetzt ist alles anders. Es läuten keine Glocken. In unserem Bunker ist ewig Nacht. Und in den schmalen Gängen, in den Laufgräben muß man verweilen. Körper und Anzug sprießen vor Dreck. Und ein jeder Tag ist gleich dem andern. Oft wissen wir noch nicht einmal, daß Sonntag ist. Und doch geht die Sonne auf wie früher. Wache Gott über allem und möge er uns bald den Frieden geben,

Dir meinen Gruß Josef“

Am 30. Januar 1944 fiel in den schweren Kämpfen an der Ostfront, in Erfüllung der Soldatenpflicht und Kameradentreue, unser lieber Sohn und Bruder

Josef Preuss
Ober-Gren.

im Alter von 19½ Jahren.

In tiefem Schmerz:
Franz Preuss und Frau Lucia
geb. Gerigk
Geschwister und Anverwandte

Essen-West, Frohnhauser Str. 219.

Das feierliche Seelenamt für den lieben Gefallenen findet am Freitag, den 26. Mai 1944, vormittags um ½9 Uhr (Sonderfall 10 Uhr) in der St. Elisabetkirche statt.

In dem Brief beschreibt der neunzehnjährige Soldat die Sinnlosigkeit des Krieges. Er glaubt aber auch, daß eines Tages wieder Frieden sein werde. Gleichzeitig schildert Josef Preuß den Beginn seiner Zeit als Soldat an der Front völlig anders. Der Krieg hat dabei eher den Anschein eines fröhlichen Sommerlagers. Seit dieser „schönen“ Zeit scheint aber auch bereits eine Ewigkeit vergangen zu sein. In Wirklichkeit können dazwischen kaum zwölf Monate liegen.

Die Briefe, die Josef Preuß an seine Eltern schickte, insgesamt waren es rund 40 Stück, haben dagegen einen gänzlich anderen Inhalt. Zwar kommen auch hier immer wieder die schrecklichen Erlebnisse des Krieges vor, aber nur „nebenbei“. Der Krieg spielt nicht die Hauptrolle. Dagegen gewinnt Nebensächliches an Bedeutung. Sicher ein, wenn auch mißlungener Versuch, die Eltern von der Harmlosigkeit des Soldatenseins zu überzeugen.

Seinen ersten Brief schreibt Josef Preuß, kurz nachdem er eingezogen worden war, am 13. Dezember 1942 aus Berlin-Ruhleben an seine Eltern:

„Liebe Eltern und Bruder!

Jetzt bin ich schon drei Tage Soldat. Heute haben wir Sonntag und Stuben- und Spindappell. Der Stabsfeldwebel war gerade da und hat uns als beste Stube bezeichnet. Sonst haben wir heute keinen Dienst mehr und ich kann ruhig schreiben.

Liebe Eltern, die Bahnfahrt war sehr blöde. Sie hat von 1/2 12 bis 3 Uhr morgens gedauert. Bis Hannover sind immer noch welche zugestiegen und es war sehr wenig Platz. Am andern Tag wurden wir eingekleidet. Wie das zugeht, daß muß man erst selbst erfahren. Da kann man ruhig hingehen und sagen, das paßt nicht. Es paßt halt, auch wenn es wirklich nicht paßt. Unsere Verpflegung ist gut. Gleichfalls auch unser Dienst. Es ist wirklich ein ruhiges Leben hier. Um sechs Uhr ist Wecken und um 18 Uhr ist Dienstschluß. Das heißt aber nicht, daß dann alles getan ist. Sondern dann hat man seine Klamotten in Ordnung zu bringen, so daß zum Schreiben fast keine Zeit bleibt. Vorgestern abend haben wir unsere Gewehre empfangen und gestern haben wir Gewehrüber und Gewehrab geübt, ferner Laden und Entladen mit Exerzierpatronen. Das ist alles nicht so schlimm. Sondern das Gewehr reinemachen ist schlimmer, denn die Gewehre sind noch nagelneu und gehen schwer. Aber auch hierin sind wir die beste Gruppe. Das liegt sehr an unserem Herrn Obergefreiten, der unser Gruppenfrüher ist. Unsere Ausbilder sind insgesamt sehr angekratzt und fast jeder hat Auszeichnungen. Auf meiner Stube bin ich mit Berlinern, Harzern, Schlesiern und Essenern zusammen. Einer ist sogar Graf von Bentheim. Aber es sind alles ordentliche Kerle. Schon am ersten Tag bekamen wir einen Stahlhelm auf. Aus Kindern sind Soldaten geworden. Mittwoch haben wir schon Vereidigung und dann gehts ab. Vorher bekommen wir zwar noch Stadturlaub und wir haben noch eine Weihnachtsfeier. Dann geht es auf nach Slawitz bei Kiew. Aber jetzt glaubt nur nicht, daß wir dann direkt zum Einsatz kommen. Das hat noch Zeit. In meinem vorigen Schrieb habe ich nicht die genaue Adresse angegeben. Sie lautet so: Gren. Preuß, 1. Komp. Gren. Ers. Batl. 309 (1.Kompanie Grenadier-Ersatz-Bataillon), Berlin-Ruhleben Alexanderkaserne.

Den Koffer habe ich noch nicht abgeschickt. Jetzt Gruß an alle, mit denen ich im Haus zusammengekommen bin. Grüßt Opa und tröstet die andern, die noch keine Post bekommen haben.

Jupp!“

Abs.: Gren. J. Preuß
auf Marsch
Feldpostnummer oder Absendungsort

Ich habe Alfreds Brief erhalten. Und werde ihm helfen. Nur soll er nicht den Mut verlieren. Nun, also bis zum nächsten Schrieb.
Die besten Grüße
Jupp.
Grüßt Opa
Feldpostnr. abwarten.

7756 B/0123

Feldpostkarte

Familie
Franz Preuß
Essen-West
Feldpostnummer oder Bestimmungsort
Pottgießerstr. 31

Dieser Brief könnte beinahe auch von einem Wehrpflichtigen unserer Tage stammen. Josef ist mit den Veränderungen beschäftigt, die sein neues Leben als Soldat mit sich bringt. Kaum ein Gedanke daran, daß er mit der zu großen oder zu kleinen Uniform in den Krieg ziehen muß. Da ist nur die Beruhigung an die Eltern, daß dies so bald nicht geschehen werde. Das Leben in der Kaserne ist viel zu neu und aufregend, die Ausbildung durch die „Herrn Obergefreiten“ vermutlich viel zu anstrengend, als das Zeit für andere Gedanken bliebe. Es ist ein völlig neuer, ungewohnter Tagesablauf, der den jungen Rekruten keine Zeit läßt, über ihre Zukunft nachzudenken. Dies ist von den Ausbildern sicher so auch gewollt gewesen.

Lange sind Josef Preuß und seine Kameraden tatsächlich nicht in Berlin geblieben. Schon gut einen Monat später kommen die ersten Briefe aus Rußland in Essen an. Den genauen Ort darf Josef Preuß in seinen Schreiben nicht nennen.

Ende Januar 1943 schreibt Josef Preuß vermutlich seinen ersten Brief aus Rußland an die Eltern:

„Rußland, 30.1.43

Ihr Lieben,
nun hat die Bahnfahrt ein Ende. Und wir sitzen, vielmehr, sind gelandet in einer landschaftlich schönen Gegend. Es ist hier noch Winter, aber bald wird die Sonne doch siegen. Ach, wenn ihr doch alle mal diese Schönheit der Natur sehen könntet. Wenn man dieses alles sieht, dann möchte man fast glauben, es sei tiefster Frieden. Aber wenn man dann die zerschossenen Häuser sieht, wird man in die Wirklichkeit zurückversetzt. Mit vollem Gepäck sind wir von der Bahn zu unserer Einquartierung gezogen. Über die Höhen wehte ein sehr kalter Wind. Aber er brachte uns nur Kühlung. Und dann sahen wir das schöne Städtchen, in dem wir einquartiert sind. Ich war anfangs mit meinen Kameraden aus Berlin zusammen, und in einem schönen, kleinen Häuschen hatten wir Zehn mit einem Unteroffizier Quartier. Unten wohnte noch eine Russenfamilie oder besser Tatarenfamilie. Aber dann wurde ich gestern von meinen Kameraden getrennt und einer neuen Kompanie zugeteilt. Ich hatte noch nicht einmal Zeit zum Essen. Mußte sofort packen und ab ging die Post. Es fiel mir im ersten Moment schwer. Aber jetzt geht es schon wieder, denn es finden sich überall Kameraden. Jetzt liege ich außerhalb des Städtchens in einer russischen Kaserne. Und zwar zum Nachrichtentrupp, oder besser Fernmeldetrupp. Aber es kann sich alles ändern. Ich kann auch noch zu den Granatwerfern, S.M.G. (Schnellfeuer-Maschinengewehr) oder Pak (Panzerabwehrkanone) kommandiert werden. Ich liege hier nicht weit von ‘Franz Wieseler’ entfernt. Vielleicht werde ich sein Grab noch finden. Und nun etwas Sachliches. Ich habe da so verschiedene Teile, die Ihr mir schicken könnt. Z.B. 1. Ein breites Gummiband, für um den Stahlhelm, zur Tarnung. 2. Wachskerzen 3. Heftzwecken, 4. Sicherheitsnadeln, 5. Klebstoff, 6. Schuhwichse, 7. Hosenträger, (im Original unterstrichen) 8. Hautcreme.
Nun die besten Grüße von Eurem Jupp!
Warte sehnlichst auf den ersten Brief von Euch.

Feldpostnr. 37669E“

Wieder berichtet er hauptsächlich von der Landschaft, von der Unterkunft und den plötzlichen Entscheidungen der Vorgesetzten. Nebenbei wird das Grab eines Bekannten erwähnt, das er suchen will. Doch schon im nächsten Satz wird er „sachlich“, kommt er zu den wichtigen Dingen. Er bittet die Familie, ihm Ausrüstung zu schicken, die eigentlich in einer gut ausgerüsteten Armee vorhanden sein müßten. Mit keinem Wort wird die sich abzeichnende schwierige Situation erwähnt. Doch daß Josef Preuß diese Sachen nicht von der Wehrmacht bekommen kann, zeigt nur, wie schlecht die Versorgungslage der Soldaten an der Ostfront bereits war. Es ist zunächst nur ein kleines Anzeichen, ist aber von den Eltern in Essen, wo die Versorgungslage ja auch immer schwieriger wurde, sicher richtig verstanden worden.

Die Briefe Josef Preuß’ ähneln sich immer wieder. Nirgends werden die Kriegserlebnisse deutlich angesprochen. Es geht in der Hauptsache um Alltäglichkeiten. Symptomatisch dafür ist ein Auszug aus einem Brief, den er am Weißen Sonntag 1943 (2. Mai) schreibt. Völlig unzusammenhängend berichtet Josef Preuß lediglich in einer Paranthese vom Tode eines Unteroffiziers, als wäre nichts gewesen. Die Soldaten mußten das Grauen des Krieges verdrängen und sie mußten es wohl zugleich weitergeben, wollten sie daran nicht zugrundegehen. Hier der Auszug:

„.. Ich habe nie gedacht, daß das Meer eine solche Schönheit besitzt und vor allen Dingen so majestätisch ist. Aber nun einige Bitten, schickt mir bitte sofort (im Original unterstrichen) eine Turn- oder Badehose. Die alte ist kaputt. - Gerade schießen sie oben auf dem Berg Salut für einen von einer Sprengladung zerissenen Unteroffizier. Er wollte heute auf Urlaub fahren. - Das Paket mit den Hosenträgern vom 13. oder 15., so genau habe ich gar nicht hingeguckt, habe ich erhalten...“

Dr. Andreas Preuß

DRUCKEREI PREUSS GMBH
Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen
Telefon 02102/9267-0 · Fax 02102/926720

Das Ende mit Schrecken

Der Bombenangriff vom 22. März 1945 und das Kriegsende in Ratingen*)

**) Es handelt sich hier um den Vortrag, den der Verfasser am 22. März 1995 im Medienzentrum gehalten hat. Er gelangt unverändert zum Abruck.*

Als am 22. März 1945 um 6.39 Uhr in Ratingen die Sonne aufging und die Verdunkelungsmaßnahmen aufgehoben werden konnten, da ahnte noch niemand, daß dieser Tag als ein Schicksalstag in die Annalen der Stadt eingehen sollte.

Der 22. März 1945 begann zunächst wie andere Kriegstage auch. Die in Ratingen verbliebenen Männer, die Frauen und Mädchen, die Fremdarbeiter und -arbeiterinnen gingen wie jeden Morgen zur Arbeit. Die Hausfrauen bereiteten das Frühstück, sorgten für die Kinder, putzten die Wohnungen, wuschen die Wäsche und erledigten ihre Einkäufe. Der Alltag nahm seinen - in der Retrospektive seltsam erscheinenden - normalen Verlauf.

Allerdings war die Stimmung in der Stadt angespannt. Den Menschen fehlte der Schlaf, ihre Kräfte waren längst aufgezehrt. Seit Monaten gab es täglich mehrmals Alarm, am Tage und in der Nacht. Auch in der Nacht zum 22. März wurden die Ratinger von den Sirenen aus dem Schlaf geschreckt. Ein Zeitzeuge erinnert sich: „Wir kriegten den Schlaf immer seltener aus den Augen. Unsere Koffer standen allabendlich griffbereit. Unsere betagten Mütter und Väter spritzten, ging der Feuertanz los, schreckhaft aus dem ersten Schlaf aus den Betten, zogen sich eilends an, tappsten durch halbdunkele Treppenhäuser in die kalte, muffige Tiefe. Draußen huschten die bleichen Lichtbündel der Scheinwerfer ... dahin. Noch einmal schaute jeder aufwärts zu seiner Wohnung mit den weit geöffneten und festgeklemmten Fenstern und Türen. Es dröhnten die ersten schweren Flakgeschütze ... Leer die Straßen, gefüllt mit Menschen die Keller, die Bunker, in denen die Luft bald dick bis zum Schneiden stand und das Schwitzwasser von den Wänden erdwärts lief."

„Die Leute in den Luftschutzräumen rückten zueinander, zogen die Kinder fest an sich, verstopften sich vielfach die Ohren mit Watte oder banden das Kopftuch fest und erwarteten das Verhängnis." (Peter Hüttenberger)

Wenngleich Ratingen bis dato glimpflich davongekommen war, so lebte die Bevölkerung dennoch in ständiger Furcht, „daß wir noch unseren Teil abbekommen werden", wie der Direktor der Dürr-Werke im März 1944 einem Freund in Breslau schrieb. Monate später charakterisierte er die Lage in Ratingen: „Alles ist so grauenvoll und trostlos. Täglich fragt man sich, wann wir an der Reihe sind." Die Angst zerrte an den Nerven, doch ein Ausweichen war nicht möglich. Die Menschen fühlten sich hilflos ihrem Schicksal ausgeliefert.

Die Angst war nicht unbegründet. Am 6. Januar 1945 trafen eine Luftmine und eine Sprengbombe fünf Häuser in der Hochstraße. Die schwere Explosion erschütterte die Stadt. In der unmittelbaren, aber auch in der weiteren Umgebung gingen Fensterscheiben zu Bruch und wurden Dächer abgedeckt. Unter den Trümmern begraben lagen 45 Personen, von denen nur noch 18 lebend geborgen werden konnten. Ein weiterer Bombenangriff am 23. Februar kostete sieben Menschenleben.

Die Situation verschärfte sich nochmals, als in den ersten Märztagen die alliierten Truppen den Rhein erreichten und Oberkassel besetzten. Von hier aus nahmen sie nun Düsseldorf und Ratingen unter Artilleriebeschuß. Für die Menschen war das eine völlig neue Art der Bedrohung, denn sie mußten jetzt stets auf der Hut sein. Es gab keine Vorwarnung mehr durch Sirenen. Jederzeit konnten die Granaten einschlagen.

Die ersten Opfer des Artilleriebeschusses waren am 8. März in Ratingen zwei Kinder, die auf dem Kaiserplatz spielten, und zwei Ordensschwestern des katholischen Krankenhauses. Einen Tag später, am 9. März, war in den Schutzraum des Marienkrankenhauses, der mit Kranken gefüllt war, ein Artilleriegeschoß eingedrungen und dort explodiert. Das Deckengewölbe stürzte hinab und begrub mehr als 40 hilflose Personen unter sich.

Eine weitere Gefahrenquelle waren in diesen schrecklichen Märztagen die Jagdflieger mit ihren MGs an Bord, die auf alles schossen, was sich bewegte.

Angesichts dieser bedrohlichen Lage ist es nicht verwunderlich, daß das Wirtschaftsleben auch in Ratingen mehr und mehr erlahmte. „Die Menschen wurden zu Kellerbewohnern und die öffentlichen Luftschutzräume waren Tag und Nacht überfüllt", heißt es im Rechenschaftsbericht der Ratinger Feuerwehr. Auch die Kinovorstellungen, die es noch im Januar und Februar gegeben hatte und die für einige Stunden etwas Abwechslung und Ablenkung in den grauen Alltag brachten, wurden nun eingestellt.

Andererseits ist aber auch zu beobachten, wie sehr die Menschen bemüht waren, den Krieg zu negieren. Sie versuchten, soviel wie nur möglich von der alten Ordnung aufrechtzuerhalten. Sie wollten die Normalität im Angesicht des Schreckens behalten. Einige, wie die Familie D., richteten sich ihre Luftschutzräume häuslich ein. Auf dem Boden wertvolle Orientteppiche, in der Ecke eine schmucke Holzbank, davor der Tisch geziert von einer feinen Decke, die Wand schmückte ein Regal mit Kruzifix, silbernen Pokalen und Vasen.

Andere verharrten in ihren Wohnungen, die vielfach überfüllt waren, da man Ausgebombte aus Düsseldorf, Essen oder Mülheim

aufgenommen hatte. Die Zimmer boten wenig Trost. Gardinen und Teppiche waren wegen der Brandgefahr entfernt worden, viele Fenster waren zerbrochen oder nur notdürftig geflickt worden.

Wer am 22. März 1945 beim frugalen Frühstück - zumeist Ersatzkaffee, Brot und etwas Marmelade - die Zeitung las, damals lediglich ein doppelseitig bedrucktes Blatt, der schüttelte, sofern er kein überzeugter Nazi war, nur ungläubig den Kopf, denn der offizielle Heeresbericht, den alle Zeitungen abdruckten, vermeldete einen Erfolg der deutschen U-Boote sowie verstärkte Angriffe auf alliierte Stellungen bei Königswinter und Bonn. Groß aufgemacht war der Bericht über den Empfang von Hitlerjungen bei Hitler, der ihnen für ihre besonderen Leistungen eine Kriegsauszeichnung verlieh. Der Kommentar entsprach dem Stil der Zeit: „Aus den nüchtern-sachlichen Berichten der 15-17jährigen Hitlerjungen klingt ein neues Heldenepos auf. Das ist der Geist der deutschen Jugend im sechsten Kriegsjahr! Keiner rief sie, kein Gesetz und keine Dienstvorschrift verpflichtete sie... Dennoch waren sie in der Stunde der Not ihres Vaterlandes da, um selbst unter Einsatz ihres Lebens ihre enge Heimat verteidigen zu helfen."

Allen Durchhalteparolen zum Trotz war die Stimmung in der Bevölkerung längst umgeschwenkt. Die Begeisterung über die deutschen Erfolge der Jahre 1939 und 1940 war verflogen. Spätestens seit Stalingrad war für die meisten klar, daß der Krieg verloren war. Die Schulchronik der Minoritenschule kommentierte denn auch das Gerede vom deutschen Endsieg: „Das Volk in seiner breiten Masse schenkt solch propagandistischen Äußerungen keinen Beifall mehr."

Die Not der Menschen spiegelte sich bei den Zeitungen nicht so sehr im redaktionellen Teil wider, sondern in den überhand nehmenden Todesnachrichten und in den Annoncen. „Klavier geboten. Radio gesucht" „Knabenschuhe geboten. Küchenherd und elek. Kochplatte gesucht" war am 22. März 1945 in den „Düsseldorfer Nachrichten" zu lesen. Am gleichen Tag setzte die Fa. Tapper eine hohe Belohnung aus für denjenigen, der ihr Hinweise über den Verbleib ihres gestohlenen LKW-Anhängers geben könne.

Der Anhängerdiebstahl war kein Einzelfall. Zum Kriegsende hin häuften sich die Einbrüche und Diebstähle. Der Kampf ums Überleben riß moralische Schranken ein. So wurden aus Kellern in der Industrie-, der Kalk- und der - damaligen - Admiral-Graf-Spee-Straße wertvolle Kleidungsstücke und Wäsche gestohlen. Ebenso beklagte im März ein Ratinger Industriebetrieb den Verlust von Anzügen, Schuhen und Damenkleidern, die in seinem Luftschutzkeller gelagert waren. Angesichts solcher Nachrichten relativiert sich der später vielfach beschworene Mythos von der Volksgemeinschaft, in der jeder jedem geholfen habe. Die Gesellschaft am Kriegsende war eine Katastrophengesellschaft, in der es sicherlich Solidarität und gegenseitige Hilfe gab, aber ebenso auch Eigennutz und Selbstsucht.

Die eigene Not machte die Menschen unempfindlich gegenüber dem Leid der anderen, der Außenstehenden. Deren Notlage wurde nicht mehr zur Kenntnis genommen. Das galt besonders für die Kriegsgefangenen, für die Fremdarbeiter und Fremdarbeiterinnen aus Polen und der Sowjetunion. Sie waren zumeist in Sammelbaracken untergebracht ohne Schutzräume gegen Bombenangriffe. Sie hatten in den Betrieben die schwerste und dreckigste Arbeit zu erledigen bei unzureichender Ernährung. Ihr verständliches Bitten und Betteln um ein Stück Brot wurde von der Stadtverwaltung als „wahre Plage" angesehen, gegen das sie polizeilich vorging.

Der 22. März 1945 war ein herrlicher Frühlingstag. Die Krokusse blühten, erste Knospen entfalteten sich an Bäumen und Sträuchern. Das Aufblühen der Natur inspirierte Rudolf Weber zu einem Feuilleton „Veilchen am Wege", das in den „Düsseldorfer Nachrichten" am 22. März 1945 erschien: „Wenn im Märzenmond die Tage und die Nächte sich die Waage halten und die Helle im steigenden Maße glückhaft die Oberhand gewinnt, dann ist die Stunde der Leberblümchen im Buchenwald gekommen, dann lassen zu seiten der Cromforder Brüche, darinnen braune Grasfrösche, Molche in bunter Hochzeitspracht jetzt auf die Freite gehen, die Schlüsselblumen und das Schaumkraut in den feuchten Wiesen darum herum nicht gar zu lange mehr auf sich mit ihrem Flore warten.

Süßduftende Veilchen an stillen Wegen. In den Stürmen der Stunden, die uns umheulen, vergessen wir gar zu leicht, daß es nun Frühling wird, übersehen wir allzuoft, was das Heute an kleinen und dennoch nie wegzudenkenden Freuden dir und uns freigebigst, unermeßlich, nie versagend und versiegend bringt... und das Lied der schwarzen Amsel wandert durch unser aller Heimatland friedvoll und unbeschwert dahin."

Die wenigen Zeilen erinnern unwillkürlich an das Gedicht von Bertolt Brecht „An die Nachgeborenen", in dem es heißt: „Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!"

Denn das NS-Regime hatte seine Macht noch nicht preisgegeben, es verbreitete weiterhin Angst und Schrecken. Die Gestapo, die seit dem Juni 1943 ihren Sitz im ehemaligen Lehrerseminar (heute Anne-Frank-Schule und Stadtarchiv) hatte, übte ihr grausames Geschäft immer noch aus. Am 22. März 1945 saßen im Ratinger Polizeigefängnis 34 Gefangene: eine deutsche Frau, 12 deutsche Männer und 21 Ausländer. Um 9 Uhr wurden die Obergefreiten Heinz H. und Rudolf L. verlegt, um 11 Uhr der Italiener P. Galliano - wohin, werden wir nie mehr erfahren.

Am 22. März 1945 wurde in Düsseldorf der Grenadier Josef Funk von einem Standgericht wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung erfolgte einen Tag später.

Der 22. März 1945 war, wie bereits erwähnt, ein schöner Sonnentag. Die Ratinger und Ratingerinnen nutzten die Gelegenheit, um im Wald Brennholz zu suchen oder um Gartenarbeit zu erledigen. Der vom Frost befreite Boden mußte umgegraben werden, es galt, Vorsorge zu treffen, um die Saat in die Erde zu bringen. Besonders die Kinder konnten an diesem Tag nach Herzenslust auf der Straße oder im Garten spielen, denn Schulunterricht gab es schon lange nicht mehr. Hingegen wurden die etwas älteren, die 13-, 14- und 15jährigen bereits in die Pflicht genommen. Sie hatten im familiären Bereich den Vater zu ersetzen, sie halfen bei Reparaturen und Aufräumarbeiten, sie entlasteten die Mutter beim Einkaufen, indem sie sich z.B. in die Warteschlangen einreihten, sie waren aber auch als Luftwaffenhelfer und Melder eingesetzt, und sie hoben Splittergräben und Schützenlöcher aus.

Es ging auf die Mittagsstunde zu, als kurz hintereinander Vorwarnung und Alarm gegeben wurde. Viele Ratingerinnen bereiteten gerade das Mittagessen vor. Bei der Familie Rammler gab es Schwarzwurzeln, während bei der Familie Müskens die Hackfleischbällchen für die Königsberger Klopse in die Brühe kamen, als die Sirenen akute Gefahr anzeigten. Doch an den Alarm hatte man sich gewöhnt, die ständigen Alarmierungen hatten die Menschen lethargisch gemacht. „Die Sirenen heulten. Man war es ja gewohnt, immer wieder, Tag und Nacht. Feindliche Flieger dröhnten über uns her. In den Luftschutzkeller ging man schon nicht mehr“, beschreibt ein Ratinger Zeitzeuge die Einstellung vieler. Auch der Hitlerjunge P., der auf dem Wege von Haus Kronenthal zum HJ-Heim am heutigen Stadionring war, ließ sich vom Alarm, der einsetzte, als er am Ostbahnhof war, nicht schrecken. Ruhig setzte er seine Fahrt mit dem Fahrrad fort.

Die Ratinger und die Ratingerinnen lebten von der Hoffnung, daß ihre Heimatstadt von einem Großangriff verschont bleiben würde. Der Krieg war doch schon längst entschieden, es war doch nur eine Frage von wenigen Tagen, bis auch die alte bergische Hauptstadt von den alliierten Truppen besetzt werden würde. Um so größer war dann das Entsetzen, als die ersten Markierungszeichen, die sogenannten Christbäume, gesetzt wurden. Jetzt wußte es ein jeder, es wird ernst. Voller Angst und Verzweiflung schrien die Mütter nach ihren draußen spielenden Kindern.

Ruwwes Garten stand der Müllwagen, um den Pferden eine kurze Mittagsrast zu gönnen. Nach dem Angriff lag eines der Tiere, von einem Bombensplitter getroffen, verendet am Boden, während das andere ruhig in seinem Futtersacke weiterkaute. Verängstigte, rauchgeschwärzte Menschen jagten durch die Straße, suchten dem Feuermeer im Inneren der

Zerstörte Häuser zwischen Mülheimer Straße, Hochstraße und Bahnstraße

Um 12.10 Uhr begann die Bombardierung. Ein Augenzeuge berichtet: „Sprengbomben legten mit einem Schlag Häuser um. Es regnete Brandbomben. Auf der Hochstraße und in den anliegenden Straßen (Bahn- und Mülheimer Straße) richteten insbesondere Phosphorbomben furchtbare Zerstörungen an. Da war der Versuch, zu retten, vergebens. Bomben auf Bomben fielen. Ringsum schlugen bald die Flammen aus den Häusern. Die in die Keller geflüchteten Menschen mußten sich schleunigst ins Freie begeben, um nicht dem rasenden Feuerbrand zum Opfer zu fallen.“

Nach nur 20 Minuten war der Angriff beendet. Die 85 Flugzeuge hatten innerhalb kurzer Zeit 600 Sprengbomben und mehrere tausend Brandbomben abgeworfen. Ihre Wirkung war verheerend: „Brandbomben, Holzstücke, Dachziegel, abgerissene Äste und Drähte, Glasscherben, Sand- und Dreckmassen bedeckten die Fahrbahn und die Bürgersteige der ganzen Grabenstraße. Vor Stadt zu entrinnen, liefen zu Verwandten, um sich von deren Schicksal zu überzeugen oder bargen schon in Eile geretteten Hausrat. Hilfswagen und -mannschaften sausten vorüber. Aus der Stadt erklang das Prasseln des Feuers, das Krachen von Balken und das Knattern der Motorspritzen herüber, Kommandos ertönten dazwischen. Rauchwolken wälzten sich durch die Straßen und über die Häuser. Funken sprühten über die Dächer. Die Zugänge zur Stadt waren durch Brandherde oder eingestürzte Häuserwände versperrt. Unheimlich explodierten allenthalben in Abständen die Bomben mit Zeitzünder oder zurückgelassene Munition.“ - so der Kriegschronist Heinrich Büter.

Als sich die Bewohner aus den Keller- und Schutzräumen trauten, bot sich ihnen ein Bild des Grauens. „Was man sah, war furchtbar. Nur Zerstörungen und lohende Brände ringsumher. . . Auf der Straße wußte man nicht wohin, nur Feuer straßauf, straßab.“

Rauch hatte den hellen Tag in tiefe Nacht verwandelt. Die Augen der Menschen tränten von all dem Qualm, aber vor allem vor Kummer und Schmerz. Dechant Max Hilbing stand fassungslos vor der zerstörten Pfarrkirche St. Peter und Paul. „Die Bombe, die unsere Kirche traf, hat auch mein Herz getroffen." - so sein erster Kommentar.

Die zerstörte Pfarrkirche St. Peter und Paul. Eine Bombe war zwischen dem mächtigen Westturm und den beiden Osttürmen eingeschlagen und hatte große Schäden angerichtet

Die vordringlichste Sorge der Menschen galt ihren Angehörigen. Ich möchte aus einem Brief zitieren, den mir Frau Glowacki vor einigen Tagen zur Verfügung stellte. Ihre Mutter schildert darin ihrer Tochter ihre Empfindungen: „Aber was hatte der Angriff alles angerichtet. Das war ein Krachen, Poltern und Klirren, als ich im Keller saß. Ich dachte, das ganze Haus wäre auf mich gefallen. Aber der Keller hat Gott sei Dank stand gehalten. Nur wie ich wieder die Treppe heraufkomme, da sehe ich die Bescherung. In allen Zimmern waren die Wände heraus gedrückt und die Decken herunter gefallen. Auf dem Hof war nur ein Trümmerhaufen. Da habe ich nur nach Vater (das ist ihr Mann, K.W.) gerufen, bekam aber keine Antwort. Dann bin ich nach vorne herausgelaufen ... Aber dort bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Alle Häuser nur ein einziges großes Flammenmeer. Und Bombentrichter an Bombentrichter. Unterdessen kam Vater und rief nach mir. Wir haben geweint vor Freude, als wir uns wiedersahen. Vater war durch den Dreck verschüttet gewesen und hatte sich wieder herausgekrabbelt ... Dann ist Vater mit einem geliehenen Rad - sein Rad lag unter den Trümmern - in die Stadt gefahren, um nach Gisela zu sehen."

Martin Lippold, der eine Schlosserei und Dreherei in der Suitbertusstraße besaß, war von dem Angriff auf dem Nachhauseweg am Hauser Ring überrascht worden. Geistesgegenwärtig sprang er in ein ausgeworfenes Loch, wo er bange Minuten erlebte, denn rings um ihn herum schlugen pausenlos Bomben ein. Sobald Ruhe eingekehrt war, rannte er voller Angst nach Hause, denn er hatte mit ansehen müssen, wie dort die Bomben niedergegangen waren. Seine schlimmsten Befürchtungen erwiesen sich leider als zutreffend. Das Haus war zerstört, die Werkstatt ausgebrannt. Seine beiden Schwiegertöchter und seine vier Enkelkinder konnten nur noch tot geborgen werden. Eine Luftmine hatte ihre Lungen zerfetzt.

Es gab erschreckende Szenen, die den Überlebenden unauslöschlich im Gedächtnis geblieben sind. So war in der Schützenstraße Herr B. auf den heißen Ofen gefallen, als das Haus einstürzte. Vor Schmerzen schrie er den ganzen Nachmittag, doch niemand konnte dem Verschütteten helfen. Erst am Abend - nach schier endlosen Oualen - verstarb er.

Die Feuerwehr war unermüdlich im Einsatz, um Verschüttete zu bergen, um die 198 Groß-, 130 Mittel- und 300 Kleinbrände unter Kontrolle zu bringen. Erschwert wurde ihre Arbeit dadurch, daß die Hauptwasserleitung durch einen Volltreffer zerstört worden war. Daher mußte das Wasser aus der Anger, aus den Vorhaltebecken am Ostpark und aus den Teichen in der Graben- und Turmstraße abgepumpt werden.

Die Ratinger Feuerwehr erhielt schnell Unterstützung. Kaum 20 Minuten nach dem Angriff trafen erste Löschgruppen aus Lintorf und Hösel ein. Weitere folgten aus Hubbelrath, Heiligenhaus, Wülfrath, Langenberg, Velbert und Düsseldorf. Insgesamt waren am Nachmittag 351 Feuerwehrmänner mit 34 Motorspritzen im Einsatz, aber es dauerte Stunden, ehe sie das Feuer unter Kontrolle hatten. Dennoch war die Bilanz erschreckend. Neben zahlreichen Verletzten waren 97 Tote (14 Kinder, 47 Frauen und 36 Männer) zu beklagen. Ein Drittel des Gebäudebestandes war beschädigt oder gar völlig zerstört, mehr als 3000 Personen waren obdachlos geworden, ihr Besitz - ein Opfer der Flammen.

Was sich hinter diesen nüchternen Zahlen verbirgt, beschreibt ein Überlebender des Angriffs: „In der Oberstraße erhielten mehrere große Geschäftshäuser Sprengbombenvolltreffer ... Durch die enge Straße jagte ein glühendheißer Sturmwind. Wenig später war die bedeutendste Ratinger Geschäftsstraße eine Ruinenstraße. Nur wenige Häuser konnten vor dem Ausbrennen bewahrt werden. Die katholische Kirche St. Peter und Paul hatte mehrere Bombentreffer erhalten. Dach und Gewölbe zwischen dem Hauptturm und den beiden kleinen Türmen wurden zertrümmert. Die Orgel lag im Schutt. Zahlreiche Brandbomben hatten die Kirche getroffen. Es ist der mutigen Hilfe einer ganzen Anzahl tapferer Männer zu verdanken, daß das altehrwürdige Gotteshaus nicht vollends niederbrannte. Unter den vielen zerstörten Häusern war auch die alte Gaststätte Strucksberg mit dem großen Saal, in dem die Ratinger so manches schöne

und fröhliche Fest gefeiert hatten. Die vielen Säle unserer Stadt waren fast alle wegradiert ... Sie alle haben den Fliegerangriff nicht überlebt. Ebensowenig der Westbahnhof und viele Häuser an der Kaiserswerther Straße ... An der Turmstraße brannte das evangelische Gemeindehaus nieder. Das katholische Krankenhaus wurde so stark zerstört, daß es geräumt werden mußte ... Von der Kapelle des Krankenhauses standen nur noch die Ruinenwände. Das Inventar und die Einrichtung des Krankenhauses waren der Zerstörung fast ganz zum Opfer gefallen. Nur Ruinen zeigten die Stellen an, wo vorher das größte Krankenhaus des Kreises gestanden hatte ...“ Ich will die Schilderung abbrechen, obwohl sie sich noch fortsetzen ließe, denn ich glaube, daß das Ausmaß der Zerstörungen deutlich geworden ist.

Über den Grund des Angriffs wurde und wird in Ratingen viel spekuliert. Einige waren der Meinung, daß er dem Lehrerseminar an der Mülheimer Straße gegolten habe, weil sich dort die Gestapo einquartiert hatte. Doch für diese Vermutung gibt es keinerlei Anhaltspunkte in den alliierten Unterlagen. So viel wir wissen, wurde der Angriff nicht unter dem Stichwort „Ratingen“ geflogen, er war vielmehr ein Teil der Aktion „Battle of the Rhine“ (Schlacht um den Rhein). Er diente wohl als ein Ablenkungsmanöver für die geplante Rheinüberquerung, die einen Tag später bei Wesel erfolgen sollte. Durch die Zerstörung der Stadt sollten deutsche Kräfte gebunden werden. Da die alliierte Strategie auch 1945 noch auf Flächenbombardierung und nicht auf die Zerstörung punktueller Ziele setzte, glaube ich auch nicht, daß der Angriff dem großen Eisenbahngeschütz galt, das seit Anfang März in der Nähe des Blauen Sees stationiert war und das vom Westbahnhof aus die linke Rheinseite beschoß, oder den Truppenansammlungen in den umliegenden Wäldern.

Blick in die verwüstete Oberstraße. In der Bildmitte das völlig zerstörte Feinkostgeschäft Holland. Heute befindet sich an dieser Stelle ein Neubau mit einer Bäckereifiliale

So schlimm das Ausmaß der Zerstörungen für jeden einzelnen Ratinger und für jede einzelne Ratingerin auch war, so ist die Dumeklemmer-Stadt doch relativ gut davon gekommen, wenn wir sie mit Nürnberg, Hildesheim, Würzburg oder gar Dresden vergleichen, die ebenfalls erst 1945 bombardiert und zerstört wurden. Besonders der Angriff auf Dresden, wo sich zahllose Flüchtlinge aufhielten, löste in der Bevölkerung einen Schock aus. Ursula von Kardorff schrieb - allerdings in Unkenntnis der Untaten in den Konzentrationslagern - in ihr Tagebuch: „Eine Barbarei, die sich nicht mehr sonderlich von der unseren unterscheidet. Flüchtlinge, Alte, Mütter und Kinder mit Sprengbomben und Phosphorregen zu überschütten, sie zu verbrennen, zu verstümmeln und zu ersticken - das ist unmenschlich.“

Die Debatte, wie die Flächenbombardierung von Städten und damit von Wohngebieten zu bewerten sei, sie wird sehr emotional geführt. Die Engländer hatten in den ersten Kriegsjahren nur wenige Möglichkeiten, den Feind zu treffen - eine davon war die Bombardierung der Städte. Ziele der Angriffe waren nicht allein die Fabriken, die Bahnhöfe oder andere strategisch wichtige Einrichtungen, sondern ebenso die Wohngebiete - nicht nur, weil die Zielgenauigkeit fehlte, sondern aus taktischen Gründen. Die Moral der Bevölkerung und vor allem die der Soldaten an der Front sollte gebrochen werden. Ob dies gelungen ist, wird von der Forschung angezweifelt.

Auch nach der Landung alliierter Truppen wurde die Bombardierung fortgesetzt und - wegen der schwächer werdenden Gegenwehr - intensiviert. Allen Deutschen sollte unzweifelhaft bewußt werden, daß der Krieg verloren ist. Eine zweite Dolchstoßlegen-

Das Eisenbahngeschütz im Angertal

de, die nach dem Ersten Weltkrieg so verhängnisvolle Folgen zeitigte, sollte es nicht noch einmal geben.

Für die Alliierten kam es zudem darauf an, Deutschland mit möglichst geringen Verlusten zu erobern, und die Verluste waren eben desto geringer, je mehr die Bomberpiloten - zynisch ausgedrückt - platt gemacht hatten. Krieg ist eben - wie der stellvertretende NATO-Oberbefehlshaber General a.D. Gerd Schmückle in der ZEIT vom 17. Februar 1995 bemerkte - „ein Stück Barbarei". Und die Generäle in aller Welt verteidigen stets die Angriffe auf die Zivilbevölkerung. Das gilt jetzt für Sarajevo und Grosny, und das galt für Bagdad und Kabul.

Doch wir müssen uns diesen moralisch mehr als fragwürdigen Standpunkt nicht zu eigen machen. In der Öffentlichkeit wurde denn auch die Zerstörung Dresdens, bei der mindestens 35000, vermutlich sogar mehr als 100000 Menschen ums Leben kamen, als Verbrechen, ja als Kriegsverbrechen, als Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt. Der Bonner General-Anzeiger forderte in einem Leitartikel, „als Kriegsverbrechen zu verfolgen und zu verurteilen, wer Bomben auf die Zivilbevölkerung wirft". Doch was folgt daraus? Sind Churchill und der Luftmarschall Sir Arthur Harris, der Kommandant der englischen Luftwaffe, ebenfalls Kriegsverbrecher und damit auf die gleiche Stufe wie Hitler zu stellen? Wohl kaum!

Die Art der Kriegführung war auch in England und in den USA nicht unumstritten. Es gab lautstarke Proteste und Klagen, „daß man damit auf das ruchlose Niveau des Feindes herabsteige und die Humanität entwürdige, die man zu verteidigen vorgebe". Nicht nur für Thomas Mann war es ein Dilemma, beunruhigend und belastend. „Und dann ist es doch wieder kein Dilemma mehr. Ein einziges Wo aus Naziland hebt es auf, löst die Frage, bringt jeden Zweifel zum Schweigen, führt zu Gemüte, daß es eine letzte und teuflisch freche, eine unverbesserliche und unerträgliche, mit dem Menschendasein unvereinbare Infamie der Lüge gibt, die nach dem Schwefelregen nur so schreit, der nur mit dem Schwefelregen zu helfen, auf die nur eine Antwort möglich ist: Vernichtung, Bomben."

Bei unserer Diskussion sollte nicht vergessen werden. Es war Deutschland, das den Krieg entfesselt hatte. Es waren deutsche Truppen, die in Polen einmarschierten, die unter Bruch aller Verträge die neutralen Länder Belgien, Niederlande, Dänemark und Norwegen besetzten. Es war Deutschland, das die Sowjetunion überfiel und einen mörderischen Krieg gegen die Zivilbevölkerung führte. Es war das Deutsche Reich, das die Vernichtung der europäischen Juden betrieb. Es war die deutsche Luftwaffe, die Rotterdam zerstörte und die englischen Städte angriff: Sie sollten nach den Worten Hitlers „ausradiert", „coventriert" werden. Die wahren Brandstifter saßen also in Berlin.

Ich möchte nochmals Thomas Mann zitieren, der hellsichtig seinem Tagebuch 1940 anvertraute: „Mitleid gebe es nicht mehr in Europa, sagen die Deutschen. Auch sie werden es noch zu spüren bekommen. Ihr Maß ist voll. In Deutschland selbst wurde das Mitleid zuerst abgeschafft. Wer weiß, wie das Elend, das sie jetzt schaffen, auf sie noch zurückschlagen wird!" Spätestens 1942 zog dann das Elend allmählich in die deutschen Städte ein.

Die älteren von Ihnen haben sicherlich die Worte des Propagandaministers Goebbels im Ohr, als er im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943 vor einer begeisterten Zuhörerschar fragte: „Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können?" Der „totale Krieg" traf alsbald eine Stadt nach der anderen und legte sie in Schutt und Asche - da halfen auch keine Stoßseufzer wie: „Lieber Tommy, fliege weiter, fliege nach Berlin, denn die haben alle ja geschrien!"

Und doch hätten Nürnberg und Dresden, aber auch unsere Heimatstadt gerettet werden können, wenn nicht dieser Verbrecher Hitler mit seinen Paladinen an der Macht gewesen wäre. Für jeden Einsichtigen war spätestens 1943 ersichtlich: Dieser Krieg ist nicht mehr zu gewinnen. Jeder weitere Tag war nur mit vielen Toten zu erkaufen, dennoch wurde eine Kapitulation nicht erwogen. Den Grund nennt Joseph Goebbels in seiner zynischen Art: „Was uns betrifft, so haben wir die Brücken hinter uns abgebrochen. Wir können nicht mehr, aber wir wollen nicht mehr zurück." „Wir haben soviel auf dem Kerbholz, daß wir siegen müssen."

Leider versuchten zu wenige, den Wahnsinn zu stoppen. Wäre das Attentat am 20. Juli 1944 erfolgreich gewesen, so stünde heute noch die herrliche Altstadt von Nürnberg oder das Elb-Florenz mit all seinen Schönheiten. Doch es regte sich kein Widerstand mehr. Die Generäle erfüllten fanatisch ihre vermeintliche Pflicht bis zum letzten, ohne noch ihrem Vaterland zu dienen. Wie viel Leid hätten sie dem deutschen Volk ersparen können! Dessen Schick-

sal war Hitler längst gleichgültig. Für ihn waren die Wertvollen an der Front gefallen, übriggeblieben waren seiner Meinung nach die Minderwertigen, deren Untergang nicht beklagenswert sei.

Was bleibt für uns Nachgeborene an einem solchen Tag, 50 Jahre nach dem schrecklichen Ereignis, zu tun. Zunächst einmal die Trauer um die Opfer. Und heute mittag fand eine würdige Gedenkfeier auf dem Ehrenfriedhof statt - unter großer Beteiligung der Ratinger Bevölkerung. Aber Bundespräsident Roman Herzog hat in seiner Ansprache in Dresden betont, daß wir es nicht bei der Trauer und dem Gedenken belassen dürften, sondern wir sollten auch aus der Vergangenheit lernen. Wir sollten dafür kämpfen, daß sich Totalitarismus und Gewaltherrschaft nie mehr wiederholen. Und: „Es ist der Krieg als solcher, dem wir widerstehen müssen, den wir hassen müssen wie die Pest. Vor allem der moderne Krieg, in dem es weder Front noch Heimat gibt. Ihn gilt es mit allen Mitteln zu bekämpfen."

Ich bin sehr abgeschweift und will nach diesem Exkurs nochmals auf Ratingen zu sprechen kommen.

Die Dumeklemmer-Stadt erlebte in den Tagen nach dem Bombenangriff erstmals die ganzen Schrecknisse des Krieges. Die Lebensmittelversorgung war durch die Vernichtung vieler Vorräte aufs schlimmste gefährdet. Ein Großteil der Bevölkerung wurde mit Eintopf aus der Gulaschkanone versorgt, denn es fehlte in den Häusern an Gas, Wasser und Strom. Glücklich, wer in diesen Tagen eine Pumpe im Garten hatte. Andere mußten das Wasser mit Wannen und Eimern weither herbeiholen. Was sich so einfach anhört, war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, wie sich Lore Schmidt erinnert: „Infolge eines Bombenschadens war die Wasserleitung versiegt. Aber zum Glück gab es im Garten vom alten Bongartz einen Brunnen - vielleicht war es auch eine Pumpe, das weiß ich nicht mehr ganz genau -, aus dem wir in der Folgezeit unser Wasser bezogen. Das hört sich einfacher an, als es tatsächlich war. Denn der Weg dorthin führte durch Gartengelände und betrug etwa zehn Minuten. Mit den leeren Wannen und Eimern mochte es ja noch hingehen. Aber der Rückweg mit den gefüllten Gefäßen erwies sich doch immer als recht schwierig. Erstmal mußte man sich im Gleichschritt fortbewegen, denn sonst schwappte das kostbare Naß über. Zum anderen lag Ratingen noch unter Ari-Beschuß ... Es kam vor, daß man Wasser Wasser sein ließ und sich auf den Boden warf, weil die Luft plötzlich wieder stark eisenhaltig wurde. - Es war schon ein gefahrvolles Unterfangen; und man riskierte buchstäblich Kopf und Kragen dabei."

Vom oberen Stockwerk des stark zerstörten Katholischen Krankenhauses blickte man auf die Ruinen der Häuser an der Angerstraße. Links Stadtgraben und Dicker Turm, in der Mitte das ausgebrannte Evangelische Gemeindehaus

Die Sorgen des Alltags waren zudem durch die große Wohnungsnot bestimmt. Die Menschen hausten in Ruinen und Kellern, ja selbst die Eisenbahnunterführung der Kalkbahn zwischen Ratingen und Eggerscheidt wurde als Obdach für ausgebombte Familien hergerichtet.

Weiterhin hielt, wie bereits erwähnt, der Artilleriebeschuß an, der bis zum Kriegsende nochmals 50 Tote kostete.

Die Menschen litten nicht nur unter den materiellen Verhältnissen. „Der Bombenkrieg hatte - so der Historiker Peter Hüttenberger - noch eine andere, seelische Seite. Er verbrannte die intimsten Stätten der Menschen, die Orte der Geborgenheit, die man sich nach eigenem Geschmack ausgestattet hatte, die Küchen und Schlafzimmer, Gegenstände der Kindheitserinnerungen und der Liebe. Das irre Graben im Schutt nach einem Topf oder nach einem Photo war angesichts dessen mehr als nur die Suche nach der einen oder anderen Habseligkeit, sondern vielmehr der Ausdruck eines Bemühens, wenigstens ein Stück des Ureigensten zu retten und für die Zukunft aufzubewahren."

Viele hatte der Verlust von Angehörigen, der Verlust von Hab und Gut aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen. Sie irrten oft tagelang ohne Obdach und Essen durch die zerstörten Straßen der Stadt. Andere fanden nachts keine Ruhe mehr. Eine Ratingerin erzählt: „Meine Tante und Familie saßen in den Trümmern eingeklemrnt, und es war höchste Eile geboten, da die Schuttmasse auch noch zu brennen anfing. Mein Vater holte alle aus dem Keller, Tante, zwei Mütter, Säuglinge und Kleinkinder ... Der ältere Säugling blieb lange unruhig. Die erst drei- und sechsjährigen Mädchen schrien jede Nacht vor Angst."

Obwohl der Wunsch nach Beendigung des Krieges immer größer wurde, war die Stimmung in der Ratinger Bevölkerung zwiespältig. Die einen erhofften sich eine Besserung der Lage, während andere mit Besorgnis in die Zukunft blickten.

Nicht zur Aufgabe bereit waren die NS-Führer und die Offiziere

der Wehrmacht. Noch am 9. April 1945 rief der Gauleiter Florian in einer blasphemisch zu nennenden Rundfunkansprache zum Durchhalten auf: „Der Kampf, in dem wir uns befinden, ist ein großer und schwerer ... Wir müssen und werden ihn mutig und gläubig durchstehen. Am Ende - und damit wird der Herrgott unser fleißiges Volk auszeichnen - steht die Verwirklichung unserer Idee, die lebendige deutsche Volksgemeinschaft. Die uns auferlegte Schicksalsschwere können wir nur überwinden in dem Glauben an unseren Schöpfer, indem wir unser Herz tapfer in beide Hände nehmen und pflichtgetreu dem Manne folgen, der um unseres Glücks willen unser Führer ist. Im Namen meines Gaues und in meinem eigenen grüße ich den Führer Adolf Hitler! Er kann sich auf seine Getreuen verlassen. Unsere Parole heißt Kampf dem jüdisch-anglo-amerikanischen Sklaventum! Es lebe unser Vaterland! Es lebe unsere heilige Heimat!“

Wie erst später bekannt wurde, erwog die Gauleitung der NSDAP in Düsseldorf ernsthaft, das rechtsrheinische Gebiet von Leverkusen bis Duisburg räumen zu lassen. Die Befehle mit der unmißverständlichen Drohung („Wer sich widersetzt, ist ein Verräter und wird als solcher behandelt.“) waren schon geschrieben, doch sie ließen sich nicht mehr umsetzen, zu schnell rückten die alliierten Truppen voran. Ebenso verflüchtigte sich die oft bekundete Bereitschaft des Militärs, Ratingen bis zum letzten Mann verteidigen zu wollen, im Strudel der sich überschlagenden Ereignisse.

Die Macht der NS-Schergen war aber noch nicht gebrochen, und ihre Brutalität offenbarte sich noch einmal am Kriegsende. An zahlreichen Orten gab es Massenmorde an Fremdarbeitern, aber auch an deutschen Widerstandskämpfern. Wenn sie schon untergingen, so die Einstellung der Gestapoleute, dann wollten sie noch ein paar Feinde mitnehmen. So auch in Ratingen. Wahrscheinlich am 13. April 1945 - das Datum läßt sich nicht zweifelsfrei ermitteln - wurden im Kalkumer Wald 10 Russen und eine Russin von der Gestapo erschossen und in einem Bombentrichter vergraben. Diese Fremdarbeiter gehörten zu den letzten Opfern, die der Krieg in Ratingen kostete. Insgesamt sind nach den Ermittlungen des Standesamtes durch Kriegseinwirkungen 292 Personen ums Leben gekommen. Am 16. April standen die Amerikaner unmittelbar vor den Toren der Stadt. Jeder richtete sich nun auf den unmittelbar bevorstehenden Einmarsch ein. Seit einigen Tagen verstärkten sich die gärtnerischen Aktivitäten. Still und heimlich vergruben die Ratinger wertvolle und belastende Gegenstände.

Die Truppen lösten sich Hals über Kopf auf. Von den Homberger Höhen kommend, flüchteten deutsche Soldaten in die Stadt und baten um Zivilkleidung. Gegen Abend steigerte sich - so die Chronik der Minoritenschule - der militärische Zustrom vom Osten her immer mehr. Neben unorganisierten Gruppen erschienen zwei geschlossene kleinere Verbände auf Autos. Die Führer entließen die Leute mit den Worten: „Ein angeblicher Führerbefehl stellt fest, daß die Truppen zu entlassen seien. Sie erhalten Ihre Entlassungspapiere. Versuchen Sie, sich in Ihre Heimat durchzuschlagen!“

Da sich die Wehrmachtsformationen auflösten, fügte sich der zuständige Divisionskommandeur den Umständen und erklärte, daß Ratingen nicht mehr verteidigt werden sollte. Mit Erleichterung wurde die Nachricht bei der Stadtverwaltung aufgenommen, die sich nun bemühte, Kontakt zu den Amerikanern herzustellen, um

Bürgermeister Dr. Franz-Josef Gemmert bei seiner Ansprache am 13. 5 1945 anläßlich der Beerdigung von 11 russischen Fremdarbeitern, die noch kurz vor Kriegsende von der Gestapo im Kalkumer Wald erschossen worden waren. Die Bestattung an der Kirche St. Peter und Paul war von den Amerikanern angeordnet worden. Die ehemaligen Parteigrößen Ratingens mußten an dieser Feierstunde teilhehmen

die Modalitäten der Übergabe zu klären.

Am Morgen des 17. Aprils kam die Verbindung zur amerikanischen Armee zustande. Ihr Kommandeur erhielt das Übergabeangebot der Stadt: „Nachdem die deutsche Wehrmacht entschieden hat, daß die Stadt Ratingen nicht verteidigt wird, biete ich die Übergabe der Stadt an. Ich bitte, die Stadt und die Bevölkerung zu schonen." Wenig später ließ der Beigeordnete die kampflose Übergabe durch Anschläge öffentlich bekanntmachen. Er bat, „den einrückenden Besatzungstruppen mit Würde und Zurückhaltung zu begegnen, auch jede unüberlegte Handlung zu unterlassen, da Nachteile und vielleicht Vernichtung der Stadt die Folge sein könnten".

„Darauf erstarb jegliches Leben in der Stadt. Die Geschäfte wurden geschlossen, die Menschen sammelten sich an den Haustüren in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nachmittags gegen 14.20 Uhr stiegen an den beiden Kirchen drei bzw. zwei weiße Flaggen hoch, die Kunde geben sollten, daß alles zur Übergabe bereit sei." So ist in der Chronik der Minoritenschule zu lesen.

Andere Quellen berichten davon, daß die Flaggenhissung bereits um 11.55 Uhr erfolgt sei. Es waren schlichte weiße Bettlaken, die von den Kirchtürmen wehten. Die evangelische Pfarrersfrau und die Haushälterin des Pastors Hilbing hatten sie zur Verfügung gestellt, und von den Feuerwehrmännern Keusen, Meyers, Stenmanns und Weidle waren sie angebracht worden.

Es dauerte lange, bis die amerikanische Delegation in der Stadt eintraf. Erst am Abend nach 20 Uhr erschien Major W. Ashley Gray jr. mit Begleitung im Lyzeum an der Schwarzbachstraße, wo er vom Beigeordneten Schmidt, Bürodirektor Germes und Stadtbaumeister Rottmann erwartet wurde. Als Dolmetscher fungierte Oberschuldirektor Schneider, ausgestattet mit dem großen Muret-Sanders. Zu den Verhandlungen fuhr man ins Rathaus, vor dem sich eine größere Menschenmenge versammelt hatte. Schon nach kurzer Zeit erschien ein US-Soldat und verkündete den Wartenden in deutscher Sprache: „Wir haben soeben den Funkspruch weitergegeben, daß Ratingen besetzt ist. Es fällt kein Schuß mehr auf die Stadt. Alles kann ruhig nach Hause gehen".

Nach mehr als fünf Jahren war der Krieg in Ratingen zu Ende.

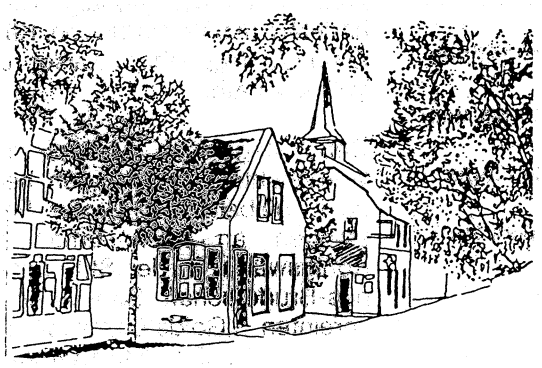
Viele empfanden den 17. April noch als einen Tag der Niederlage wie Alex Meyers, der seine Kokarden und Kriegsauszeichnungen von der Feuerwehruniform riß und sie in einen Bombentrichter warf. Seinen Töchtern erklärte er: „Der heutige Tag ist der schwärzeste Tag in meinem Leben."

Hildegard J. notierte in ihr Tagebuch: „Nun haben wir Frieden. Aber wie anders als wie wir es uns gedacht haben. Wir sind die Besiegten. Man kann es einfach nicht glauben, daß unser Vaterland so tief daniederliegt. All die Jahre haben wir uns so gewünscht, den Frieden erleben zu dürfen und nun wäre es wohler, wir hätten es nicht erleben brauchen und beneiden wir die Toten".

Daß der 17. April als der Tag der Befreiung in die Annalen der Stadt eingehen sollte, wurde den meisten Ratinger und Ratingerinnen erst viel später bewußt. Doch auch für den 17. April 1945 gilt das, was der Bundespräsident Richard von Weizsäcker vor 10 Jahren zum 8. Mai 1945 ausführte: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ... Wir haben allen Grund, diesen Tag als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte zu erkennen, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg."

Die Schilderung der Ratinger Ereignisse basiert auf den Archivalien im Stadtarchiv und auf Erinnerungen von Zeitzeugen, die teilweise in der Artikelserie von Richard Baumann in der Rheinischen Post 1985 veröffentlicht sind. Weitere Literatur: Jakob Germes, Ratingen - Geschichte in Geschichten, Ratingen o.J.; Erika Münster/Klaus Wisotzky, „Der Wirkungskreis der Frau..." Frauengeschichte in Ratingen, Ratingen 1991; Hermann Tapken, Ratingen 1933 bis 1945, Ratingen 1990; Klaus Wisotzky/Uwe Kaminsky, Ratingen im Zweiten Weltkrieg, Ratingen 1989

Dr. Klaus Wisotzky



Füsgen

Wir für Sie PARFÜMERIE

Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotokopien
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen
Konrad-Adenauer-Platz 5,
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 02102/93395

Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Mai 1945, erlebt von einem Neu-Ratinger

Ich war damals acht Jahre alt und besuchte das 3. Schuljahr. Meine Familie zog vom Niederrhein (Rees), wo es meinen Eltern am Kriegsende zu gefährlich erschien, nach Weißenborn - Lüderode, meinem Geburtsort im Eichsfeld (Südharz) um. Mein Vater kam kurz danach in russische Kriegsgefangenschaft, das Lehrergehalt blieb aus, und mein Großvater (70 Jahre) mußte durch gelegentliche Bäckerarbeit die Familie (meine Mutter und vier Kinder) ernähren. An die "Schweinekartoffeln" bzw. "gestoppelten" Kartoffeln mit Salz oder mit etwas Margarine, die es oft zu essen gab und die mir schmeckten, kann ich mich noch gut erinnern.

Der 8. April 1945, der Weiße Sonntag, war für mich ein besonderer Festtag. Ich empfing an diesem Tag zum ersten Mal das Sakrament der heiligen Kommunion. Um die Gäste zu bewirten, hatte mein Großvater einen halben Hammel besorgt. Schon an diesem Tag konnte man das Ende des Krieges spüren: Junge Soldaten liefen durch den Ort und suchten Verstecke in den Häusern. Sie waren auf der Flucht vor den Russen.

Wenige Wochen später zogen die Amerikaner ins Eichsfeld und unseren Ort ein. Auf einem Berg landete ein Hubschrauber. Wir Kinder waren sofort dabei.

Unserem Wohnhaus gegenüber, im Saal des "Deutschen Hauses", nahmen die Amerikaner Quartier. Der "dicke" Koch versorgte mich einmal mit schon gebrauchtem Kaffeemehl, das wir trocknen mußten und dann nochmals verwenden konnten. Auch Eier, die er für faul hielt, konnte ich nach Hause tragen.

Als die Amerikaner aufgrund eines Abkommens Thüringen freigeben mußten, zogen die Russen ein. In der Scheune auf unserem Grundstück logierte ein Russe mit seinem Pferd. Wir freundeten uns an: Ich durfte einmal auf seinem Pferd sitzen und reiten. Aber die Russen führten auch Hausdurchsuchungen durch. Vielleicht suchten sie nach Waffen oder Wertgegenständen.

Tauschhandel wurde in dieser Zeit groß geschrieben. Leute aus den Städten kamen, um Lebensmittel zu erwerben. Einmal tauschte meine Mutter "Grütze" (Graupen) gegen Sandalen. Ich war froh, die "Grütze" nicht essen zu müssen, sondern Schuhwerk zu haben, an dem wir alle großen Mangel litten.

Siegfried Mühlmeyer

Vom Kriegerdenkmal auf dem Ratinger Marktplatz zum Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof

Bei dem nun folgenden Aufsatz handelt es sich um einen Auszug aus einer Schülerarbeit, die eine Arbeitsgruppe der Theodor-Heuss-Schule und der Geschwister-Scholl-Schule, Städtische Gymnasien in Ratingen-Mitte, unter dem Titel „Kriegerdenkmäler und Gedenkstätten in Ratingen von 1899 bis zur Gegenwart" als Beitrag zum Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten im Schuljahr 1992/93 vorgelegt hatte. Der Wettbewerb stand unter dem Motto: „Denkmal: Erinnerung – Mahnung – Ärgernis." Die Schüler wurden bei ihrer Arbeit betreut und beraten von ihrem Tutor, Herrn OStR Hans-Wolfgang Kappes. Große Hilfe und Unterstützung erhielten sie auch im Stadtarchiv Ratingen, wo ihnen der Leiter des Archivs, Herr Dr. Klaus Wisotzky, und seine Mitarbeiterin, Frau Dr. Erika Münster, eine Fülle von Dokumenten, Akten und Zeitungsbänden zur Auswertung bereitstellten und ihnen zudem viele Anregungen für ihre Arbeit gaben.

Das Kriegerdenkmal auf dem Ratinger Marktplatz

Das erste Ratinger Kriegerdenkmal wurde im Jahre 1899 auf dem Marktplatz errichtet. Schon vier Jahre vorher hatte ein „Ratinger Kriegerverein" zur Errichtung eines solchen Denkmals aufgerufen.*[1)]

Der erste dieser Aufrufe an die Ratinger Bevölkerung, die Errichtung eines Denkmals zu unterstützen, erschien am 8. Oktober 1895. In diesem Aufruf bezeichnete sich der Kriegerverein als „Vertreter der Armee im bürgerlichen Leben". Er kündigte an, für seine gefallenen Kameraden ein Kriegerdenkmal errichten zu wollen und richtete an jedermann die Bitte, das Unternehmen „tatkräftig zu unterstützen, um nach 25 Jahren baldigst zu diesem Ziele zu gelangen". – Mit „25 Jahren" war also der Abstand zum Ende des deutsch-französischen Krieges und zur Gründung des Kaiserreiches gemeint. – Außerdem kündigte man an, zu spendende Beiträge entgegenzunehmen und zu diesem Zweck demnächst eine Liste in Umlauf zu setzen. Unterzeichnet hatten den Aufruf ein „Comitee für das Kriegerdenkmal" und sein Vorsitzender Jacob Buschhausen.

Weitere Aufrufe folgten in den nächsten Jahren, wie die Unterlagen im Stadtarchiv Ratingen belegen.*[2)] Zu den Unterzeichnern dieser Aufrufe gehörten auch regelmäßig der Pfarrer Giese der evangelischen Kirchengemeinde als Ehrenvorsitzender des Komitees und der Bürgermeister der Stadt, Karl Esser, der dieses Amt von 1871–1899 innehatte.

Das Protokollbuch der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Ratingen im Stadtarchiv weist für den 10. März 1898 unter Punkt 7 des Sitzungsprotokolls den Tagungsordnungspunkt „Errichtung eines Kriegerdenkmals auf dem Marktplatz" auf. Dazu heißt es wörtlich:

„Es wird beschlossen, den hiesigen Marktplatz zur Errichtung eines Krieger-Denkmals herzugeben, das letztere zu übernehmen und in den Schutz der Stadt zu stellen unter der Bedingung der Vorlage einer Zeichnung des zu errichtenden Denkmals".[*3)]

Während im ersten und einzigen Dokument aus dem Jahre 1895 der Pfarrer Giese noch als Vorsitzender des Komitees genannt wird, wird er nun und in allen folgenden Aufrufen und Sitzungsprotokollen als Ehren-Vorsitzender bezeichnet.

Die Stadt Ratingen hatte eine überwiegend katholische Bevölkerung, und viele Katholiken im Rheinland standen dem protestantisch gestützten preußisch-deutschen Kaiserreich eher ablehnend gegenüber. Wie mußte also in dieser Gemeinde die Stellung eines evangelischen Pfarrers an der Spitze des Komitees wirken? Sicher hatte der Kriegerverein unter Katholiken einen nicht zu hohen Anhang.

Die Mitgliedschaft des Bürgermeisters im Komitee des Kriegervereins warf da wohl weniger Probleme auf.

Ganz so harmonisch, wie sich die Aufrufe des Kriegervereins und die Sitzungsprotokolle der Stadtverordnetenversammlung anhören, ist der Verlauf der Diskussionen in Wirklichkeit aber nicht immer gewesen.

In einem Brief vom 17. Januar 1899 an den Vorsitzenden Jacob Buschhausen teilte der Bürgermeister seine Bedenken gegenüber den Plänen des Komitees nachhaltig mit.*[4)] Diese Bedenken gingen vor allem gegen den Plan, ein Denkmal im Werte von nur ein paar tausend Mark zu errichten. Dieses würde, so der Bürgermeister, sowohl der Sache als auch der Stadt nicht zur Ehre gereichen, sondern vielmehr den Hohn der benachbarten Gemeinden, namentlich der Städte Kettwig und Werden (gemeint ist das heutige Essen-Werden), auf sich ziehen. In diesen Städten, so der Bürgermeister Esser weiter, habe man „mehrere tausend Thaler" für die dortigen Denkmäler ausgegeben. Zugleich bezweifelte der Bürgermeister, daß in Ratingen

---

* 1) Dokumente in der Akte Nr. 1-116 „Errichtung von Denkmälern 1876–1917"

* 2) ebenda

* 3) Protokollbuch der Stadtverordnetenversammlung 28.8.1876–7.6.1901 (S. 155 f)

* 4) Stadtarchiv Ratingen, Nachlaß Berckhoff, Esser an Buschhausen 17.1.1899

noch weitere nennenswerte Mittel für das Denkmal aufzutreiben seien. Deshalb bat er den Komiteevorsitzenden in Erwägung zu ziehen, *„ob es nicht zweckdienlicher wäre, den angesammelten Fonds als eine Stiftung für hülfsbedürftige Krieger zu behandeln, ja sogar, die Zinsen dieses Fonds jährlich zur Verteilung gelangen, oder, wenn keine Hülfsbedürftigkeit sich ergeben sollte, für Nothfälle zurückgelegt werde".*[*5)]

Weiter wies der Bürgermeister in dem Schreiben darauf hin, daß, soweit er wisse, nur zwei Krieger aus Ratingen in den letzten Kriegen gefallen seien, und er fügte seiner Meinung nach folgendes hinzu:

„nach meiner Ansicht ehrt man ihr Andenken noch besser mit der vorgeschlagenen Einrichtung als durch ein Denkmal, welches der Würde und der Bedeutung der Sache durchaus nicht entspricht".[*6)]

Dieser Brief des Bürgermeisters überrascht in vielerlei Hinsicht. Zunächst einmal ist es sehr erstaunlich, daß ein Bürgermeister im preußischen Teil des kaiserlichen Deutschland – denn dazu gehörte Ratingen – eine auf den ersten Blick unpatriotische Haltung vertrat.

Es ist nicht ganz klar, welche Beweggründe den Bürgermeister Esser zu einer solchen Stellungnahme bewogen haben. Waren es die Kosten, die er auf die Stadt zukommen sah oder war er ein Gegner oder nur halbherziger Befürworter solcher kriegerischer Zurschaustellung nationalistischer Gesinnung?

Auch seine Mitgliedschaft im Komitee gibt deshalb Rätsel auf, wenn man nicht davon ausgeht, daß er als Bürgermeister der Stadt mehr oder weniger zwangsweise dem Komitee angehören mußte. Man sollte noch festhalten, daß Esser der Partei angehörte, die der Regierung von Kaisers Gnaden nicht feindlich gegenüberstand.

Kurz nach diesem Brief muß sich beim Bürgermeister allerdings ein Sinneswandel eingestellt haben, denn er hat sich in der Stadtverordnetenversammlung offensichtlich nicht gegen die Errichtung des Kriegerdenkmals ausgesprochen. Die allgemeine Stimmung unter den Ratsmitgliedern war wohl so, daß ein Widerspruch, zumal der des Bürgermeisters, ohne Aufsehen zu erregen, nicht möglich gewesen wäre.

Der Wechsel im Bürgermeisteramt noch im gleichen Jahr hat jedenfalls nichts mit der politischen Haltung des Bürgermeisters zu tun, sondern er erfolgte aus Altersgründen, wie die Ratsprotokolle nachweisen.

Dennoch bleibt festzuhalten, daß die Position des Bürgermeisters im Brief vom Januar 1899 durchaus als mutig zu bezeichnen ist, wenn man ihm nicht unterstellen will, daß er mit seinen Ausführungen den Kriegerverein vielleicht zu mehr finanziellem Engagement anspornen wollte.

Eine weitere, kritische Anmerkung gegenüber dem Kriegerverein machte der Bürgermeister Esser am 20. Mai 1899, indem er in einem Schreiben den Pfarrer Giese bat, eine Aufstellung zu machen, „welche Spender ihre Beträge für das Kriegerdenkmal entzogen bzw. zurückerstattet haben wollten, wenn das Denkmal nicht auf dem Marktplatz errichtet werden sollte".*[7)]

Inzwischen war nämlich eine nochmalige Diskussion um den Standort des Denkmals entfacht worden, und man mußte extra ein Gutachten eines Professors Stiller aus Düsseldorf (Direktor der Kunstgewerbeschule) einholen, der sich ganz im Sinne des Kriegervereins aus Gründen der künstlerischen und öffentlichen Wirkung für einen Platz an der Ecke des Marktes nach der Düsseldorfer Straße hin entschied.*[8)]

Zur gleichen Zeit – im Mai 1899 – hatte sich das Komitee zur Errichtung eines Kriegerdenkmals an den Düsseldorfer Bildhauer A. Fricke gewandt, der um die Vorlage einer Zeichnung oder eines Modells des Denkmals gebeten wurde. Dieses legte der Künstler zusammen mit einer Kostenaufstellung alsbald vor (Schreiben vom 20. 5. 1899 A. Fricke an Giese). Die Herstellung des Denkmals inklusive der Aufstellungs- und Montierungskosten sollten demnach 5400 Mark betragen, wobei der Bildhauer drei verschiedene Materialien (zu leicht unterschiedlichen Preisen) anbot: entweder Zinkguß oder Hohlgalvanobronze oder Gußbronze. Man entschied sich im Komitee

---

* 5) ebenda
* 6) ebenda
* 7) NL Berckhoff, Esser an Giese, 20. 5. 1899
* 8) NL Berckhoff, Gutachten Prof. Stiller

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr

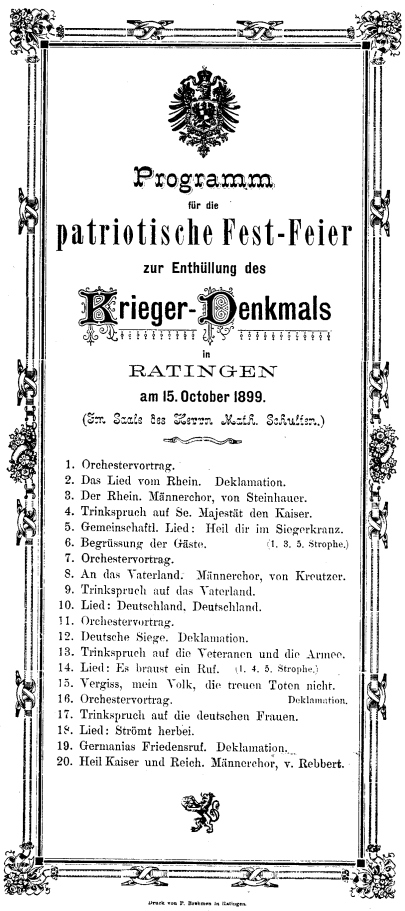
Der Eintritt ist frei.

Gäste sind willkommen.

offensichtlich für die Hohlgalvanobronze. Für die Ausführung der am Postament anzubringenden Tafel(n) mit den Namen der gefallenen Soldaten aus Ratingen wollte der Bildhauer samt einer Ausschmückung mit einer Krone und zwei Lorbeerkränzen in echter Bronze noch einmal 500 Mark berechnen.*9)

Daß sich das Komitee in seiner künstlerischen Bewertung der eingereichten Zeichnungen des Bildhauers A. Fricke nicht so ganz sicher war, belegt im übrigen ein Schreiben eines Bildhauers namens Clemens Buscher aus Düsseldorf, der es gegenüber dem Pfarrer Giese mit Bedauern ablehnte, ein Gutachten über Arbeiten von mit ihm bekannten Künstlern abzugeben.*10)

Die Einweihung des Denkmals war in den Verlautbarungen des Komitees im Januar 1899 für den 2. September angekündigt worden. Dieser Termin konnte allerdings nicht eingehalten werden, so daß später für den 15. Oktober 1899 zur Feier der Enthüllung des Denkmals eingeladen wurde.



Programm
für die
patriotische Fest-Feier
zur Enthüllung des
Krieger-Denkmals
in
RATINGEN
am 15. October 1899.
(Im Saale des Herrn Math. Schulten.)

1. Orchestervortrag.
2. Das Lied vom Rhein. Deklamation.
3. Der Rhein. Männerchor, von Steinhauer.
4. Trinkspruch auf Se. Majestät den Kaiser.
5. Gemeinschaftl. Lied: Heil dir im Siegerkranz.
6. Begrüssung der Gäste. (1. 3. 5. Strophe.)
7. Orchestervortrag.
8. An das Vaterland. Männerchor, von Kreutzer.
9. Trinkspruch auf das Vaterland.
10. Lied: Deutschland, Deutschland.
11. Orchestervortrag.
12. Deutsche Siege. Deklamation.
13. Trinkspruch auf die Veteranen und die Armee.
14. Lied: Es braust ein Ruf. (1. 4. 5. Strophe.)
15. Vergiss, mein Volk, die treuen Toten nicht.
16. Orchestervortrag. Deklamation.
17. Trinkspruch auf die deutschen Frauen.
18. Lied: Strömt herbei.
19. Germanias Friedensruf. Deklamation.
20. Heil Kaiser und Reich. Männerchor, v. Rebbert.

Druck von P. Beckmann in Ratingen.

Bei der Aufstellung des Denkmals geschah der Firma Förster und Frische aus Düsseldorf, bei der die Plastik letztendlich hergestellt worden war, allerdings ein Mißgeschick, welches die Feierlichkeiten erheblich trübte: Die Spitze der Fahne brach ab. Deshalb mußte das Denkmal nach seiner Einweihung vom Sockel geholt werden und in der Werkstatt auf Kosten der Firma Förster und Frische repariert werden. Bei der Herunternahme wurde schließlich auch noch ein Teil des Sockels beschädigt, wie die Zeitung vom 28. 10. berichtete. Am 30. Oktober 1899 teilte die Firma Förster und Frische mit, daß sie bis zum 4. November die Reparaturen ausgeführt haben würde. Dies geschah offenbar ohne weitere Probleme. Nach wenigen Tagen sollte es dann wieder aufgestellt werden, was offensichtlich ohne weitere Probleme geschah.

Dafür entstanden jedoch einige Probleme, die mit der Position des Denkmals in Verbindung standen. Wegen der engen und abschüssigen Straße in dieser Ecke des Marktplatzes ergaben sich durch den immer mehr zunehmenden Fuhrverkehr lebensgefährliche Situationen, besonders für die dort spielenden Kinder. Einige Unfälle waren laut Ratinger Zeitung vom 21. Oktober 1899 schon passiert. Deswegen wurde eine Entlastungsstraße für die Düsseldorfer- und Oberstraße dringend empfohlen.

Als am Sonntag, dem 15. Oktober 1899, das Ratinger Kriegerdenkmal aus der Gießerei in Düsseldorf endlich eingetroffen und (zum ersten Mal) aufgestellt war (am Tag der Enthüllung!), bot das Standbild mit einer Höhe von 7,65 Meter von der Fahnenspitze des voranstürmenden Kriegers bis zum Sockel des Postaments, welches auf einer Grundfläche von 2,75 Meter im Quadrat stand, einen imposanten Anblick. An der Vorderseite trug das Denkmal die Inschrift:

„Gott zu Ehren, den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Nacheiferung."

Auf der Rückseite des Denkmals befand sich die Gedenktafel mit

Kriegerdenkmal auf dem Ratinger Marktplatz um 1910

den Namen der Gefallenen der Kriege. Für das Kriegsjahr 1866 (Preußisch-österreichischer Krieg) verzeichnete man drei Gefallene, für die Jahre 1870–71 (Deutsch-Französischer Krieg) acht Gefallene.

In den folgenden Tagen berichtete die Ratinger Zeitung ausführlich mehrere Male über die Feierlichkeiten aus Anlaß der Enthüllung des Kriegerdenkmals. Aus diesen Zeitungsberichten, die wir im Stadtarchiv im Original durcharbeiten konnten, wollen wir im folgenden nur die Rede des Ehrenvorsitzenden Pfarrer Giese wiedergeben, weil sie wahrscheinlich am besten dokumentiert, in welchem Geist das Thema Krieg und Gefallene in der Gesellschaft von damals, in der Adel und Militär die herrschende Stellung hatten, behandelt wurde. Der Stil und der Inhalt dieser Rede klingen heute, nach der Erfahrung zweier Weltkriege, an denen das deutsche Volk wahrscheinlich wie kein anderes in Europa Anteil hatte und in denen es unsagbare Opfer bringen mußte, sehr befremdlich. Der sogenannte Hurra-Patriotismus der damaligen Zeit klingt tragisch und lächerlich zugleich. Das Pathos der Sprache ist total übertrieben. Es erinnert

* 9) NL Berckhoff, A. Fricke an Giese
*10) NL Berckhoff, Clemens Buscher an Giese 19. 5. 1899

an Bilder, wie der Ausbruch des ersten Weltkrieges in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung aufgenommen wurde, nämlich mit Begeisterung und völliger Ergebenheit gegenüber dem Kaiser. Für diese Haltung kann das Volk aber nur zum Teil verantwortlich gemacht werden, den größeren Schuldanteil hatten die früheren Gruppen und Kreise der damaligen Gesellschaft, der Adel und das Militär. Es folgt der Text der Rede:

„Es will das Jahr zu Ende sich nun neigen, wohin man sieht: ein Welken und Verblühn – im Festschmuck sich heute die Häuser zeigen, von allen flattern Fahnen stolz und kühn. Was soll, mein Volk, dies Jubeln rings bedeuten? Und warum prangt die Stadt in schöner Zier? Das laß den Glockenmund dir klingend deuten: 'Gefallene Krieger, Euer denken wir!' 'Krieg!' war die Losung, und zum blut'gen Streite zogt mutbeseelt Ihr aus, zum heil'gen Kampf manch frommer Wunsch zog mit des Wegsgeleite, sein spottete rings Schwert und Pulverdampf. Wie mancher ging, das Herz so stolz, so bieder, fürs Vaterland, hei, wie die Wangen glüh'n! Er ging mit Gott und kämpft' und kam nicht wieder, er gab für uns sein Blut, sein Leben hin. Für Euch ist dieses Denkmal hier errichtet! Heut' wirds enthüllt vor aller Augen steh'n, wenn auch die Zeit einst Erz und Stein vernichtet, ein treu Gedenken wird kein Sturm verweh'n! Die Hülle sinkt, ein Held mit Eisengliedern läßt sieg'sbewußt die Fahnen flatternd wehen, Hurra umbraust, umrauscht von Jubelliedern! ‚Ein Volk, ein Wille!' wird nie untergeh'n. Wenn jetzt auch nicht Kanonenschlünde blitzen, und wir sind bei Haus und Herd: Was Ihr erkämpft, woll'n wir getreulich schützen. Das schwer Errung'ne ist der Hüter werth. Vernehmt den Schwur im Klange uns'rer Lieder, schwing'er sich jubelnd zu Walhallas Höh'n: Glück auf mit Gott! Zieht es zum Kampf uns wieder, als leuchtend Vorbild sollt ihr mit uns zieh'n!"[*11)]

Die Finanzierung des Denkmals bereitete zum Schluß offenbar keine Probleme mehr. Durch Sammlungen kam genug Geld in die Kassen des Kriegervereins, der das Denkmal folglich ganz bezahlen konnte. Anfang des Jahres hatte man dagegen lediglich 2400 Mark in der Kasse gehabt, wie Jacob Buschhausen in einer Einladung an die Mitglieder des Vereins deutlich machte.[*12)]

Die Stadt Ratingen mußte im März 1900 lediglich einen Restbetrag in Höhe von 104,50 Mark zur Deckung der Kosten beitragen. Dies wurde, wie das Protokoll der Stadtverordnetenversammlung vom 9. März 1900 nachweist, ohne weiteres bewilligt.[*13)]

Die Opferbereitschaft der Ratinger Bevölkerung für ein Kriegerdenkmal war also nicht geringer als in vielen anderen Städten des Kaiserreiches, in denen in diesen Jahren eine Fülle solcher Denkmäler entstand. Diese Opferbereitschaft wurde von den gesellschaftlichen Gruppen, die in diesen Jahren die politische Macht besaßen, für ihre kriegerischen Ziele schamlos ausgenutzt.

Das Ratinger Kriegerdenkmal von 1899 wurde im Frühjahr 1918 vom Sockel geholt und eingeschmolzen. Die Bronzeanteile wurden für die Kriegsproduktion von Kanonen und Munition benötigt. Leider fanden wir dazu keine schriftlichen Belege. Sie sind im Chaos der letzten Kriegsmonate verlorengegangen.

Das Kriegerdenkmal auf dem Ehrenfriedhof 1926 – 1945

Das Jahr 1926 ist für Ratingen zum einen gekennzeichnet durch die 650-Jahr-Feier und zum anderen durch die Einweihung der Gedenkstätte für die Gefallenen der letzten Kriege, d. h. eigentlich mehrerer Gedenkstätten, denn neben dem Denkmal wurden noch zwei Ehrentafeln an anderen Stellen der Stadt angebracht.

Am 26. 01. 1926 berichtete die „Ratinger Zeitung" von der Einweihung einer Gedenktafel für die Gefallenen des Kriegervereins. Diese war aus weiß-grauem Marmor von dem Ratinger Bildhauer Johann Lepper geschaffen worden. Die Tafel wurde oben von einem Stahlhelm geschmückt, unter dem folgende Inschrift zu lesen war: „In Deutschlands Kampfe gegen eine Welt von Feinden starben von den Kameraden des Ratinger Kriegervereins für ihr Vaterland . . ." Es folgten die Namen von sieben Gefallenen aus den Jahren 1914 bis 1918. Für den Kriegerverein leistete dessen Vorsitzender, Dr. Berckhoff, im Rahmen der Feierstunde zur Einweihung der Tafel den Treueschwur an die Gefallenen.

Danksagungen an einige Gärtnermeister für die Ausschmückung der städtischen Turnhalle im Bericht der „Ratinger Zeitung" über die Einweihung der Tafel legen den Schluß nahe, daß die Tafel dort angebracht war. Die Turnhalle wurde im 2. Weltkrieg zerstört und mit ihr die Gedenktafel.

Am 21. 03. 1926 fand im Ratinger Lehrerseminar im Rahmen einer Feierstunde die Einweihung einer Gedächtnistafel für die im Weltkrieg gefallenen Lehrer und Schüler des Seminars statt. Die Tafel war in der Aula der Schule angebracht.

Die dritte und wohl bedeutendste Gedenkstätte des Jahres 1926 war die Kriegergedächtnisstätte auf dem Gelände des ehemaligen Friedhofes Ecke Lintorfer- und Angerstraße, nahe dem Ratinger Stadtzentrum.

Bereits am 18. 02. 1926 berichtete die „Ratinger Zeitung", daß für den Wettbewerb zur Neugestaltung des Friedhofes neun Entwürfe auf die Ausschreibung zur Beteiligung eingegangen seien.

Weiterhin berichtete die „Ratinger Zeitung" am 08. 05. 1926 über eine Ausschreibung zur Beteiligung am Wettbewerb für die Errichtung einer Kriegergedächt-

---

*11) Stadtarchiv Ratingen, Ratinger Zeitung, 15. 10. 1899
*12) Stadtarchiv Ratingen, NL Berckhoff, Buschhausen an Mitglieder des Comitees 13. 1. 1899
*13) Protokollbuch der Stadtverordnetenversammlung 1879 – 1901

nisstätte. Laut Zeitungsbericht waren nun bereits 15 Entwürfe und mehrere Modelle eingegangen. Der Kriegerverein organisierte eine Ausstellung der Entwürfe und Modelle.

Aus dem Sitzungsprotokoll der Stadtverordnetenversammlung vom 17.05.1926 geht hervor, daß sich der Rat entschlossen hatte, eine Kriegergedächtnisstätte zu errichten. Zur Kostenfrage hieß es, daß alle Kosten, die nicht durch öffentliche Sammlungen aufgebracht werden könnten, von der Stadt getragen würden. Zu diesem Zweck wurde eine Anleihe der Stadt in Höhe von 7.500,- RM bewilligt. Der Antrag des Stadtverordneten Zöllig, das Geld anstatt für ein Kriegerdenkmal lieber für die Ausbildung der Kriegswaisen auszugeben, wurde abgelehnt. Stattdessen wurde der Vorschlag der Verwaltung angenommen, der besagte, daß die Verwaltung beauftragt wird zu untersuchen, in welcher Art und Weise der Ausbildung der Kriegswaisen Rechnung getragen werden kann. Der Beschluß erfolgte mit 13:13 Stimmen, wobei der Bürgermeister den Ausschlag gab.*[14)]

Am 22.05.1926 heißt es in einem Artikel der „Ratinger Zeitung", daß am Montag, dem 17.05.1926, im kleinen Saal der Wirtschaft Strucksberg eine Besprechung stattgefunden hat, zu der der Ratinger Kriegerverein eingeladen hatte und deren Ziel die Sammlung von Geld für das Kriegerdenkmal war.

Im Juni 1926 wurde berichtet, daß bis zu diesem Zeitpunkt nicht weniger als 29 Entwürfe eingegangen waren. In der für die Gedächtnisstätte zuständigen Kommission entschied man sich anschließend für einen Entwurf mit dem Kennwort: „Ich hatt' einen Kameraden". Die Öffnung des Briefes ergab, daß der Entwurf von dem Ratinger Steinbildhauer Johann Lepper stammte, der daraufhin mit der Ausführung der Kriegergedächtnisstätte beauftragt wurde.

Am 21.08.1926 wurde die Bevölkerung der Stadt Ratingen aufgerufen, Listen mit den Namen der Gefallenen der Kriege von 1864, 1866, 1870/71 und 1914/18 einzusehen, um evtl. fehlende Namen auf den Listen ergänzen zu können. Das neue Kriegerdenkmal sollte diese Namen auf einer Urkunde aufnehmen.

Am 31.08.1926 wurde die Bevölkerung zur Einweihung der Kriegergedächtnisstätte am 05.09.1926, im Rahmen der „Jubeltage" zur Feier des 650-jährigen Bestehens der Stadt Ratingen, eingeladen. Es wurde die Ordnung des Trauerzuges bekanntgegeben.

Einige Tage später, am 04.09.1926, erschien auch das Programm der Einweihungsfeier. Als Festredner wurde Dr. Berckhoff angekündigt.

Über die Feierlichkeiten anläßlich der Einweihung der Kriegergedächtnisstätte am 05.09.1926 wurde in der lokalen Presse lang und ausführlich berichtet. Sie begannen bereits am frühen Morgen mit je einem Gottesdienst in der evangelischen und katholischen Kirche, in welchen der Gefallenen gedacht wurde. Die Teilnahme an diesen Gottesdiensten war laut „Ratinger Zeitung" so stark, daß die Menschen „Kopf-an-Kopf" standen. Nach dem Gottesdienst formierte sich die Bevölkerung auf dem Kaiserplatz zu einem imposanten Trauerzug, der sich schweigend in Richtung der Kriegergedächtnisstätte in Bewegung setzte. Dort angekommen versammelte sich die Menge vor dem in den alten und in den neuen Reichsfarben sowie in den Stadtfarben verhüllten Denkmal. Das städtische Orchester spielte einen Trauermarsch und der Kirchenchor sang: „Wie selig sind die Toten".

Darauf folgte eine sehr pathetische Rede des Studienrates Esser, in der er die Taten der Gefallenen zur Verteidigung ihres Vaterlandes und die Verpflichtung der Lebenden, das Andenken an die Gefallenen zu wahren, hervorhob. Als sichtbares Zeichen der Ehrfurcht vor den Toten bat der Redner im Anschluß an seine Rede alle Anwesenden, ihr Haupt zu entblößen und eine Gedenkminute einzulegen. Während dieser Gedenkminute stimmte der gemischte evangelische Kirchenchor das Lied: „Über den Sternen" an. Im Anschluß an das Lied ließ der Vorsitzende des Denkmalausschusses, der Rechtsanwalt Dr. Berckhoff, das Denkmal von Kriegerwaisen enthüllen und übergab es dem Schutz der Stadt. Hiernach hielt der Vorsitzende selbst eine Rede, in der er hervorhob, daß es die vordringlichste Aufgabe der Stadt sei, dieses Denkmal zu hüten und zu bewahren. Die Übernahme des Denkmals durch die Stadt erfolgte durch den Bürgermeister Scheiff. Nach einem weiteren Lied formierten sich die Anwesenden zum Rückmarsch. Am Markt erfolgte die Auflösung des Zuges.

Zur Anlage der Kriegergedächnisstätte und zum Aussehen des Denkmals heißt es in einem Artikel in der „Ratinger Zeitung" vom 04.09.1926: „Durch einen monumental wirkenden Toreingang betritt man von der Kaiserswerther Straße aus die im Sommerschmuck prangenden Anlagen, schreitet auf breitem Wege sieben Stufen hinan und steht vor dem Denkmal. Auf wuchtigen Quadern erhebt sich eine Art Sarkophag, auf dem ein sterbender Krieger ruht. Halb aufgerichtet wendet er dem Beschauer sein Antlitz zu, stille Ergebung in den Zügen und den etwas verschleierten Blicken. Die linke Hand stützt sich auf den Boden, die rechte, die das Schwert umfaßt, ist schlaff herabgesunken. Der Kampf ist vorüber, der Tod tritt vor den Tapferen, ein milder Erlöser von allem Leid und Weh, eine edle, künstlerische Darstellung. Die Vorderseite des Sarkophags trägt den Spruch 'Den Tapferen, die für uns starben' ". Ein paar Zeilen weiter heißt es: „Ihr Opfer, es soll nicht vergebens sein." (auf der Rückseite des Denkmals).

Wenn man das erste Ratinger Kriegerdenkmal mit dem im Jahre 1926 errichteten vergleicht, so fällt der Unterschied schon sehr

*14) Stadtarchiv Ratingen, Protokollbuch der Stadtverordnetenversammlung 12.7.1922 – 12.5.1931

deutlich auf. Aus dem voranstürmenden Krieger mit einer Fahne ist ein darniederliegender Soldat, nur mit einem Helm und mit einem Schwert „bekleidet", geworden. Vordergründig betrachtet könnte man daraus schließen, daß die Menschen sich der schrecklichen Ereignisse der Kriege bewußt geworden sind, aus diesen ihre Schlüsse gezogen haben und den Frieden unter den Völkern und die Trauer über die sinnlosen Opfer der Soldaten als höchstes Gut für die Zukunft erstreben wollen. In krassem Gegensatz dazu stehen allerdings die Worte und Zeremonien, die anläßlich der Einweihung der neuen Kriegergedächtnisstätte zu hören und zu sehen waren. Fast scheint es so, als ob das Pathos der Kaiserzeit in den Zwanziger Jahren noch eine Steigerung gefunden hätte. Dies erstaunt um so mehr, als Deutschland nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg eine parlamentarische Demokratie geworden war. Man kann jedoch erkennen, daß der kriegerische Geist des Kaiserreiches sich in den Köpfen der Menschen bewahrt hatte. Das paßt gut zu einem noch weit verbreiteten antidemokratischen Denken, das für den Untergang der Weimarer Republik an vorderster Stelle mitverantwortlich ist.

Während der nationalsozialistischen Zeit wurde die Kriegergedächtnisstätte für die Aufmärsche der Partei, besonders beim Volkstrauertag, aber auch zu anderen Gelegenheiten genutzt. Dies wirft ein bezeichnendes Licht auf die Darstellung der Ratinger Kriegergedächtnisstätte. Sie fand offensichtlich auch die Anerkennung der nationalsozialistischen Machthaber. Die Figur wurde nicht als „undeutsch" empfunden, sondern entsprach in ihrer, den Tod verherrlichenden Aussage genau der nazistischen Ideologie. In diesem Zusammenhang muß man an die häufigen nächtlichen Fackelzüge und Aufmärsche der Nationalsozialisten denken, die den Tod im Krieg nicht als mahnendes, sondern als schicksalhaft vorherbestimmtes Ereignis ansahen. Mit dieser Ideologie bereiteten die Nationalsozialisten die deutsche Bevölkerung auf die Opfer vor, die sie in den Kriegsjahren erbringen mußte.

Bei unserer Arbeit im Stadtarchiv nahmen wir auch Einblick in einige Kriegsjahrgänge der „Ratinger Zeitung". Dabei fiel uns die zunehmende Anzahl der Todesanzeigen auf, die in ihren Ausführungen den allmählichen Wandel und die Abscheu vor dem Krieg deutlich machte bzw. die Verlogenheit der nationalsozialistischen Ideologie enthüllte.

Das Ratinger Kriegerdenkmal von 1926 ist bei den schweren Luftangriffen auf die Stadt im Frühjahr 1945 getroffen und stark beschädigt worden. Wir erfuhren, daß es noch einige Monate, auch über das Ende des 2. Weltkrieges hinaus am gleichen Ort aufgestellt blieb, allerdings mußten einzelne Teile notdürftig zusammengeflickt werden. Vermutlich noch im Jahr 1945 ist es bei den Bemühungen um einen demokratischen Neuanfang beseitigt worden, um zunächst einem schlichten, großen Birkenkreuz Platz zu machen.

Das zur 650-Jahrfeier der Stadt Ratingen im Jahre 1926 errichtete Kriegerdenkmal auf dem Ehrenfriedhof

Das Birkenkreuz auf dem Ehrenfriedhof 1945–1962

1945 wurde zu Ehren der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten ein Mahnmal errichtet. In Form eines Birkenkreuzes, das von einer kleinen Pyramidenbaumallee gesäumt wurde, schien dieses Mahnmal bei den Bürgern Ratingens ein positives Echo zu finden. Seltsam scheint es nur, daß man den Erhalt des Kreuzes über Jahre hinweg nicht so sehr für nötig hielt. Wahrscheinlich schien das Kreuz nur scheinbar geringen Schaden aufzuweisen, was jedoch bei der Erneuerung, die wir in dem folgenden Beitrag darstellen wollen, sich laut einem Bericht der Rheinischen Post vom 08. 03. 1962 als falsch erwiesen hat. Da man jedoch eine Plastik an Stelle des Kreuzes aufgestellt hat, finden wir es interessant, aufzuzeigen, daß bei den meisten Ratingern der Ersatz des Kreuzes durch eine Plastik nicht den Anklang fand, den man sich erhoffte.

Wie aus einem Artikel der Rheinischen Post vom 08. März 1962 hervorgeht, wurde mit der Umgestaltung des an der Angerstraße liegenden Ehrenfriedhofs am 07. März 1962 begonnen. Das bis dahin im Mittelpunkt des Ehrenfriedhofs stehende Birkenkreuz wurde entfernt. Mit einem Spezialkran wurde dieses samt Fundament aus dem Boden gehoben, wobei, wie in diesem Artikel beschrieben, das Oberteil des Kreuzes bei den Arbeiten abbrach, weil es inzwischen morsch geworden war. Diese Tatsache war von vielen bereits angenommen worden, aber dabei wurde das Ausmaß des Zustandes dieses Birkenkreuzes unterschätzt. Das Kreuz war in einem viel schlechteren Zustand als angenommen worden war.

Man könnte meinen, daß das 1945 zu Ehren der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten

Mahnkreuz auf dem Ehrenfriedhof von 1945 bis 1962

errichtete Birkenkreuz in Vergessenheit geraten war oder daß man sich nicht mehr bemühte, den Erhalt eines so wichtigen Mahnmals, das in Form eines schlichten aber auch großen Holzkreuzes sehr ausdrucksvoll den Tod und das Leid symbolisierte, die der Zweite Weltkrieg vielen Soldaten gebracht hatte, zu gewährleisten. Offenbar hatte die Stadt Ratingen es versäumt, ihre lokale Geschichte, die während des Zweiten Weltkrieges, wie in vielen anderen Städten, auch für viele Bürger und Soldaten aus Ratingen leidvoll war, aufzuarbeiten und zu bewahren.

Immerhin wollte man 15 Jahre später wieder den Friedhof umgestalten (1960, aber auch schon 1958 wurde erstmals für das Denkmal gesammelt und es fanden Spendenaktionen mit der Unterstützung des damals amtierenden Bürgermeisters Kraft statt). Man hatte also die Erneuerung in Erwägung gezogen. Letztendlich wurde im März 1962 die Umgestaltung durchgeführt. Die Umgestaltung fand jedoch parallel zur Verbreiterung der Anger- und Lintorfer Straße statt. Nun kann man sich sicherlich die Frage stellen, welche der Maßnahmen nun mehr Priorität hatte: ob den verantwortlichen Planern die Verbreiterung der Straßen wichtiger war oder ob die Neugestaltung der Gedenkstätte vorging. Das erste würde insofern eher zutreffen, als die verantwortlichen Planer sehr große Veränderungen eingeplant hatten, so daß nun bei der Umgestaltung die Pyramidenbäume rechts und links neben dem auf das Birkenkreuz zulaufenden Gehweg, welche bisher das Mahnmal auch optisch betonten, entfernt wurden.

Sicherlich erfuhr die neue Gedenkstätte später durch die Aufstellung der neuen Plastik eine Aufwertung, jedoch fand sie, wie bereits gesagt, nicht den erwarteten Beifall aller Bürger. Es gab viele Stimmen, die es bei dem schlichten Holzkreuz belassen wollten.

Das heutige Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof

Am Samstag, dem 18. 12. 1960, erschien in der Rheinischen Post - Lokalausgabe Ratingen - unter der Überschrift „Kein Kriegerdenkmal, sondern ein Mahnmal" ein Bericht über eine Aussprache zwischen Vertretern der Verwaltung der Stadt und den Mitgliedern des Verbandes Deutscher Soldaten, die zwei Tage zuvor stattgefunden hatte.

Wie schon die Überschrift andeutete, war das zentrale Gesprächsthema die Frage, ob das geplante Mahnmal der Stadt im Stile eines Kriegerdenkmals oder als wirkliches Mahn- und Ehrenmal für alle Opfer der Kriege, Soldaten und zivile Personen errichtet werden sollte.

Seit geraumer Zeit hatte sich der Verband der Soldaten in Ratingen für die Errichtung eines Denkmals für den angegebenen Zweck öffentlich eingesetzt. Auch hatte man schon bei einem Militärkonzert für ein Denkmal Geldspenden gesammelt. Der Vertreter der Stadt machte in der Aussprache - laut Zeitungsbericht - zwei Dinge gegenüber der Versammlung deutlich: erstens erklärte er die Errichtung eines Denkmals zur ureigensten Sache der Stadt - wobei sich der Rat der Stadt die letzte Entscheidung bei der Auswahl des auszuführenden Entwurfs vorbehielt - zweitens machte er deutlich, daß für die Stadt Ratingen nur ein wirkliches Mahn- und Ehrenmal in Frage kommen würde. Aus diesem Grund lehnte er auch die Entwürfe, die aus den Reihen der soldatischen Verbände gekommen waren, mit deutlichen Worten ab. Sie seien, so der Stadtdirektor, in der vorliegenden Form nicht zu verwirklichen, da „die Vorstellungen mehr musealen Charakter trügen und den derzeitigen Vorstellungen von Mahnmalen nicht entsprächen".*[15)]

Offenbar stießen die Worte des Stadtdirektors bei den ehemaligen Soldaten auf gehörigen Widerstand, denn der Vorsitzende stellte in Bezug auf die Überlegungen bei der Stadt die Frage, ob „die Künstler nicht zu moderne Vorstellungen brächten, die bei der Bevölkerung nicht ankämen und in einigen Jahren überholt seien".*[16)] Dazu regte der Verbandsvorsitzende an, daß die zukünftigen Entwürfe ausgestellt werden sollten, damit auch die Bevölkerung einen Einblick erhalte.

---

*15) Rheinische Post, Lokalausgabe Ratingen 18. 12. 1960
*16) ebenda

Diesem Ansinnen widersprach die Tatsache, daß für das zu errichtende Mahnmal ein Künstlerwettbewerb ausgeschrieben worden war, der zunächst einmal geheim, das heißt, ohne daß die Künstler gegenseitig von ihren Entwürfen Kenntnis bekamen, durchgeführt wurde. Da sich, wie offenbar dennoch bekannt wurde, unter den eingereichten Vorschlägen keine Arbeit eines Ratinger Künstlers befand, hatten sich schon andere Personen aus den heimatstädtischen Vereinen bei einigen Vertretern der Stadt beschwert. Die Stadt Ratingen konnte mit Recht darauf hinweisen, daß eine nachträgliche Hereinnahme eines Entwurfes eines Ratinger Künstlers nicht den Bedingungen des Wettbewerbs entspräche. Alle Versuche, dies dennoch zu versuchen, hatte sie abgewehrt.

In der Versammlung zeigte sich der Sprecher des Soldatenverbandes zudem darüber erbost, daß die örtliche Presse die Vorschläge der Soldaten in den Tagen und Wochen vor der Aussprache wegen des Charakters der Darstellung abgelehnt hatten. Die Zeitung ihrerseits empörte sich in dem Kommentar zu der Versammlung über die Forderung der Soldaten, der Stadtdirektor möge dem Journalisten eine „Rüge" zukommen lassen mit der Bemerkung, daß dieses Verlangen „von wenig Kenntnis demokratischer Grundsätze" zeuge. Dennoch wurde dem Verband der Soldaten für die ergriffene Initiative gedankt, da sich bis dahin wenige Bürger über ein Ehrenmal für die gefallenen Soldaten Gedanken gemacht hätten.

Die erste Anregung zur Errichtung eines Ehrenmals war allerdings schon mindestens zwei Jahre vorher von dem Verband der Soldaten, Kreisverband Ratingen-Angerland und seinem Vorsitzenden Bruno Zimmermann gekommen. Aus Anlaß eines Konzertes der Bundeswehrkapelle des Wehrbereichskommandos III am 22. 05. 1958 in Ratingen hatte der Verein bei der Sparkasse Ratingen ein Konto mit dem Kennwort „Ehrenmal" eingerichtet, dessen Guthaben später der Stadt zur Verfügung gestellt werden sollte mit der Bitte, den Betrag als Grundstock für die Errichtung eines Ehrenmals zu verwenden. Der Reinerlös des Konzertes sollte dafür einen Einstieg bilden. In seinen Erläuterungen gegenüber dem Bürgermeister der Stadt erklärte der Vorsitzende, daß man „keineswegs" an ein Kriegerdenkmal etwa nach dem Motto „UND IHR HABT DOCH GESIEGT" mit schwerterschwingenden Helden denke, sondern an ein schlichtes, aber würdiges Mahnmal".*[17)]

Weiter führte der Vorsitzende aus, daß es vor Jahren richtig gewesen sei, es bei einem einfachen Birkenkreuz als Mahnmal belassen zu haben. Heute aber, da der Lebensstandard allgemein gestiegen und das Andenken der Toten in Gefahr sei, in Vergessenheit zu geraten, könne man finanzielle Opfer für ein Mahnmal zum Frieden aufbringen, ohne damit soziale Belange zu schmälern.*[18)]

Der Bürgermeister sagte laut Bericht der Zeitung dem VdS seine Unterstützung zu, wobei er ausdrücklich anmerkte, daß es „dieser Gemeinschaft offensichtlich darum ginge, mit dem Mahnmal die Bürger zu erinnern, daß der Frieden das Höchste sei, was erhalten werden müsse".*[19)]

Diesen Ausführungen des Bürgermeisters beeilte sich der Vorsitzende des Verbandes, indem er noch einmal das Wort ergriff, hinzuzufügen, daß der VdS sich nicht zusammengefunden habe, um „irgendetwas" zu restaurieren, sondern um soziale Aufgaben zu lösen. Damals wie heute sei der VdS bemüht, den demokratischen Staat zu unterstützen und an die Mitglieder zu appellieren, „staatsaufbauend zu wirken".*[20)]

Aus diesen Berichten in der Zeitung wird wohl deutlich, daß den Vertretern der Stadt die politische Ausrichtung des Verbandes der Soldaten offenbar nicht ganz geheuer war. Die Diskussionen um den Charakter des Ehrenmales, wie er zwei Jahre später erst richtig entbrannte, waren damit vorgezeichnet.

Am 7. März 1962 wurde auf dem Ehrenfriedhof an der Angerstraße das große Birkenkreuz, welches bis dahin Mittelpunkt der Gedenkstätte war, entfernt und mit den Arbeiten zur kompletten Umgestaltung begonnen.

Im gleichen Monat wurde das neue Mahnmal, das eine trauernde Frau darstellt, die sich auf ein Grabkreuz stützt und die von einem aus vielen Kreuzen bestehenden zaunartigen Gebilde im Hintergrund umgeben wird, aufgestellt. Der Entwurf und die Ausführung stammen von dem Düsseldorfer Bildhauer Max Kratz. Die Skulptur der Trauernden ist in Muschelkalk gearbeitet, die Ansammlung von Kreuzen in Bronze gegossen.

Ehrenmal, Werdener Straße

Viele Ratinger Bürger tun sich bis auf den heutigen Tag schwer mit der Annahme dieses Denkmales. Die Darstellung der Trauernden trifft nicht den Geschmack und das künstlerische Empfinden eines großen Teiles der Bevölkerung. Hinter vorgehaltener Hand werden der Plastik sogar Spitznamen verliehen. Sicher soll dadurch das Andenken der Toten nicht gestört werden, dennoch würde eine breitere Akzeptanz des Ehrenmales dem Anliegen und der Würde der Stätte angemessener sein.

---

*17) Rheinische Post, Lokalausgabe Ratingen 10. 5. 1958
*18) ebenda
*19) ebenda
*20) ebenda

Das wahre Leben war es nicht

Displaced Persons und das Lager Lintorf

In der hiesigen Lokalgeschichte ist die Zeit der Existenz des Lintorfer Lagers, die immerhin 17 Jahre ausmachte, kaum dokumentiert.

Dies war für mich Motivation genug, neugierig und gespannt in den Archiven zu stöbern und Zeitzeugen zu suchen, um ein Stück Historie unseres Ortes zu erschließen. Dieser Artikel ist ein Auszug aus meiner Diplomarbeit, die ich im Rahmen meines sozialwissenschaftlichen Studiums 1994 an der Universität - Gesamthochschule Duisburg einreichte.

Eine lückenlose Präsentation der Lagergeschichte kann hier nicht geleistet werden, vielmehr handelt es sich um eine Spurensuche. Die einzelnen Facetten, die dabei zutage treten, werden mosaikartig zusammengefügt, um ein möglichst reales Bild der damaligen Gegebenheiten widerzuspiegeln.

Historischer Rahmen

Am Ende der nationalsozialistischen Herrschaft des Hitler-Regimes befanden sich etwa 9,3 Millionen Ausländer auf deutschem Boden. Der größte Teil von ihnen kam nicht freiwillig, sondern war verschleppt worden und mußte unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit in der Landwirtschaft oder Industrie leisten.

Nach Kriegsende wurden innerhalb nur eines Jahres 8 Millionen Menschen von den Alliierten in ihre Heimat zurückgeführt. Vor allem Verschleppte aus Osteuropa verweigerten die Repatriierung, da sich durch den sowjetischen Einfluß die politischen Verhältnisse in ihren Heimatländern geändert hatten. So wie sie während des Zweiten Weltkrieges zu Lageraufenthalten gezwungen waren, wurden erneut Lager ihr „Zuhause".

Die Alliierten erklärten sie zu „Displaced Persons", verkürzt gesagt, zu Zivilpersonen, die sich aus Kriegsfolgegründen außerhalb ihres Staates befanden. Eine genaue Begriffserklärung erfolgt an entsprechender Stelle. 1950 wurden die DP-Lager in die deutsche Verwaltungshoheit übergeben. In NRW waren 21 500 „Dps" verwaltungsmäßig zu übernehmen. Ihr DP-Status änderte sich. Sie wurden per Gesetz zu „Heimatlosen Ausländern". Dieser Begriff verschleiert völlig den Verschleppungszusammenhang.

Auf dem Hintergrund dieses historischen Rahmens soll die Rekonstruktion der Lintorfer Lagergeschichte in Verbindung mit seiner Soziographie versucht werden.

Als ich mich dazu entschied, eine Lokalstudie über das ehemalige Lintorfer Lager zu erstellen, war für mich von Anfang an klar, daß ich mich um Zeitzeugen bemühen wollte, deren Erfahrungen und Eindrücke Eingang in meine Arbeit finden sollten. Wenn es eben möglich war, wollte ich nicht nur auf die Darstellung der Aktenlage zurückgreifen.

Vordruck

Links ist Platz geblieben
auf den man schreiben kann
Rechts steht...*sind unser Unglück*
Wie fing die Zeile an

Die Juden ist kaum mehr zu lesen
ausradiert oder verblaßt:
Schreibt *Chinesen*
schreibt *Nordvietnamesen*
schreibt alle hin die ihr haßt

Schreibt einfach *Die Bolschewisten*
Das geht dann weiter so:
De Gaulle und *Die Neutralisten*
Die vom afro-asiatischen Zoo

Die Ostermarschierer Die Roten
Die Polacken Die Gastarbeiter
die Lebenden und die Toten
nur immer weiter

Erich Fried

Da mir persönlich keine Zeitzeugen bekannt waren, ließ ich einen Aufruf in eine hiesige Lokalzeitung setzen. Meine Hoffnung, daß sich daraufhin ehemalige Lagerbewohner oder alte Lintorfer melden würden, erfüllte sich nicht. Keine einzige Resonanz erfolgte auf diesen Zeitungsaufruf.

Das machte eine Änderung meiner Strategie in der Zeitzeugensuche notwendig. Da ich selbst seit meinem 5. Lebensjahr Lintorferin bin, nutzte ich meine Kontakte zu den Einheimischen, um in Erfahrung zu bringen, wer weiterhelfen könnte. Dieses Verfahren war zwar langwieriger, aber schließlich wurde ich durch einen Verwandten auf ein Ehepaar aufmerksam gemacht, das selbst im Lager gewohnt hatte. Der Kontakt konnte aufgrund der persönlichen Bekanntheit hergestellt werden. Dies förderte sicherlich auch die Gesprächsbereitschaft des Ehepaares, welches ich an dieser Stelle in Kurzform vorstellen möchte:

Kurzbiographie
Herr und Frau Szabo

Im Jahre 1925 wurde Herr Szabo in Ungarn geboren. Im Alter von 19 Jahren meldete er sich freiwillig, ohne Zustimmung seines Vaters, als Soldat zum Kriegseinsatz. Die russische Front war nicht mehr weit von seiner Heimat entfernt, und er wollte sein Vaterland verteidigen. Er kam in die Nähe von Warschau in ein SS-Ausbildungslager der deutschen Wehrmacht. 30 Jahre sah er seinen Heimatort nicht wieder. Von Bergen-Belsen sollte er mit einem Transport in seine Heimat repatriiert werden. Dieser wurde jedoch aus Sicherheitsbedenken von den britischen und amerikanischen Militärs gestoppt. Vom Lager Wolfsburg erfolgte die Versetzung in ein Lager nach Ostfriesland, nach einem Jahr die Versetzung ins Kasernen-Lager Osterode. Während des Aufenthalts in Osterode lernte er seine jetzige Frau kennen, die aus Pommern stammt und von dort mit ihrer Familie vertrieben worden war. Nach der Heirat zog die Frau zu ihrem Mann ins Lager. Eine geplante

Auswanderung nach Amerika wurde doch nicht realisiert wegen befürchteter Sprachschwierigkeiten Herrn Szabos, und weil er nicht noch weiter von seiner Heimat Ungarn entfernt sein wollte. Im Mai 1952 erfolgte der Umzug ins Lager Lintorf. Nach starken anfänglichen Schwierigkeiten lebten sich die Szabos im Lintorfer Lager ein. Sie verließen es 1955. In demselben Jahr wurde ihr Sohn geboren. Herr Szabo arbeitete für eine Lintorfer Firma, Frau Szabo in einem Haushalt. Um dem Sohn eventuelle Schwierigkeiten aufgrund seines Status als „Heimatloser Ausländer" aus dem Weg zu räumen, entschied sich die Familie 1972 zur Einbürgerung. Das Ehepaar lebt heute in einem kleinen Eigenheim. Inzwischen sind beide Rentner.

Die zweiten Interviewpartner wurden mir vom Vorsitzenden des Vereins Lintorfer Heimatfreunde genannt. Hier dauerte es sehr lange, bis es schließlich zu dem gemeinsamen Gespräch kam, besonders bei Herrn Tomak lagen Vorbehalte vor. Es erforderte einige Briefe und mehrere Telefonate, in denen ich immer wieder meine Gesprächsintention versuchte zu verdeutlichen, bis er bereit war, in Anwesenheit einer ihm bekannten Person seines Vertrauens zu mir nach Lintorf zu einem Gespräch zu kommen. Auf das Angebot, ihn in Porz in seiner Wohnung aufzusuchen, ging er nicht ein.

Bei dem Gespräch war außer dem Ehepaar Tomak das Lintorfer Ehepaar Buer zugegen, da Herr Tomak nur in Gegenwart von Frau Buer zu einem Interview bereit war. Er kannte schon ihre Eltern und hatte deshalb Vertrauen. Frau Buer war mit ihrem Mann zugegen, der als Heimatvereinsvorsitzender auch aus lokalhistorischem Interesse gekommen war. Es ist klar, daß es bei fünf am Gespräch beteiligten Personen schwierig war, einem stringenten Gesprächsvorgang nachzugehen, da unterschiedliche Informationsinteressen einflossen.

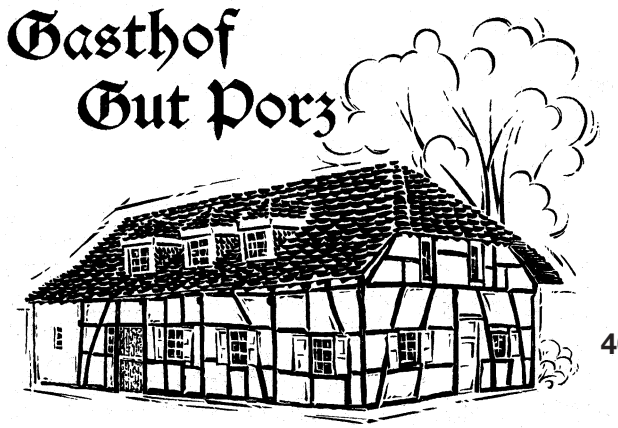
Kurzbiographie
Herr und Frau Tomak

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr Tomak 77 Jahre. Herr Tomak war 1943 aus der Ukraine als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt worden. Nach Kriegsende lebte er im Sammellager Mülheim-Ruhr. Eine Auswanderung nach Kanada wurde ihm aufgrund fehlender Muskelkraft von der Auswanderungskommission verweigert. Frau Tomak ist Deutsche und lernte ihren Mann in Mülheim kennen. Sie arbeitete dort als Verkäuferin. Nach der Heirat zog sie mit ihrem Mann 1949 ins „Lintorf-Camp" und eröffnete mit ihm im Lager ein Geschäft. Sie lebten bis zur Lagerauflösung 1960 im Lager und zogen dann in die Siedlung Porz-Westhoven um. Herr Tomak verzichtete auf die Einbürgerung, da er es nicht in Ordnung findet, daß dafür bezahlt werden muß. Er fühlt sich in Deutschland als Gast. Das kinderlose Ehepaar lebt von den Mieteinnahmen eines Hauses, das es durch eine Erbschaft bauen konnte. Es selbst wohnt zur Miete. Darüber hinaus erstritt Frau Tomak für sich gerichtlich eine kleine Rente. Herr Tomak wünscht sich nach seinem Tod eine Beerdigung in seiner Heimat, der Ukraine.

Der dritte Lagerbewohner, dessen Name und Adresse ich in Erfahrung brachte, war zu einem Interview nicht bereit. In einem Telefonat, das wir miteinander führten, wurde deutlich, wie wenig von ihm seine eigene Lebensgeschichte, die mit dem Lager verknüpft ist, verarbeitet wurde. Aus diesem Grunde konnte ich seine Ablehnung zu einem Interview nur akzeptieren und drängte ihn nicht weiter.

Die geführten Interviews wurden von mir mit Einverständnis der Beteiligten auf Cassetten-Recorder aufgenommen und im Anschluß daran verschriftet. Die vollständigen Interviews, sowie das Protokoll des Telefonates habe ich in einem gesonderten Dokumentationsband in alphabetischer Namensreihenfolge zusammengestellt. Die Namen sind zum Schutz der Personen fingiert.

An die Interviews mit den ehemaligen Lagerbewohnern schließen sich zwei weitere Gesprächsprotokolle an. Die geführten Gespräche mit der ehemaligen NCWC-Lagerfürsorgerin und dem Lehrer, der



Unsere Öffnungszeiten:

Mo.-Sa. 17.00 - 1.00 Uhr

Küche von 18.00 - 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen sind wir

ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon: 0 21 02 / 3 71 87

die „Lagerkinder" unterrichtete, wurden dort festgehalten. Zu diesen beiden Interviews erstellte ich Gesprächsleitfäden, um bestimmte Fragestellungen einzubringen.

Da die von mir interviewten ehemaligen Lagerbewohner ältere Menschen sind, war es mir wichtig, in der Interviewsituation auf die von ihnen selbst für bedeutsam gehaltenen Erfahrungen und Erlebnisse einzugehen. Lebensgeschichtliche Erinnerungen sind von Subjektivität gekennzeichnet. Im Gedächtnis bewahrt bleiben in erster Linie lebensgeschichtliche Schlüsselerfahrungen. Exakte Daten hinsichtlich historischer Geschehensabläufe und Sachverhalte können vom Forscher gerade bei alten Menschen selten erwartet werden. Die Chronologie in der Erzählung verschiebt sich, Erlebnisse werden bruchstückhaft in Erinnerung gerufen. Gerade deshalb entschied ich mich bei den „Betroffenen-Interviews" bewußt für das „offene biographische Interview-Verfahren", da es mir als geeignete Methode erschien, den Interviewten die Möglichkeit einzuräumen, selbst Themenschwerpunkte zu setzen. Es gibt nämlich kaum eine objektive Erinnerung, es wird vielmehr rekonstruiert.

Bei meinen Vorgesprächen zu den Interviews bat ich die Zeitzeugen evtl. vorhandene Materialien, z. B. Fotos zum Interview beizubringen. Sie sollten Gesprächsanreize sein, gleichzeitig aber auch erworbene Daten illustrieren oder ergänzen.

Herr Tomak und Lehrer Schaefer erzählten anhand ihres Fotomaterials und stellten es mir dankenswerterweise für eine Verwendung in der Lokalstudie zur Verfügung.

Einst das „Krupp-Lager"

Das Lager Lintorf an der Rehhecke wurde von der Organisation Todt (OT) erbaut. Diese Organisation war für das nationalsozialistische Regime während des Zweiten Weltkrieges mit dem militärischen Bauwesen beauftragt. Über den Zeitpunkt der Lagergründung existieren widersprüchliche Angaben. So geht Kaminsky z. B. vom Jahr 1941 aus.[1] Ich schließe mich der mir zuverlässig erscheinenden, weil sorgfältig geführten Chronik der Kath. Schule I, der heutigen Johann-Peter-Melchior Schule an, die dazu berichtet:

> „3. Dez. '43: Es sind große Arbeiten im Norden im Gange. Da werden Teile des Waldes gerodet, Baracken über Baracken gebaut, Eisenbahngeleise verlegt, Kanäle angelegt u.s.w. Ganze Züge mit Baumaterial rollen an, werden an einem neu angelegten Betriebsbahnhof entladen, rollen wieder ab, um anderen Zügen Platz zu machen.
>
> Eine große Barackenstadt ist dort im Entstehen begriffen. Welchen Zweck, welche Bedeutung sie hat, ist nicht in Erfahrung zu bringen. Aber nicht nur RAD (Reichsarbeitsdienst, R. B.) ist dort eingesetzt. Es arbeiten daselbst Polen, Ukrainer, Russen, Männlein und Weiblein in buntem Gemisch, Badoglio-Italiener u.s.w. Die Familien sind verschwunden, und so sind jetzt nur noch Arbeitskräfte zurückgeblieben".

Die Frage nach dem Verbleib der Familien soll hier nicht weiter erörtert werden, aber es ist zu vermuten, daß sie fortgebracht wurden. Im Lintorfer Lager wurden nämlich ausländische Arbeiter untergebracht, die bei der Firma Krupp in Essen in den Stahlwerken und Fabriken zum Arbeitseinsatz kommen sollten. Hierzu wurden arbeitsfähige Kräfte benötigt. Auf dem Hintergund der Nazi-Politik, die Ausländer und hierbei besonders die Ostarbeiter als minderwertige Rasse ansah, die ein auszubeutendes Arbeitskräftepotential darstellten, ist einsichtig, daß Familien, zu denen auch Kinder, alte und kranke Menschen zählen, plötzlich aus Lintorf verschwunden waren.

Im Jahre 1943 nahm die Bombardierung der Großstädte des Ruhrgebietes durch die alliierten Streitkräfte zu. Ziele waren besonders die Stahlfabriken, um den Nachschub an Rüstungsgütern für die deutsche Front zu unterbinden. Die Wohnlager der Zwangsarbeiter befanden sich meistens in unmittelbarer Nähe der Fabriken. Viele von ihnen wurden im Bombenhagel zerstört und die Lagerbewohner starben. Nicht aus Humanität, sondern einzig um das inzwischen durch die Kriegsereignisse nicht mehr unerschöpfliche Arbeitskräftepotential zu erhalten, denn gleichzeitig wurden immer mehr deutsche Arbeiter zum Fronteinsatz abkommandiert, errichteten die Rüstungskonzerne Lager in Großstadtnähe. Die Gefahr des direkten Bombardements erschien dort geringer.

So lief ein eigener Gleisanschluß bis ins Lintorfer Krupp-Lager hinein, auf dem täglich Tausende von Fremdarbeitern in die Kruppschen Fabriken nach Essen gebracht wurden. Im Frühjahr 1944 erfolgte die erste Belegung des Lagers. Von einigen hundert Personen zu Beginn, wurde binnen kurzer Zeit die angestrebte Zahl von 3.000 Lagerbewohnern erreicht.

Alte Lintorferinnen erinnern sich daran, wie sie den Russen Brot durch den Lagerzaun zukommen ließen. Zum Dank bekamen sie handgeschnitztes Holzspielzeug durch den Zaun gereicht. Im August 1944 berichtete der Kruppsche Lagerarzt Dr. Jäger über das Lintorfer Lager: „Die Verpflegung ist gut. Die Ostarbeiter sehen gut und wohlgenährt aus und sind mit der Verpflegung zufrieden".[2]

Kaminsky weist in seiner Lokalstudie „Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges" darauf hin, daß dieser Aussage des Lagerarztes nur relative Bedeutung zukommt. Dr. Jäger war für alle Krupp-Lager medizinisch zuständig, und es ist einsichtig, daß das Lager Lintorf sich ihm weitaus besser darstellte, als die immer wieder durch Luftangriffe zerstörten Lager der Ruhrgebietsstädte wie Essen.

Die Lintorfer Hebamme Frau F. schilderte aus der Erinnerung das Lager als sehr dreckig und hob eine schlechte Ernährungslage hervor. Sie selbst hatte dort im Dunkeln oder im Schein einer halb

---

1 Kaminsky,U.: Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges, in Ratinger Forum, Heft 1, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Ratingen 1989, S. 193

2 Anm.: Jäger an Betriebsleitung 18.8.1944 Dok. NIK 2971 nach Herbert, U.: Fremdarbeiter, 1985 Berlin/ Bonn S. 290

ausgebrannten Taschenlampe Entbindungen durchgeführt.[3/4)]

Im Januar 1945 begünstigten Hunger und schlechte hygienische Bedingungen den Ausbruch von Flecktyphus, auch als Fleckfieber bekannt, im Lintorfer Lager.[5)]

Licht ins Dunkel dieses Zeitraumes der Lagerexistenz kann mit Sicherheit der Archivbestand der Firma Krupp bringen. Aber dort sehe ich kein Bestreben, sich aktiv der Vergangenheitsbewältigung zu stellen. Eine Akteneinsicht wird noch heute verweigert. Die Begründung dafür lautet in einem Anschreiben an die Verfasserin: „. . . daß die hier vorhandenen Unterlagen über Fremd- und Zwangsarbeiter bei Krupp noch grundsätzlich für jede Benutzung durch Dritte gesperrt sind."

Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf die Arbeit von Herbert: „Zur Politik und Praxis des Ausländereinsatzes auf Reichsebene, am Beispiel der Firma Krupp in Essen„ aus dem Jahre 1985. Die von ihm geschilderten Lebensbedingungen der Fremdarbeiter bei Krupp sind mit Sicherheit auch für die Lintorfer Lagerbewohner zutreffend gewesen.

Das „Lintorf-Camp"

Die Befreiung des Lagers zum Kriegsende durch die Alliierten ist am Ort nicht dokumentiert. Ein Zeitzeuge berichtete dazu: „Im Juni '45 kamen wir mit 40 Mann, alles Deutsche, vom Kriegsgefangenenlager Wickrath im amerikanischen Sektor zum Lager Lintorf, wo wir unter britischer Verwaltung waren. Captain Barnes, ein Schotte, war Ortskommandant von Lintorf und gleichzeitig auch Lagerkommandant. Wir fanden ein leeres Lager vor. Die Fremdarbeiter, die vorher da waren, waren alle weg. Die sind nach der Kapitulation noch gut versorgt worden und dann alle weg. Die Einrichtungen waren zerstört, die Abfälle lagen zerstreut, und die Lebensmittel lagen kaputtgetreten an der Erde. Wir wurden dann erst einmal acht Tage gut verpflegt, so mit ca. 3.500 Kalorien am Tag, damit wir aufgepäppelt wurden. Da die Fremdarbeiter Typhus und Ruhr hatten, wurden wir erst einmal gegen alle möglichen Krankheiten durchgeimpft. Entlaust wurden wir auch, das Lager desinfiziert. Das Lager hatte keine Umzäunung mehr, so mußten wir Stacheldraht ziehen, Pfähle einrammen. Nach August '45 kamen 3.000 deutsche Kriegsgefangene ins Lager. Von denen wurden als erstes die landwirtschaftlichen Arbeiter entlassen. Es blieb wieder ein Rest von ungefähr 40 Mann, die im Lager angestellt wurden. Die Handwerker stellten eine Werkstatt her. Dann zogen 3.000 Ungarn, ungarische Offiziere, ins Lager ein. Ab Januar '46 bis Sommer '46 wurden die Ungarn nach Hause geschickt. Die wurden vom Bahnhof hier abtransportiert. Sie wollten nicht immer . . . (Pause) Als die Ungarn da waren, waren auch Ungarinnen da, die abgesondert durch einen Zaun in einem separaten Bereich lebten. Wenn die was hatten, kamen die immer zu uns (Wachpersonal, R. B.). Mit denen konnten wir es gut. Dann kamen die Ukrainer, auch Weißrussen. Alle wurden verhört. Für jeden wurde ein Fragebogen angelegt. Da wurde so lange dran geändert, bis man glaubte, die richtigen Fragen gefunden zu haben. Dabei half der Chefdolmetscher L. Die Briten haben mit der Lagerverwaltung die Ukrainer richtig ausgequetscht. Die wollten ja alle im KZ (Konzentrationslager, R. B.) gewesen sein. Dann wurden sie nach ihren KZ-Nummern gefragt, dann mußten sie meistens passen. Ganze 2% waren wirklich dagewesen. Wenige Handwerker haben zugegeben, daß sie Geld verdienen und leben wollten und deshalb gekommen sind (zum Arbeitseinsatz nach Deutschland, R. B.). Dann wollten sie einen eigenen Lagerkommandanten. Der wurde dann auch gewählt. Aber da haben sie sich was eingehandelt. Der war brutal zu den eigenen Leuten. Absetzen konnten sie den nicht, der hatte eine richtige Mafia um sich herum, die brutal zuschlug. Als Lagerpolizei hatten wir eingefärbte englische Uniformen. Wir mußten für Ordnung sorgen, bei Streitigkeiten auch mal dazwischenschlagen. Die Engländer haben uns dann immer vorgehen lassen. Schmuggelware mußten wir abnehmen. Ganz begehrt waren Zigaretten, mit denen Schwarzhandel getrieben wurde. Die nahmen Decken aus dem Lager weg, die wurden dann getauscht. Die Zivilbevölkerung baute sich daraus Anzüge. Wir hatten einige vergitterte Räume, die Gefängniszellen waren. Straftaten wurden von den Militärs scharf geahndet, auch bei den eigenen Leuten. Ich habe selbst gesehen, wie ein Brite mit seiner eigenen Zahnbürste den Gefängnisboden schrubben mußte. Bis zum Frühjahr '47 war ich im Lager. Dann habe ich in Lintorf geheiratet, unser erstes Kind war unterwegs. Ich habe dann bei der Firma H. angefangen zu arbeiten."

Der Zeitzeuge unterscheidet zwischen KZ-Opfern und Ausländern, die freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gekommen sind. Die Realität der Zwangsverschleppung wird von ihm nicht erwähnt, obwohl sie ihm bekannt sein müßte. Gleichwohl es sich hier um die subjektive Aussage eines ehemaligen Lagerwachmannes handelt, nicht belegbar durch entsprechende andere Nachweise, so stellt sich doch ein eindrucksvolles Bild der damaligen Lagergeschichte dar.

Im Interview kam es bei dem Zeitzeugen zu einer kurzen Pause, nachdem er erzählte, daß die Ungarn nicht immer nach Hause geschickt werden wollten. Diese Pause müßte mit der Erklärung gefüllt werden, daß die Ungarn wegen der politischen Verhältnisse in ihrem Land nicht zurück wollten. Im Verlauf der Arbeit werde ich hierauf noch näher eingehen.

Die angeführte Darstellung läßt eine Ahnung davon aufkommen, daß das Leben der Displaced Persons nach der Befreiung durch die Alliierten, die von ihnen ersehnt und bejubelt wurde, sich teilweise anders erwies, als es ihren Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen entsprach.

---

3 Kaminsky, U.: Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges, in Ratinger Forum, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Ratingen 1989, S. 193

4 Anm.: Da die Hebamme Frau F. inzwischen verstorben ist, war der Verfasserin mit ihr leider kein Gespräch mehr möglich.

5 Vgl.: Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen Reihe C Band 1, Wisotzky, K., Kaminsky, U.: Ratingen im Zweiten Weltkrieg, Eine Dokumentation, Ratingen 1989

Definition des Begriffes „Displaced Person"

Der Begriff „displaced" bezeichnet Sachen oder Personen, die sich an einem Ort befinden, an den sie nicht gehören. Mit Displaced Persons sind Ausländer gemeint, die bei der Befreiung Deutschlands durch die Alliierten vorgefunden wurden. Nach dem Administrative Memorandum No. 39, am 18.11.44 von SHAEF (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces) gelten als „DPs": „Zivilpersonen, die sich aus Kriegsfolgegründen außerhalb ihres Staates befinden, die zwar zurückkehren oder eine neue Heimat finden wollen, dieses aber ohne Hilfestellung nicht zu leisten vermögen."

Das Lintorfer Lager befand sich in der Britischen Zone, aus diesem Grunde führe ich auch die Definition der British Control Commission of Germany vom Februar 1947 an:

„A Displaced Person means a person found in the British Zone who is either:

a) A United Nations national who has been obliged to leave his country or former residence as a result of the war. -or

b) Not of United Nations nationality, but has been obliged to leave his country or place of origin or former residence as a result of the war and by reason of either enemy action, race, religion or activities in favour of the United Nations."

Aus den angeführten Definitionen ergeben sich mehrere Personengruppen, die unter dem Begriff „DPs" subsumiert werden. An dieser Stelle erscheint eine Klassifikation der unterschiedlichen Gruppen sinnvoll.

Es handelt sich um:

1. *zwangsverschleppte Personen, vor allem aus dem osteuropäischen Raum, die in der Landwirtschaft, dem Berg- und Straßenbau und mit Fortschreiten des Krieges auch in der Rüstungsindustrie als Fremdarbeiter eingesetzt wurden;*
2. *freiwillige Arbeiter, die auch überwiegend aus den Ostgebieten kamen, da sie sich in Deutschland bessere Verdienst- und Existenzbedingungen erwarteten als ihre Heimatländer sie boten;*
3. *aufgrund ihrer Rasse, ihres Glaubens oder ihrer politischen Meinung Verfolgte nichtdeutscher Staatsangehörigkeit;*
4. *Kriegsgefangene und vor den sowjetischen Besatzern Flüchtende aus den osteuropäischen Gebieten, wie z. B. Balten und Ukrainer.*

Ein Großteil dieses Personenkreises könnte auch als politischer Flüchtling Anerkennung finden, dennoch wurde der DP-Status erteilt, wodurch automatisch das Mandat der IRO) zum Tragen kam. Ebenso befanden sich in dieser Gruppe Kollaborateure, Angehörige des Selbstschutzes und der SS. Ausländer, die sich freiwillig bei der SS verpflichtet hatten, waren offiziell von der IRO-Hilfe ausgeschlossen.*

5. *Frauen und Kinder der Angehörigen eines ausländischen Truppenteils innerhalb der deutschen Wehrmacht.*

Zusammenfassend ist festzustellen, daß sämtliche Personen, die sich im Besitz eines IRO-Ausweises befanden, den Status einer „DP" besaßen.

* Siehe Anmerkung 12!

Die Verantwortung für die Versorgung und Ernährung der „DPs" war von den Besatzern der Stadt Ratingen übertragen worden. Sammlungen von Hausrat und Kleidung wurden bei der Bevölkerung auf Befehl der Militärregierung für die Ausländer durchgeführt. Am 10.7.1945 ließ die Militärbehörde „eine größere Anzahl von Spielen für jüngere und ältere Kinder zur Ausstattung des Russenlagers in Lintorf" sammeln.[6]

Für die Bevölkerung bestand eine Abgabepflicht, anderenfalls drohte eine Beschlagnahmung. Dies zeigte der Fall Robert S., dem ein Schlafanzug und ein Paar Strümpfe beschlagnahmt wurden und der eine Beschwerde an den Bürgermeister verfaßte. Dieser antwortete daraufhin in klar formulierter, einsichtiger Weise: „Ihre Einwendung, daß die Fremdarbeiter z.T. schon ausgerüstet wurden bzw. sich selbst ausgerüstet haben, ist mir bekannt, ich kann aber an der Tatsache nichts ändern, daß noch zusätzliche Kleidung für die noch nicht ausgerüsteten Fremdarbeiter von seiten der Militärbehörde gefordert wird. Ich bin mir über die Härte, die dieser Befehl für jeden einzelnen nach sechs Kriegsjahren bedeutet, vollkommen im klaren. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ist jedoch moralisch und wirtschaftlich verpflichtet, einen Teil des Unrechts wiedergutzumachen, das die frühere Regierung beging, indem sie Hunderttausende von Fremdarbeitern nach Deutschland verschleppte."[7]

Die Verpflegung des Lintorf-Camps erfolgte als Gemeinschaftsverpflegung aus der Gemeinschaftsküche des Lagers für die Ledigen. Sämtliche Familien im Lager erhielten ihre Rationen auf Grund der festgesetzten Mengen in natura und kochten selbst.[8]

Angesichts der damaligen Verhältnisse war die Gewährleistung einer regelmäßigen Nahrungsquelle für die „DPs" von elementarer Bedeutung. Es gab zwar regionale Unterschiede, aber im Sommer 1945 lag die tägliche Kalorienabgabe pro Person zwischen 2.300 und 2.600 Kalorien. Im ersten Nachkriegswinter 1945/46 gab es Versorgungsengpässe. Die Nahrungsmittelrationen in der Britischen Zone wurden somit auch in Lintorf drastisch gekürzt. Im März 1946 war die pro Kopf-Kalorienmenge für „DPs" auf 2.170 und im Sommer desselben Jahres auf 1.550 Kalorien gesunken. Dies entsprach etwa der Nahrungsmenge, die auch die einheimische Bevölkerung erhielt. Die britische Militärre-

6 StA. Rtg. 2-834, Verfügung des Bürgermeisters, 10.7.1945

7 StA. Rtg. (unverz.) Bürgermeister an Robert S., 1.7.1945

8 HSTAD, NW 67-1468,16.2.1950

gierung veranlaßte Lintorfer Betriebe, das Lager mit Brot und anderen Lebensmitteln zu versorgen. Während der Zeit als Zwangsarbeitslager wurde die Bäckerei Steingen von der Oberlagerführung Fried. Krupp verpflichtet, die Brotlieferung zu übernehmen. Dieses setzte sich unter britischer Lagerverwaltung fort.[9)]

Örtliche Verteiler wurden für die Belieferung des DP-Camps gewählt, um auch in der heißen Jahreszeit eine einwandfreie Ware zu erhalten. Brot lieferte wie schon erwähnt in vorgegebener Mischung die Bäckerei Steingen. Mischbrot hatte aus 15% Weizen, 80% Brotmehl und 5% Beimischung gebacken zu werden. Weißbrot bestand zu 100% aus Weizen.

Vom 1. 2. bis 10. 2. 1959 lieferte die Bäckerei 3211 kg an Mischbrot und 1.244,5 kg an Weißbrot ins Lager.

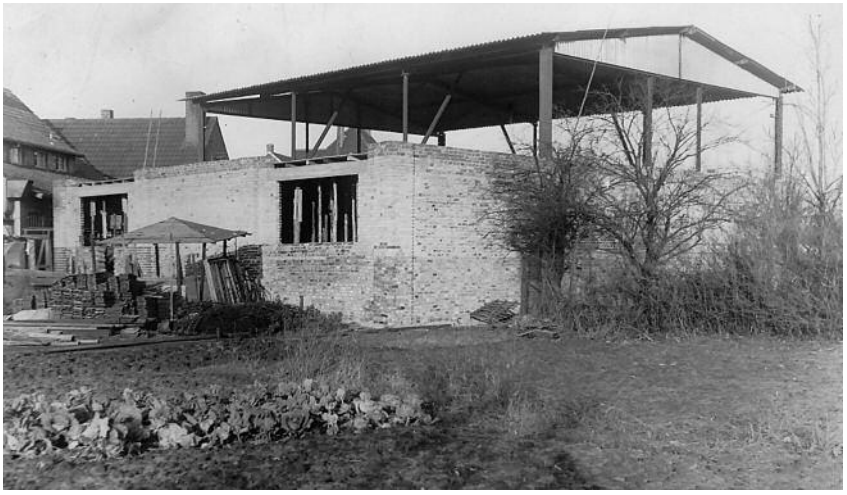
Unter dem Aspekt, daß die Lintorfer Bevölkerung auch versorgt sein wollte, war das eine enorme Arbeitsleistung, die von einer Dorfbäckerei erbracht wurde.

Das „Lintorf-Camp" erhielt wie die anderen D.P.-Camps ein Demand-Issue and Receipt-Voucher (Freistellungsschein), in dem die anspruchberechtigten Warenmengen enthalten waren. Das D.P.-Food Depot Dams als Großverteiler aus Neuss, Zweigstelle Uerdingen, war mit der allgemeinen Lagerbelieferung beauftragt worden. Es erhielt die Rechnungen der örtlichen Lieferanten zur Zahlungsbegleichung, die durch die örtlichen Preisbehörden kontrolliert wurden.

Im gleichen Zeitraum lieferten ins Lager:

Metzgerei Büschken	418 kg	Frischfleisch
	178,50 kg	Frischwurst
Bauer Derichs	1202 kg	Frischgemüse
	400,50 kg	Frischobst
Milchhandel Döring	2060 Liter	Vollmilch
	2152,50 Liter	Magermilch
Bauer Mentzen	6365,50 kg	Kartoffeln

Bäckermeister Rudolf Steingen liefert Brot ins „Lager". Um 1950


Um die riesigen Brotmengen bewältigen zu können, die von den Bewohnern des DP-Lagers täglich benötigt wurden, mußte die Bäckerei Steingen 1947 einen neue Backhalle errichten und mehrere Bäcker zusätzlich einstellen

Das Landesernährungsamt wurde von der Militärregierung dafür verantwortlich gemacht, daß alle Lebensmittelarten rechtzeitig zur Verfügung standen.[10)]

Übernahme des „Lintorf-Camp"

Das „Lintorf-Camp" wurde als erstes Lager auf Betreiben der Briten hin bereits am 21. 3. 1950 vom Sozialministerium NRW übernommen.[11)]

Dank des Bürokratismus von Lagerverwaltung, Ministerien und Wohlfahrtsverbänden ist ab diesem Zeitpunkt eine ergiebige Quellenlage vorhanden. Das Lintorfer Lager wurde mit 1.200 Lagerbewohnern und 47 Lagerangestellten in deutsche Verwaltungshoheit übergeben. Zum 31. 3. 1950 standen für das Lagerpersonal aller DP-Lager in NRW Kündigungen an. Bei den britischen Dienststellen führte dies zu großer Unruhe. Da das „Lintorf-Camp" schon im März übergeben werden mußte, sollte wenigstens hier der größte Teil des Personals zumindest

9 Volmert,T.: Lintorf, Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815-1974, 1987, S. 208/ 209

10 HSTAD, NW 67-1439

11 HSTAD, NW 67-1468

vorübergehend beibehalten werden. Die britischen Lagerkommandanten, so auch der Lintorf-Camp-Kommandant Orchard, waren alle bereit, bei entsprechender Bezahlung ihre Tätigkeit fortzusetzen.

Taschengeld erhielten nach Auskunft des britischen Lagerkommandanten die „DPs", die weder in Arbeit standen noch Arbeitslosenunterstützungsanspruch hatten, nicht. Die IRO[12] gewährte ihnen stattdessen als Zuwendung Seife, Rasierklingen und Zigaretten. Die deutsche Verwaltung sah einen Betrag von 6,00 DM an Taschengeld für mittellose „DPs" als angemessen an.

Es wurde später so gehandhabt, daß jedem Alleinstehenden bzw. dem Haushaltsvorstand ein monatlicher Betrag von 12,00 DM und jedem unterhaltsberechtigten Familienmitglied 6,00 DM als Taschengeld verblieben.[13]

Zur Lagerübergabe wollte der britische Lagerkommandant noch einmal einen großen Vorrat erhaltener Kleidungsstücke zur Verteilung kommen lassen. Nach seiner Meinung sollten sich die Personen mit Einkommen in Zukunft selbst einkleiden.[14]

Bei der Übergabe des Lagers gingen die Einrichtungsgegenstände der Räume als Eigentum an die Bewohner über.[15]

Verwaltungsmäßig war mit der Überantwortung an das Land NRW eine meldemäßige Erfassung der „DPs" verbunden. Das Amt Ratingen-Land sollte im Lager die meldemäßige Erfassung sowie die Ausgabe von Personalausweisen durchführen.[16]

Vom 21.3.–27.3.1950 fand im Lintorfer DP-Lager die Registrierung der einwohnenden Ausländer in drei Räumen statt.

Raum 1:
hier wurde die polizeiliche Registrierung von der Polizei des Regierungsbezirks Düsseldorf vorgenommen.
- Eintragung in lfd. Liste für die Fotoaufnahme
- Lfd.-Nummer wurde auf eine Schiefertafel geschrieben, die vom Ausländer vor sich gehalten wurde
- Aushändigung von Formularen und Karteiblättern, mit anschließender Registrierung
- Abnahme von Fingerabdrücken
- Aushändigung der polizeilichen Bescheinigung und Rückerhalt des Ausländerpasses

Raum 2:
Meldeamt und IRO-Betreuung
- Die alten IRO-Ausweispässe wurden von der IRO eingesammelt
- Nach Meldung bei der IRO wurden durch die Meldebehörde nach Vorzeigung der polizeilichen Bescheinigung die neuen blauen Personalausweise, bei Kindern unter 15 Jahren graue Ausweiskarten, ausgehändigt

Damit war schließlich die Registrierungsaktion abgeschlossen.

Raum 3:
Arbeits- und Wohlfahrtsamt
- Hier wurden von Beamten des Wohlfahrtsamtes Ratingen-Land Wohlfahrtsunterstützungsanträge entgegengenommen und Auskünfte erteilt. In Zukunft sollte dieses Amt zweimal wöchentlich Sprechstunden im Lager abhalten[17]

Zur Verfahrensvereinfachung waren zur gleichen Zeit Vertreter der Polizeibehörde, des Melde- sowie des Arbeits- und Wohlfahrtsamtes im Verwaltungstrakt des Lagers tätig. Dieses war besonders für die in Arbeit Stehenden wichtig, brauchten sie sich nur einmal die Zeit für die Registrierung zu nehmen.

Dennoch offenbarte der detaillierte Vorgang der Personenerfassung mit der Abnahme von Fingerabdrücken und Fotoaufnahmen, die an Aufnahmen für die Verbrecherkartei erinnern, welch starker Kontrolle die „DPs" unterlagen.

Lagerareal und bauliche Gegebenheiten

Das Lintorfer Lager befand sich außerhalb des Ortes auf einem Gelände, welches vor seiner Bebauung durch die Organisation Todt erst mit seinem Birken- und Kiefernbaumbestand gerodet werden mußte.

---

12 IRO = International Refugees Organization, internationale Flüchtlingsorganisation, die ab Sommer 1947 die Dps betreute

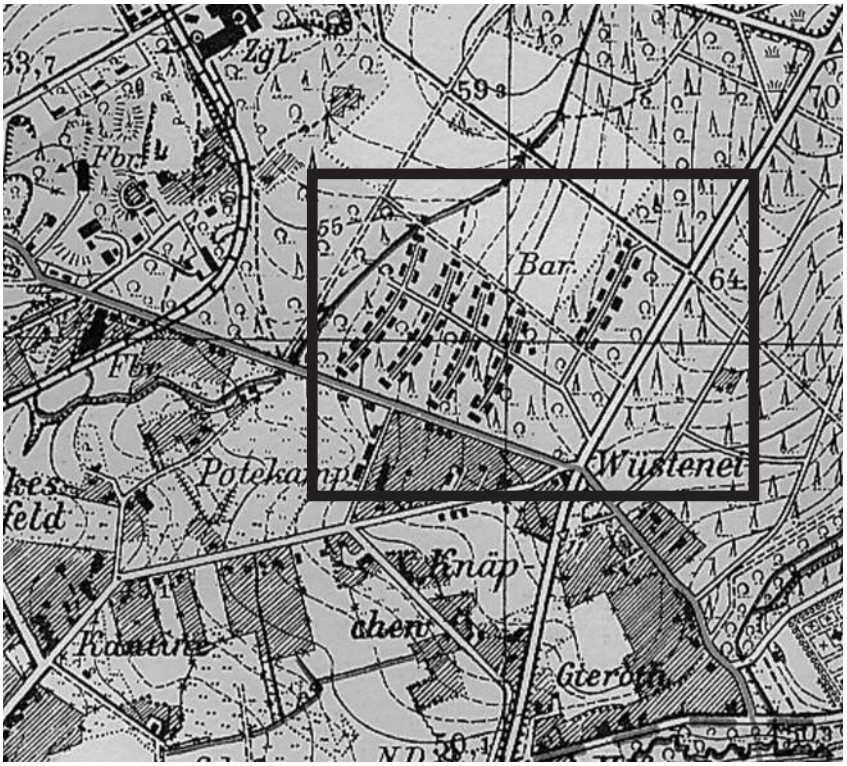
13 HSTAD, NW 67-1385, 12.7.1950

14 HSTAD, NW 67-1468, 16.2.1950

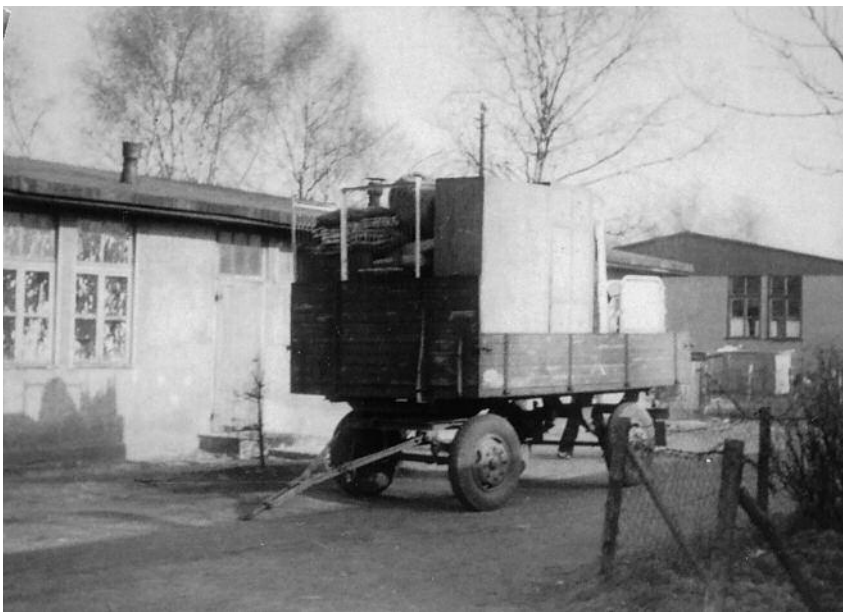
15 Rheinische Post vom 28.11.1950, "Jeder sechste Lintorfer ist Ausländer."

16 HSTAD, NW 67-1428, 9.3.1950

17 HSTAD, NW 67-1468



Lager Lintorf



Umzug ins Lager

Die Flurbezeichnung für dieses Gebiet lautet „Wüstenei". Trotz der Rodung gab es auf dem Lagergelände noch einen großen Birkenbestand, steppenähnlichen Graswuchs, sowie unzählige Ginsterbüsche ringsumher. Der Flurname „Wüstenei" hatte also seine Berechtigung.[18)]

In unmittelbarer Nähe führte der Nördliche Zubringer, die heutige A 52, die das Ruhrgebiet mit Düsseldorf verbindet, vorbei. Heute befindet sich dort die Firma Mannesmann-Datenverarbeitung.

Ein Hauptweg und vier Straßen, die nach Bäumen benannt waren, durchliefen den Lagerkomplex.

Jede der 67 Baracken aus Bims-Beton-Platten war numeriert. Die Fußböden hatten normalerweise keinen Belag, es sei denn, die Bewohner waren in der Lage gewesen, sich selbst ein Stück Linoleum zu besorgen. Der Zement-Estrich-Fußboden war dazu häufig schadhaft oder hatte sogar Löcher.[19)]

Die Pappdächer der Baracken hatten seit der Erstellung des Lagers nur Teer- oder normale Dachanstriche erhalten. Da bei dem ständigen Bewohnerwechsel immer wieder eine neue Wohnraumaufteilung notwendig wurde, war die Einrichtung und Veränderung vieler Feuerstellen die Folge. Bei der Dachdurchführung der Schornsteine blieb deshalb eine Beschädigung des Teerbelages nicht aus. 1953 beschloß deshalb das Staatshochbauamt, die Dächer mit Mammuthaut abzudichten, um die Dachisolierung wiederherzustellen. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese nur für kurze Zeit gesichert war, denn das dauernde Kommen und Gehen, verbunden mit der Veränderung der Raumaufteilung, blieb ja weiterhin bestehen.[20)]

An der Lagereinfahrt befand sich ein Schlagbaum, der aber wohl nur noch symbolischen Charakter besaß, denn ringsherum war alles offen. Allerdings hatte dort die Lagerwache ihren Posten bezogen.

Direkt beim Eingang war eine Art Badehaus mit Duschen gebaut worden. Rechts und links von der Lagerzufahrt versorgte je eine Kantine mit Schankerlaubnis die Bewohner mit den Dingen für das tägliche Leben, also mit Lebensmitteln sowie Alkohol. Ein dritter Laden befand sich im hinteren Teil des Lagerareals, in der dritten Straße. In der Baracke vor Kopf der Verwaltungsstraße wohnte zuerst der Lagerarzt und später der Lagerleiter, da er aufgrund der Wohnungsknappheit in Lintorf keinen anderen Wohnraum bekam. In der ersten Straße war die Lagerkirche errichtet worden. Andere öffentliche Gebäude, die auf dem Gelände existierten, waren eine „Vielzweckhalle", die Lagerschule, der Lagerkindergarten, das Krankenrevier sowie die Lagerküche aus der Zeit der Vollverpflegung.

In der Lagermitte war auf einem Erdhügel ein Kreuz, dessen Arme am Kreuzpunkt einen Kranz aus Stacheldraht trugen, errichtet worden. Es sollte als Symbol und Mahnmal an die Verstorbenen aller Nationen des Zweiten Weltkrieges erinnern.[21)]

---

18 Vgl. Rheinische Post vom 15.1.1955

19 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230 April 1951

20 HSTAD, NW 67-1468

21 Vgl. Rheinische Post vom 15.1.1955, Sie warten - warten - warten

Mahnmal für die im Zweiten Weltkrieg Gefallenen und Getöteten

Die Baracken wurden je nach den Familiengrößen nach Quadratmetern unterschiedlich aufgeteilt. Dies bedeutete, daß sich die Bewohner ihren Intimbereich durch Abtrennungen mit Decken und Möbelstücken selbst schaffen mußten, denn Trennwände wurden erst nach und nach mit Preßspanplatten in die Wohnbaracken eingezogen. Einzelpersonen wurden in 3–4-Bettzimmern untergebracht. Die sanitären Anlagen waren im Flurbereich der Baracken plaziert. Die Waschbecken hatten die Form eines Troges mit mehreren Wasserkränen. Dort wurde sich gewaschen, Wasser geholt und Wäsche gewaschen. Auf der anderen Seite der Flure befanden sich hinter einer Türe mehrere Toiletten und ein Pissoir.[22)]

Die Wohnverhältnisse wurden von der Fürsorgerin des Ev. Hilfswerkes als unerfreulich bezeichnet, besonders, da viele Bauschäden trotz vorhandener Lagerwerkstätten wegen fehlender Geräte und Maschinen nicht behoben werden konnten.[23)]

Um eine ungefähre Vorstellung über den baulichen Zustand der Baracken zu vermitteln, gebe ich einen Auszug aus dem Gesuch eines Lagerbewohners von 1950 um Ermäßigung der Miet- und Nebenkosten wieder:

Der Wohnraum war durch eine Preßholzwand geteilt, der andere kleine Raum diente als Durchgang zum Nachbarraum. Die Wand war bisher weder verputzt noch gekalkt worden. Durch die Zwischenräume blies der Wind durch. Die Türe des Durchgangsraumes knarrte so stark, daß sie im Sommer immer offen stand. Die Fenster ließen sich entweder überhaupt nicht öffnen, oder sie schlossen nicht richtig aufgrund fehlender Schließvorrichtungen. Weiter beklagte sich der Bittsteller darüber, daß auf der Toilette keine Lichtquelle war, dagegen im Waschraum keine Möglichkeit bestand, das Licht abzuschalten. Fehlende Schutzgitter bei Pissoir und Waschbecken sorgten für Verstopfungen. Die Wasserkräne ließen sich nie vollständig zudrehen bzw. waren abwechselnd defekt, da sie keine neuen Ventile erhielten. Die Elektroleitungen waren dermaßen überlastet, daß Kurzschluß im Lager an der Tagesordnung war. Dabei gab es eine Stromversorgung nur in der Zeit von 5–9 Uhr, 12–14 Uhr und 18–24.30 Uhr. Vor allem in der Nacht mußte auf Kerzen, Petroleumlampe oder auf Benzinkocher zurückgegriffen werden, um z. B. Babynahrung wärmen zu können, da Strom nicht zur Verfügung stand.[24)]

Diese Schwierigkeiten, die von dem Bittsteller um Miet- und Nebenkostenermäßigung dem Sozialministerium schriftlich geschildert wurden, waren auch in vielen anderen Lagern mehr oder minder die Realität. Was aber sicherlich kennzeichnend für Lintorf war, daß es dort im Lager eine ständige Fluktuationsbewegung der Lagerbevölkerung gab. Daraus resultierte eine geringe Neigung, sich für die Gemeinschaftsanlagen mitverantwortlich zu fühlen. Die eigenen Räumlichkeiten wurden erst verschönt, als klar wurde, daß es für viele Bewohner doch ein längerer Lageraufenthalt werden würde. Für die Lagerbaracken sollte das Sozialministerium pro Jahr 22.000–24.000 DM an Mietkosten an das Finanzbauamt zahlen. 80% des Geldes sollten der baulichen Unterhaltung dienen. Wenn als Kostenfaktor aber z. B. allein der Dachanstrich mit 13.500 DM zu Buche schlug, wird verständlich, warum dringend notwendige Reparaturen nicht in Angriff genommen wurden.[25)]

Etwa 40–50 m außerhalb des Lagers befand sich dessen Klärvorrichtung mit zwei Absetzbecken und einem dahinterliegenden Teich. Der 1.000 qm große Klärteich war durch einen kleinen Fußpfad von der 4. Straße her dem Wartungspersonal zugänglich. Er lag in einem mit Buschwerk durchsetzten Sumpfgelände. Im Laufe der Zeit war die Einfriedung des Teiches von den Lagerinsassen entfernt bzw. verbrannt oder verschrottet worden. Am 4. 6. 1952 ertranken zwei 6-jährige Mädchen in einem der Becken. Daraufhin wurde endlich vom Finanzbauamt aus Sicherheitsgründen eine neue Einzäunung veranlaßt. Tragische Ironie dieses Unglücksfalles war die Tatsache, daß am 26. 3. 1952, also nur sechs Wochen zuvor, der Kreis Mettmann der Medizinal-Abteilung des Regierungspräsidenten die Anregung gab, das Klärbecken zu umzäunen. Bei einer Besichtigung waren dort spielende Kinder angetroffen worden.[26)]

Aber da Behördenmühlen bekanntlich langsam mahlen, kam dieser wichtige Hinweis für die beiden Kinder zu spät.

Die Kläranlage wurde nun auf Geheiß des Kreises Mettmann als Wasserbehörde überhaupt zum erstenmal seit Beginn der Lagerexistenz gründlich entschlammt. Weder zur Zeit der Zwangsarbeiter, noch unter britischer Verwaltung war diese Maßnahme praktiziert worden. Diese sollte in regelmäßigen Abständen selbstverständlich sein, um ein faulendes und ungeklärtes Abwasser zu verhindern. Schon am 28. 11. 1950 war vom Obermedizinalrat des Kreises angemahnt worden, daß eine chemische Untersuchung der Abwässer des Lintorfer Ausländerlagers einen überaus hohen Gehalt an Ammoniak und das nahezu völlige Fehlen salpetriger Säure und Salpetersäure aufwiesen. Nicht nur Mücken sondern auch anderes Ungeziefer wie Ratten wurden dadurch angezogen.[27)]

Das Leben im Lager

Die Lagerbevölkerung setzte sich hauptsächlich aus Polen, Ukrainern, Jugoslawen, Russen, Letten, Esten und Litauern zusammen. Nach dem Ungarnaufstand kamen viele Ungarn hinzu. Die Lagerpopulation wechselte ständig. Eine Statistik der Caritas vom 1. 2. 1959 weist für das Lintorfer Lager folgende Nationalitätenstruktur auf: 410 Polen, 173 Ukrainer, 34 Jugoslawen, 11 Letten, 6 Litauer, 1 Este, 9 Ungarn, 4 Undetermined (mit nichtgeklärter Staatsangehörigkeit).[28)]

Durch die Lagerleitung wurden Lager- und Stromkosten wie auch

---

22 Gesprächsprotokoll Szabo

23 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf. Reg. D1230, April 1951

24 HSTAD, NW 67-1468

25 ebenda

26 HSTAD, NW 67-1468 und KA Mettmann, Me 168

27 Vgl. KA Mettmann, Me 168

28 A. des Deutschen Caritasverbandes, Statistik über DPs, 1.2.1959

die Pacht für die Kantinen eingezogen. Wurden Gerichtsvollzieherkosten oder Schadenersatzbeträge durch den Lagerleiter für die „Heimatlosen Ausländer" vorgestreckt, wurden die Beträge in Ratenform von ihnen wieder eingeholt.[29)]

An Lagerkosten fiel für die Bewohner eine Grundgebühr für elektrischen Strom von 0,10 DM pro qm Wohnraum an. Dazu kam ein Pauschsatz für die Inanspruchnahme sämtlicher Lagereinrichtungen von 7,20 DM pro Familie und 3,60 DM für Alleinstehende.

Je nach „Wohnraumqualität" waren die Mietkosten in 3 Kategorien eingeteilt:

Klasse	1	0,30 DM	pro qm Wohnraum
Klasse	2	0,25 DM	pro qm Wohnraum
Klasse	3	0,20 DM	pro qm Wohnraum

Exemplarisch sei eine Mietaufstellung für eine Familie, wohnhaft in der Kategorie 1:[30)]

40,5 qm	x	0,30 DM	= 12,50 DM Grundmiete pro Monat
plus 40,5 qm	x	0,10 DM	= 4,05 DM Grundgebühr für Strom
plus		7,20 DM	Pauschalgebühr für eine Familie
	=	23,40 DM	monatliche Miete

Größere Familien mit 6–7 Personen bekamen ein dementsprechend größeres Zimmer zugewiesen. Alleinstehende hatten sich ein 3-4-Bettzimmer zu teilen. Die Post für das gesamte Lager lief in der Postannahmestelle der Lagerverwaltung ein, „denn dem deutschen Postboten würde es unmöglich sein, sich durchzufinden"[31)]

Familie Szabo und Herr Upawez haben als für sie wichtige Erinnerung die fehlenden Trennwände, die den Lagerinsassen eine Wahrung der Intimsphäre unmöglich machte: „Nachts sind wir dann im Bett gelegen, andere Leute mußten dann durch unser Zimmer laufen. Das war Schlimmste und Furchtbarste. Da ist meine Frau, ist viel zur Verwaltung hingelaufen, … bis man eine Trennwand gezogen hat."[32)]

Hier wird deutlich, wer noch die Energie besaß, immer wieder die Verwaltung zu drängen, eine Änderung der Wohnsituation durch bauliche Maßnahmen zu ergreifen, kam schließlich zum Ziel. Frau Szabo hatte als Deutsche aber auch nicht die Schwierigkeiten der Sprachbarriere, und so hatte sie sicher den anderen Lagerbewohnern gegenüber einen großen Vorteil in der Vertretung ihrer Ansprüche.

Wenn die Leute im Lintorfer Lager ankamen, wurden sie aus verständlichen organisatorischen Gründen auf freien Wohnraum verteilt. Häufig kamen sie als Gruppe aus anderen Lagern an, die sich von dort schon ganz gut kannte und deshalb gerne zusammengeblieben wäre. Das neue Lager war fremd, ebenso die Bewohner. Es wäre für die Neuankömmlinge erträglicher gewesen, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, zusammenzuwohnen. Auch die fehlenden Trennwände wären dann nicht so problematisch gewesen.

Die erste Zeit des Lagerlebens im Jahre 1952 hat das Ehepaar Szabo als besonders schwierig für sich in Erinnerung, die Nächte waren von Angst geprägt, da viele Hilferufe gehört wurden. Zum einen waren Schlägereien zwischen den rivalisierenden Ukrainern und Polen der Grund, zum anderen wurden die Frauen geschlagen, und es wurde dann nach Hilfe gerufen.

Wesentlich hierbei erscheint mir, daß bei solchen Konflikten wenig Hilfeleistung untereinander zum Ausdruck kam, da die Lagerbewohner mit der Bewältigung ihrer eigenen Situation große Schwierigkeiten hatten. „Bei uns in der Baracke und nachts wie gesagt, da wurden die Frauen verprügelt und da schrien die Frauen um Hilfe. Da traute sich keiner aufzustehen, um zu helfen."[33)]

Da zu Anfang des Lageraufenthaltes gehofft wurde, es würde keine lange Bleibe werden, wollte man sich auch nur für den Übergang einrichten. „Da haben wir gedacht, hier bleiben wir nicht. Wir machen keine Gardinen an. Hier legen wir keinen Linoleumteppich hin. Da waren so große Löcher im Fußboden drin. Und dann haben wir nur die Betten aufgestellt und Schränke so als Trennwände gemacht, so mit einer Decke vor, damit wir wenigstens ein bißchen nicht so auf dem Präsentierteller liegen im Bett. Und dann haben wir gesagt: Hier machen wir gar nichts."[34)]

Je länger die Verweildauer anhielt, desto mehr wurde versucht, sich in den vorhandenen Gegebenheiten einzurichten oder aber sich durch Alkohol zu betäuben.

Frau Szabo, die viel Energie aufbrachte, das Beste aus der ungünstigen Wohnsituation zu machen, berichtete: „Dann habe ich oft, oft Fenster geputzt, Gardinen angemacht und gestrichen und gerollt die Wände."[35)]

Alles mußte in einem Raum untergebracht werden, nicht nur die Wohnungseinrichtung, selbst Kohlen, Kartoffeln und Holz, das bedeutete ein Einrichten auf engstem Raum.

Holz zur Feuerung wurde meistens von den Frauen aus den umliegenden Wäldern mit den Fahrrädern ins Lager transportiert.

---

29 HSTAD, NW 200-448, 24.9.57

30 HSTAD, NW 200-448

31 Düsseldorfer Nachrichten Nr. 8, 10. Jan. 1952: Lagerleben im Wandel der Zeit.

32 Gesprächsprotokoll Szabo

33 ebenda

34 ebenda

35 ebenda

Da es keine allgemeine Putzordnung für die sanitären Anlagen gab, ergriff Frau Szabo die Initiative, eine Putzordnung nach ihren Vorstellungen zu erstellen, damit eine Besserung der hygienischen Verhältnisse erreicht wurde. Wöchentlich im Wechsel wurde die Reinigung der Toilettenanlage, welche in ihren Wohnbereich fiel, aufgeteilt. Dies klappte dann nach einer Anfangsphase, in der die Frauen von Frau Szabo erinnert wurden, ganz gut.[36]

Tagsüber gingen die Männer und Frauen, die Arbeit hatten, ihrer Beschäftigung nach. Wer arbeitslos war, hatte sich zweimal wöchentlich beim Arbeitsamt in Ratingen zu melden. Einkaufsmöglichkeiten bot das Lager durch die drei Lagerkantinen. Geschäftszeiten waren von 9 Uhr morgens bis 24 Uhr nachts, da es auch Ausschank gab. Zum Zwecke der Selbstversorgung züchteten Lagerbewohner Kleintiere wie Gänse und Enten. In Form einer kleinen Landwirtschaft hatten sie hinter den Baracken Gehege angelegt.[37])

Der physische Gesundheitszustand der Lagerbewohner und -bewohnerinnen wurde von der Caritasbetreuerin als „eigentlich ganz gut“ angesehen. Dies ist erklärlich, da Lintorf ausdrücklich als Lager für arbeitsfähige „Heimatlose Ausländer“ deklariert war. In Folge wurden arbeitsfähige, meist gesunde Menschen dem Lintorfer Lager zugewiesen, oder in Lagern, die zur Auflösung anstanden, suchte der Lagerleiter selber nach arbeitsfähigen Menschen.[38])

Die psychische Verfassung der „Heimatlosen Ausländer“ sah allerdings weniger gut aus. Kennzeichnend dafür steht das viele Trinken, die Flucht in den Alkohol. In manchen Baracken wurde die Sauberkeit sehr vernachlässigt. Ungeziefer wie Wanzen und Flöhe machten sich breit.[39])

Aus diesem Grunde war zwischendurch eine „Lagerentwesung„ notwendig, die aber nur stattfinden konnte, wenn dafür die entsprechenden Mittel bereitgestellt wurden. Für die Jahre 1956 und 1957 konnten keine Mittel aufgebracht werden, und so mußte erst bis zum Anfang des Jahres 1959 gewartet werden, was den hygienischen Zuständen im Lager nicht besonders zuträglich war.[40])

Das Lebensmittelgeschäft der Familie Tomak

Um den Kindern eine Erholung zukommen zu lassen, wurden sie durch Vermittlung des holländischen Caritasverbandes in holländische Pflegefamilien für jeweils zwei Monate verschickt. Im Jahre 1954 kamen auf diese Weise über einhundert Kinder in den Genuß eines Ferienaufenthaltes zur Erholung.[41])

In Zeiten der Arbeitslosigkeit, also besonders in den Wintermonaten stellte gerade bei kinderreichen Familien die Zahlung der Unterkunftskosten ein Problem dar. Zur Verwaltungsvereinfachung waren in früherer Zeit die Unterkunftskosten von der Arbeitslosenunterstützung und der Arbeitslosenhilfe direkt durch das Arbeitsamt in Amtshilfe für die Lagerverwaltung einbehalten worden. Da dies von der Arbeitsverwaltung auch nach Verhandlungen nicht mehr durchgeführt wurde, wünschte der Lagerleiter Widrinka, die Auszahlung der ALU und ALFU direkt im Lager durchführen zu lassen oder die Auszahlung durch seine Verwaltung vornehmen zu können. Dies wurde auf Weisung des Landesarbeitsamtes abgelehnt. Es wurde daraufhin so verfahren, daß an den Zahltagen des Arbeitsamtes zwei Kassierer der Lagerverwaltung ebenfalls mit der gesamten Unterkunftskosten-Kartei im Arbeitsamt zugegen waren und die anfallenden Lagerkostenbeiträge sofort einzogen.

Um die Zahlungsmotivation der Arbeitslosen zu steigern, sollten in Zeiten unverschuldeter Arbeitslosigkeit die Unterkunftskosten geringfügig gesenkt werden. Wenn auch ein geringerer Betrag eingezogen wurde, so doch sofort und nicht erst in späteren Ratenzahlungen, die durch die anfallenden Zinsen für die „Heimatlosen Ausländer„ eine erneute Belastung bedeutet hätten. In der Tat konnte durch diese Regelung eine Erhöhung der Zahlungswilligkeit erzielt werden.[42])

Immer wieder waren die „Heimatlosen Ausländer„ der Verwaltungsadministration ausgeliefert. In diesem Falle muß dem Lagerleiter zugute gehalten werden, daß er die Situation der arbeitslosen Lagerbewohner richtig einschätzte und einen bestmöglichen Lösungsweg für die schwierige Lage während der Zeit der unverschuldeten Arbeitslosigkeit auswählte. Selbstverständlich war dies nicht seine alleinige Entscheidung, sondern er hatte sich nach einer Versuchsphase die Genehmigung des Sozialministeriums dazu eingeholt.

---

36 ebenda

37 Vgl. Gesprächsprotokoll Tomak

38 Gesprächsprotokoll Szabo

39 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

40 HSTAD, NW 200-447, Jan. 1959

41 Düsseldorfer Nachrichten, 16.12.1954, Arbeitsfreude normalisiert Lagerleben

42 HSTAD, NW 67-1468, 5.2.1953

Frauen aus dem Lager mit Kindern. Im Hintergrund erkennt man Stallungen mit Geflügel

Als Zusammenfassung zum Lagerleben mag die Aussage der Lagerfürsorgerin stehen: „Viele von den Leuten hier haben 15 Lager hinter sich. Sie werden so durch die Gegend geschickt. Das hört nicht damit auf, daß sie, die meist vom Land stammen, jung von Hause weg kamen, als sie noch keinen Beruf erlernt hatten. Sie kamen nach Deutschland, in Lager, wo alles beieinander hockte. Und immer wieder in Lager. Keiner blieb von dem verschont, was wir hier die Lagerpsychose nennen. Es ist einem schließlich alles egal, man ist mutlos, weil nirgends ein Ausweg ist, und am Ende hat dieses Sichtreibenlassen etwas Faszinierendes an sich.“[43)]

Es verlangt schon eine enorme persönliche Initiative und Stärke, der Lethargie nicht zu verfallen und im eingeschränkt möglichen Rahmen sein Leben als „Heimatloser Ausländer“ selbstbestimmend in die Hand zu nehmen.

Transit-Lager

Die Zeit der Repatriierungen und des Resettlements im großen Rahmen brachten eine große Fluktuation der Lagerbevölkerung mit sich. Das Lager galt als Transit-Lager, war also zur Durchgangsstation geworden.

Repatriierung

Bis 1947 stand die Repatriierung als Konzept zur Lösung des DP-Problems im Vordergrund. Unter britischer Verwaltung wurden aus dem Lintorfer Lager bspw. 3.000 Ungarn in ihr Heimatland repatriiert, die dazu nicht immer freiwillige Bereitschaft zeigten.

Die Schilderung Herrn Szabos, der zwar nicht von Lintorf, sondern von einem anderen Lager nach Ungarn repatriiert werden sollte, gibt eine allgemeingültige Erklärung der damaligen Situation: Ein großer Transport nach Ungarn war von den Briten zusammengestellt worden zum Rücktransport in die Heimat. Ungarische Soldaten, Familien, Frauen und Kinder sollten nach dem Krieg wieder nach Hause gelangen. Obwohl die Waggons des Zuges schon besetzt waren, wurde die Abfahrt von britischen und amerikanischen Offizieren gestoppt. Der Transport zuvor hatte in Ungarn nicht gehalten, sondern war direkt nach Rußland durchgefahren.[44)]

Für die Sowjets galten die Ungarn als Kollaborateure, da sie häufig, wie auch Herr Szabo, auf deutscher Seite an den Kriegshandlungen beteiligt waren. Derselbe Vorwurf traf aber auch die anderen aus Osteuropa stammenden „DPs“, was für die Zwangsarbeiter sicherlich nicht zutraf. Aber der Satz Stalins: „Wer in Deutschland überlebte, muß kollaboriert haben“, hatte sich in den sowjetischen Köpfen festgesetzt und dementsprechend wurden die Menschen behandelt.[45)]

Da den westlichen Alliierten nicht verborgen blieb, daß Heimkehrertransporte nach Sibirien führten, wo die „DPs“ erneut in Straflager verbracht wurden, wurde das Mittel der Zwangsrepatriierung gegen den Willen der Sowjets von den West-Alliierten gestoppt.

War die große Repatriierungsaktion 1947 abgeschlossen, ging im kleinen Rahmen die Rückkehr in die osteuropäischen Heimatländer weiter, auch nach der Lagerübernahme durch das Land NRW.

Eine jugoslawische Repatriierungskommission besuchte im Dezember 1950 das Lintorfer Lager, um Werbung für eine Rückkehr nach Jugoslawien zu betreiben. Neben der jugoslawischen Kommission waren zwei Personen von britischer Seite und ebenso von seiten der IRO als Beobachter anwesend. Die Lagerleitung hatte schon zuvor angekündigt, daß wegen einer Info-Veranstaltung wohl kaum ein Jugoslawe auf Lohn verzichten würde, da alle in Arbeit standen. Diese Voraussage bestätigte sich.

Der Vertreter der Kommission vermutete einen Boykott, durch Nationalleiter ausgelöst, da nicht nur die Lintorfer Veranstaltung unzufriedenstellend verlief. Die deutsche Verwaltung sollte in Erwägung ziehen, „die Herrschaft der Tito-feindlichen Nationalleiter in den Lagern zu brechen, damit geeignete Personen ohne Scheu mit der Mission Verbindung aufnehmen können“.

Nach dem Lagerbesuch der Kommission in Lintorf erklärte die Hauptverwaltung in Münster, keinen Zwang auf die Wahl der Nationalleiter ausüben zu wollen, weder für noch gegen Tito.[46)]

In den folgenden Jahren repatriierten in Einzelfällen „Heimatlose Ausländer“ zum Zwecke der Familienzusammenführung aus dem Lager Lintorf in ihre Heimat.

---

43 Rheinische Post Nr. 12, Samstag, 15. Jan. 55; Sie warten - warten - warten.

44 Gesprächsprotokoll Szabo

45 TV-Dokumentation in N3, 29.11.93, 23.10 Uhr “Der Reichseinsatz, eine Geschichte ohne Ende.”

46 HSTAD, NW 67-1468, 20.12.50

1958 repatriierten 7 Polen (3 Männer und 4 Frauen) gemeinsam. Die Männer hatten sich von Landsleuten, „die sich ihrer schämten“, da sie straffällig geworden waren, tranken und als asozial galten, dazu überreden lassen. Sie selbst wollten in Polen ein besseres Leben beginnen. Die Frauen zogen die Repatriierung ihrer bevorstehenden Einweisung ins Altersheim vor, sie waren Sozialhilfeempfängerinnen.[47)]

Resettlement

Im Herbst 1947 erklärten die britischen Behörden das „Camp-Lintorf“ zum Transit-Camp, zum Durchgangslager für ehemalige verschleppte Zwangsarbeiter vor ihrer Auswanderung in überseeische Länder.

Die Presse äußerte dazu: „Damit würde das Lager nicht nur erst recht zum Taubenschlag mit ständigem Wechsel der Insassen, sondern auch zu einer Dauereinrichtung auf absehbare Zeit für den gedachten Zweck.“ Es wurde weiter Unverständnis für diese Entscheidung bekundet, da ein küstennaher Warteaufenthalt für die Auswandernden als sinnvoller angesehen wurde.[48)]

Nach der Übernahme des Lagers in die deutsche Verwaltung wurde das Auswanderungsprogramm der IRO auch in Lintorf fortgesetzt. Die Belegungsstärke änderte sich täglich, weil fast jeden Tag „DPs„ zur Auswanderung in die Auswanderungs-Transitlager fuhren und neue in Lintorf ankamen.[49)]

Die Lintorfer „DPs“, die vor allem in die USA, nach Australien oder Kanada auswanderten, kamen über die Auswanderungs-Durchgangslager Hamburg-Wentorf und Fallingbostel zur Auswanderung.

Vom März 1950 bis Ende 1951 sind über das Lager Lintorf ca. 700 Personen zur Auswanderung weitergeleitet worden.[50)]

Als Problem stellte sich beim Wechsel ins Auswanderungslager heraus, daß die zur Auswanderung vorgesehenen „DPs“ in Lintorf ihre Einrichtungsgegenstände verkauften. Wurde ihnen die Auswanderung dann schließlich z.B. aus gesundheitlichen Gründen nicht gestattet, hatten sie ihre letzten Werte für wenig Geld verkauft.[51)]

Sie kamen dann nach Lintorf zurück; zur Enttäuschung, nicht auswandern zu können, kam dann noch der Ärger über den unnötigen Verkauf der Möbel.

Zur Ablehnung der Auswanderung in den Auswanderungslagern resümierte die ehemalige Lintorfer Lagerfürsorgerin: „Ich habe sehr viel darüber nachgedacht, warum die Heimatlosen Ausländer erst in die Auswanderungslager bestellt wurden und dann wieder zurückgeschickt wurden. Ich weiß darauf keine Antwort. Wenn der IRO-Aus-

---

47 HSTAD, NW 200-447, 1.1.-31.3.1958

48 Rheinische Post Nr. 77 - Sa., 27.9.1947, Was wird aus “Camp-Lintorf”?

49 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230, 4.9.50

50 Rheinische Post vom 4.2.1952, Ein Türke kehrte zurück

51 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230, 5.2.51

weis fehlte oder wegen Krankheit, z.B. früherer TB. ‚Spucken Sie mal ans Fenster'! Wenn sie nicht richtig spuckten, wurden sie nicht genommen. Die Menschen waren so stupide, sie ließen sich das gefallen. Heute sagen viele, die für Amerika nicht genommen wurden: ‚Gott sei Dank, daß es nicht geklappt hat'. Für die Menschen war dies Ereignis so einschneidend, daß die Leute heute noch davon sprechen."[52)]

Die Enttäuschung über die Ablehnung der Auswanderung kommt noch heute bei Herrn Tomak heraus. Er wollte nach Kanada auswandern. Verpflichtung war dort in den ersten zwei Jahren, bei Waldarbeitern als Holzfäller tätig zu sein. Es wurden also von der Auswahlkommission kräftig gebaute Männer gesucht. Die übliche ärztliche Untersuchung fand statt und seine Muskeln wurden geprüft und nicht für kräftig genug befunden. Damit wurde er abgelehnt. Enttäuscht zieht er das Fazit: „ . . . egal wo du bist: Bist du wie ein Bär, dann kann dich jeder gebrauchen, aber bist du nicht so, . . . dann nicht."[53)]

Herr Tomak kritisiert im Zusammenhang mit der Auswanderungskommission die Art und Weise, in der Frauen für die Auswanderung geprüft wurden. Frauen hatten ihm erzählt, daß sie sich vor der Kommission gänzlich ausziehen sollten und zusätzlich noch Spott ertragen mußten.[54)]

Außer Frage steht hier, daß die Frauen einer großen Demütigung hilflos ausgesetzt waren, da ja vom Gutachten der Kommission die Bewilligung oder Ablehnung ihrer Auswanderung abhing.

Ein Vergleich der zur Auswanderung in der Zeit vom 1.7.1950 - 28.2.1951 Aufgerufenen und der schließlich zur Auswanderung gelangten „DPs" aus Lintorf zeigt: Von 503 zur Auswanderung aufgerufenen Personen wurden 91 Personen abgelehnt oder zurückgestellt, dies entspricht 18,1%, die ins Lager zurückkehren mußten bzw. 412 Personen, die auswandern durften. Der Durchschnitt der von der Auswanderungskommission abgelehnten oder zurückgestellten „DPs" lag für die Lager in NRW in demselben Zeitraum bei 22,7%.[55)]

Die Statistik besagt, daß von 249 in der Zeit vom 1.4. - 31.7.1951 zur Auswanderung aufgerufenen Lintorfer Lagerbewohnern, 65 bis zum 15.9.1951 wieder ins Lager zurückkehren mußten. Auch insgesamt erhöhte sich der Prozentsatz der von der Auswanderung abgewiesenen bzw. zurückgestellten Personen. Er machte für die Lager in NRW 25% aus.

Hier wird deutlich, daß aus dem in Deutschland verbliebenen sogenannten „Hard Core" immer weniger „DPs" als ‚brauchbar' und ‚nützlich' für eine Neuansiedlung in einem anderen Land ausgewählt wurden.

Im Hinblick auf die Hoffnungen, die von den „DPs" mit einem Neuanfang in einem anderen Land verbunden waren, wurde eine große Anzahl Menschen enttäuscht, und es ist einsichtig, daß nach Zwangsarbeit und Lageraufenthalt häufig Lethargie und Hoffnungslosigkeit die Rückkehr ins Lager kennzeichneten.

Danach ist es bald als Luxus anzusehen, daß es auch die Situation wie bei Herrn Szabo gab, der nach erfolgter Auswanderungsgenehmigung sich doch für die Nichtauswanderung nach Amerika entschied, da die englische Sprache ihm nicht zusagte.[56)]

Ende 1951 beendete die IRO ihr Resettlement-Programm. Die großen Auswanderungen aus den Lagern blieben danach aus.

Für weitere Auswanderungen existierte das Eisenhower-Programm, daß im Jahre 1957 seinem Ende zuging.

Vom 1. April - 30. Juni 1957 wanderten aus Lintorf und den mitbetreuten Wohnsiedlungen noch einmal 177 Personen aus:

USA	-	164
Kanada	-	12
Belgien	-	2
England	-	1[57)]

Die Rolle der Seelsorger

Große Bedeutung kam der Tätigkeit der Geistlichen zu, die meist selbst zur Gruppe der „DPs" zählten. Ihr Erfahrungshintergrund war häufig noch subtilerer Art als der ihrer Landsleute, da sie als intellektuelle Schicht durch die Gestapo oder den SD verfolgt und entweder direkt liquidiert oder verhaftet und in deutsche Konzentrationslager eingeliefert worden waren. [58)]

Dort war besonders die katholische Priesterschaft der Ostkirche schlimmsten Behandlungen ausgesetzt gewesen. Die Statistik, die in diesem Fall als unvollständig gilt, zählt bis zum 29. 4. 1945 im KZ Dachau 1.780 Geistliche, von denen bis zu eben diesem Datum 868 (48,7%) verstorben, verhungert oder sonstwie zu Tode gekommen sind.

Auch Pater Peters, der von Krefeld-Trar aus die ukrainisch-katholischen Bewohner und Bewohnerinnen des Lagers betreute, hatte vier Jahre das Leben im KZ Dachau ertragen müssen, bevor das Konzentrationslager befreit wurde. Ein Ukrainer: „ . . . der war richtig so eine Seele für unser Volk."[59)]

Fast 400 ukrainische Katholiken lebten im Lintorfer Lager. Ein besonderes Ereignis war deshalb der Besuch des damals in Rom residierenden Erzbischofs Iwan Bucko am 8. 9. 1955. Zu diesem Zeitpunkt lebte er dort im Exil, da 1945 durch Stalin offiziell die Ukrainisch-Katholische Kirche verboten wurde. Gleichzeitig wurden die Gläubigen der Russisch-Orthodoxen Kirche unterstellt.[60)]

Die polnischen Katholiken wurden von einem Pfarrer gleicher Nationalität betreut. Pfarrer Kubica aus Essen unterrichtete die Schulkinder in Religionslehre. Er probte mit den Kindern Theaterstücke ein, die sie auch in anderen Lagern aufführten. Für die Familien war es so wichtig, daß ihr Kind mit

---

52 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

53 Vgl. Gesprächsprotokoll Tomak

54 ebenda

55 HSTAD, NW 67-1443

56 Gesprächsprotokoll Szabo, Dok. S. 13

57 HSTAD, NW 200-448

58 Anm.: Der sogenannte Liquidierungsbefehl R. Heydrichs von 1940

59 Vgl. Gesprächsprotokoll Tomak

60 "Die Quecke" Nr. 59, Nov. 89, S. 58/59

Der polnische Pfarrer Kubica mit Erstkommunionkindern und deren Eltern

Ukrainisch-katholische Lagerbewohner bei einer Prozession

Ponische Katholiken bei einer Prozession durch das Lager

dem Pfarrer zu einer Theateraufführung fuhr, von der es erst spätabends ins Lager zurückkehrte, daß man es am nächsten Tag ausschlafen ließ und nicht zur Schule schickte.

Neben den Kindern fühlte sich Pfarrer Kubica gleichermaßen deren Familien verbunden und verantwortlich. Ein Zeitzeuge erinnert sich, daß der Priester bei Streitigkeiten, die durch starken Alkoholgenuß der Männer zustande kamen, energisch dazwischenging und die Beteiligten zurechtwies.

Um eine Vorstellung zu bekommen, wie groß 1952 der Betätigungsradius des orthodoxen Erzpriesters Paconervic war, ist anzuführen, daß er zwölf Lager und Siedlungen betreute, unter anderem auch Lintorf.

Die Protestanten wurden von Pfarrer Schmittat aus Düsseldorf betreut.[61)]

Die orthodoxe Gemeinschaft wurde der großen evangelischen Religionsgemeinschaft zugeordnet, da sie auf keine eigenständige Gruppe zurückgreifen konnte, um unterstützt zu werden. So erhielt die orthodoxe Priesterschaft finanzielle Unterstützung aus dem Fond der evangelischen Landeskirche und vom Weltrat der Kirchen.

Natürlich gehörte zu den Aufgaben der Priester ebenso die Zelebration der Gottesdienste sowie die Gestaltung der anfallenden Kirchenfeste. Diese wurden besonders sorgfältig vorbereitet und gefeiert, beispielhaft dafür waren Lagerprozessionen, Weihnachts-, Osterfeiern usw. Für die Gottesdienste war eine Baracke in der ersten Straße des Lagers hergerichtet worden, die sich die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften im Wechsel teilten.

Arbeiteten die Geistlichen mit der Lagerleitung und den Nationalkomitees meist kooperativ zusammen, um den „DPs“ den Lageraufenthalt erträglicher zu machen[62)], wurde ihr Verhältnis unter-

61 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230, Essen 29.7.1950

62 Vgl. Gesprächsprotokoll Tomak

einander als nicht gut angesehen. Als Grund dafür werden Konkurrenz und Intoleranz den anderen Nationalitäten gegenüber angenommen[63].

Nach dem Rückzug der IRO kam den Kirchen eine erweiterte Verantwortlichkeit zu. Die verschiedenen Kirchen sollten nach Vorgabe des DP-Ausschusses Maßnahmen für die „Heimatlosen Ausländer“ initiieren, die von der Bundesrepublik Deutschland mitfinanziert werden sollten. Aufgrund der finanziell angespannten Situation sahen sich z.B. die Landeskirchen, wie auch der Weltrat der Kirchen nicht mehr in der Lage, ihre Fürsorgeaufgaben optimal wahrzunehmen.

In NRW-Lagern vertretene Konfessionen auf der Grundlage Stand 1948, ausgehend von 6000 „DPs„ im Rheinland:

In der zur Veranschaulichung erstellten Grafik wird der zahlenmäßige Überhang der römisch-katholischen „DPs“ sichtbar. Er frequentiert sich aus der prozentual starken Gruppe der Polen.

Der Einsatz der Wohlfahrtsverbände

Nach dem Rückzug der IRO war es der deutschen Administration klar, daß sie zur Unterstützung der vielfältigen Aufgaben, die durch die Betreuung der Displaced Persons zu bewältigen waren, auf die Hilfe der Wohlfahrtsorganisationen dringend angewiesen war.

Auf katholischer Seite war dieses in erster Linie die National Catholic Welfare Conference (NCWC), die sich auf die Organisation des Deutschen Caritasverbandes stützte. Die Alliierten ließen in ihrer Besatzungszeit nämlich nur ausländische Wohlfahrtsorganisationen zu.

Die NCWC-Fürsorgerin des Lintorfer Lagers wurde auch später vom deutschen Caritasverband übernommen, nachdem der NCWC die gesamte Verantwortung an die deutsche Caritas abgegeben hatte. Vom Evangelischen Hilfswerk aus Essen war eine Fürsorgerin für die Protestanten und Orthodoxen unter den Lagerbewohnern zuständig. Sie war zweimal in der Woche im Lager anzutreffen. Außerdem erfolgte eine Betreuung durch das Rote Kreuz, allerdings mehr auf der Ebene des Spendenwesens als fürsorgerisch im eigentlichen Sinne.

Lediglich die NCWC-Fürsorgerin hatte ihr festes Büro in der Verwaltungsbaracke. Sie war für die Bewohner täglich präsent und übernahm z.B. für das Sozial- und Jugendamt Aufgaben, da von dieser Seite Ängste existierten, das Lager zu betreten. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, die Familien, vor allem die mit Kindern, fürsorgerisch zu betreuen. Dazu gehörte die Verteilung von Spenden, die vom Ausland kamen.[64]

Von Amerika wurden Care-Pakete geschickt. Von der Schwedenhilfe wurde einmal ein ganzer Lastzug über das DRK zum Lager geschickt. Die Lebensmittel mußten ebenso wie die Kleiderspenden zur Verteilung gebracht werden. Das Mennonite Central Comitee aus USA schickte Spenden für Tbc-Kranke, und zwar Büchsen mit Fett und Fleisch. Dieser Personenkreis erhielt vom Weltkirchenrat (WCC) außerdem Kohlenspenden in der kalten Jahreszeit. Auch die Friends Service Organization (Quäker) schickte Besuchsabordnungen ins Lager, um in Erfahrung zu bringen, welche Hilfe von den „Heimatlosen Ausländern“ benötigt wurde.

Bei dem ganzen Spendenaufkommen muß hier festgestellt werden, daß selbst die Fürsorgerinnen kritisierten, daß die Leute teilweise „überreichlich“ versorgt wurden, so daß von ihnen Lebensmittel oder Bekleidung verkauft wurden oder ein Umtausch in Alkohol stattfand. Als Beispiel sei hier vom DRK Düsseldorf eine Lieferung von 20 Kisten Bekleidung (3000 kg) genannt, die nur für Jugoslawen bestimmt war, das waren 20 Frauen, 59 Männer, 21 Kinder. Bereits zwei Tage später war ein Teil der Kinderbekleidungsstücke von den Männern verkauft worden.[65]

Am 15. 3. 1951 verzeichnete die Fürsorgerin vom Ev. Hilfswerk als Lebensmittelspende, die zur Verteilung an 24 Kranke, Alte und Hilfsbedürftige kam:

3 Trommeln	Milchpulver
1 Trommel	Nährgetränk
1 Sack	Cereals (Getreide)
1 Sack	Bohnen
1 Karton	Fischkonserven
3 Kübel	Käse
2 Sack	Weizenmehl
1 Sack	Reis
2 Karton	Eipulver

Diese Aufstellung habe ich zur Veranschaulichung der Zusammensetzung einer Lebensmittelspende als Beispiel herangezogen.

Da im Lintorfer Lager bis auf die witterungsbedingte Arbeitslosigkeit ein relativ hoher Beschäftigungsgrad herrschte, waren die Spenden vor allem für Arbeitslose, Alte sowie Kranke mit Wohlfahrtsunterstützung, größere Familien und Frauen mit Kindern ohne Ernährer bestimmt.[66]

Hinweise auf Sorgen und Nöte der Bewohner und Bewohnerinnen der sogenannten „Wohnstätte„, erhielten die Fürsorgerinnen unter anderem von den Vertretern der Nationalkomitees, da diese das Vertrauen ihrer Landsleute besaßen.

---

63 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

64 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

65 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230, 17.5.1952

66 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230, 4.9.1950

Nicht nur zwischen den Seelsorgern, sondern auch unter den Fürsorgerinnen gab es wohl Konkurrenz, denn die evangelische Lagerbetreuerin kritisierte, daß monatliche Kleiderspenden, die vom britischen Wohlfahrtskomitee bei der Lagerverwaltung abgegeben wurden, nur an die katholische Fürsorgerin weitergeleitet wurden, so daß nur Katholiken berücksichtigt wurden. Sicher spielte hierbei eine Rolle, daß die Lagerleitung zu der Fürsorgerin, die tagtäglich im Verwaltungstrakt anwesend war, eine engere Beziehung hatte als zu jemand, der nur zweimal pro Woche dort eintraf.

Bei der Familienfürsorge sahen sich die Fürsorgerinnen ab und zu genötigt, Kinder in ein Heim zu geben, um sie einer Gefährdung durch den Lebenswandel ihrer Mütter zu entziehen. Aus den umliegenden Städten kamen Frauen zum Lager, die sich den alleinlebenden Männern anboten. Sie wohnten zusammen, gründeten eine Familie, die dann zum Problemfall wurde. Die Caritas-Betreuerin meinte dazu: „Mit denen hatten wir mehr Arbeit als mit den ‚Heimatlosen Ausländern'."

Auch eine große Zahl lediger Mütter, die öfters von den verschiedensten Männern ihre Kinder bekommen hatten, war zu unterstützen.[67)]

Erwähnenswert ist für mich die Tatsache, daß auf Initiative der protestantischen Seite ein Nähstubenraum für die Frauen eingerichtet worden war. Eine Lettin konnte als Zuschneiderin und Beraterin für die Nähstube gewonnen werden. Es wurden dort Röcke, Blusen, Schürzen und Kinderkleidung gefertigt. Probleme gab es immer wieder durch Materialengpässe. Auch hier war man auf Spenden angewiesen. Deshalb zeigte die Ev. Fürsorgerin sich beispielsweise erfreut, als sie den Frauen drei Säcke mit Stoffresten und Nähgarn zur Verfügung stellen konnte, damit für Nachschub gesorgt war. Als die Nähstube einige Zeit in Betrieb war, reichten die Stühle kaum aus, da inzwischen auch katholische Frauen die Nähmöglichkeit gerne nutzten, denn es ist kaum vorstellbar, daß es Haushalte gab, die im Besitz einer Nähmaschine waren. Darüber hinaus wurden mit den Frauen der Nähstube hin und wieder kleinere Ausflüge unternommen, wie zur Gruga oder nach Leichlingen.[68)]

Es bleibt festzuhalten, daß ebenso wie in den noch verbliebenen anderen Lagern in Lintorf Fürsorge der Wohlfahrtsverbände im traditionellen Sinne geleistet wurde. Aus diesem Grunde habe ich auch den Begriff der „Fürsorgerin" verwendet, der längst durch die Berufsbezeichnung „Sozialarbeiterin" ersetzt wurde. Die später stattfindende Eingliederungsberatung in den Wohnsiedlungen, oder die heute praktizierte Sozialarbeit hat sich auch gedanklich von der Form des reinen Versorgens der Klientel gelöst. Auf die Eingliederungsberatung werde ich im Kapitel über die Wohnsiedlungen für „Heimatlose Ausländer" eingehen.

---

67 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

68 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D1230, 15.2.1952

Wenn es Liebe auf den ersten Blick ist,

sollten wir gemeinsam überlegen, wie Sie mit unserer db-Baufinanzierung schnell und einfach ans Ziel Ihrer Wünsche kommen.

■ **Reden wir darüber.**

Deutsche Bank

Die medizinische Versorgung

Um die medizinische Versorgung der „DPs„ zu gewährleisten, wurde in einigen deutschen Krankenhäusern eine bestimmte Anzahl von Betten durch die Besatzungsmächte freigemacht bzw. beschlagnahmt. Die DP-Division erstattete den Krankenhäusern sämtliche Auslagen. Das nächste Krankenhaus in Lintorfer Nähe, welches reservierte Betten für „DPs“ bereithielt, war das Barbara-Krankenhaus in Duisburg-Hamborn. Es konnte bis zu 95 Fälle von erkrankten „DPs“ aufnehmen, mit einem Tagespflegesatz von 6,40 DM in der 3. Pflegeklasse pro Person sowie einem Pauschalbetrag für die reservierten Betten, unabhängig von der Belegung. Die Verpflichtung zur Bereitstellung von Krankenbetten für „DPs“ wurde mit der Übergabe in die deutsche Verwaltungshoheit im Juli 1950 aufgehoben.

Mit der Übernahme des Lintorfer Lagers übernahm das Sozialministerium NRW auch den Lagerarzt Dr. Peda sowie zwei Krankenschwestern und eine Schwesternhelferin, die von nun an der Aufsicht des Kreisgesundheitsamtes Mettmann unterstanden. Ab September 1950 besuchte der Zahnarzt Dr. Felix zweimal pro Woche das Lager, um die Bewohner und Bewohnerinnen zahnärztlich zu betreuen.

Für die Behandlung der Patienten und Patientinnen stand ein Ambulanzraum zur Verfügung. Auf dem Krankenrevier waren jeweils zwei Betten für Frauen und Männer vorhanden.

Neben den allgemeinen Erkrankungen und kleineren Verletzungen spielte bei der gesundheitlichen Versorgung die Mütterfürsorge eine große Rolle. So waren im Monat August 1950 von 282 Lagerbewohnerinnen 5 schwanger, und 16 Frauen stillten ihre Säuglinge. Darüber hinaus gehörte die Überwachung der Personen mit Geschlechtskrankheiten zu den Aufgaben des Lagerarztes. Er meldete dem Kreisgesundheitsamt für August 1950: 11 Personen mit Syphillis im Spätstadium und 3 Neuerkrankungen mit Gonorrhoe im Frühstadium.[69]

Bei der Geschlechtskrankenfürsorge ergaben sich Schwierigkeiten wegen der Kostenübernahme, da das Amt Angerland sich hierzu nicht bereit erklärte. Die Weigerung wurde damit begründet, daß es sich in diesem Fall um eine Gesetzeslücke handele. Eine gesetzliche Lösung wurde vom Sozialministerium erwartet.

Die Überwachung der Tuberkulose-Kranken ergab im oben angeführten Berichtsmonat:[70]

Erkrankung	Ort	Anzahl	Anzahl	Anzahl
		Männer	Frauen	Kinder
Lungen-Tb im	Lager	5	9	5
Tb-Kranke im	Krankenhaus	5	3	0
Während des Monats in Krankenhäuser eingewiesene Tb-Fälle		1	0	0

Dieser Datenauszug aus dem medizinischen Monatsbericht war leider der mir einzig verfügbare, aber er dokumentiert meiner Ansicht nach ganz gut die alltägliche Praxis, mit welcher der Lagerarzt sich konfrontiert sah.

Dem medizinischen Personal wurde zum 30. 9. 1950 gekündigt, da die gesundheitliche Versorgung im Lager Lintorf inzwischen bei fast allen „Heimatlosen Ausländern“ durch einen bestehenden Krankenversicherungsschutz gewährleistet war. Ende Januar 1951 endete auch für Dr. Peda das Dienstverhältnis, er wanderte nach Übersee aus.

Zu Beginn des Jahres 1952 führte das Kreisgesundheitsamt Mettmann im Lager zwei Tage lang eine Röntgenreihenuntersuchung für alle Lagerbewohner und -bewohnerinnen vom 6. Lebensjahr an durch. Die Personalkarteikarten mit Befund wurden der örtlichen Fürsorgestelle übermittelt zur weiteren Veranlassung. Die Anzahl der Befunde ist nicht dokumentiert, aber festzuhalten bleibt, daß positive Befunde vorhanden waren, und für die betroffenen Personen eine Therapie eingeleitet werden mußte.

In diesem Zusammenhang ist die heutige Wahrnehmung der damaligen Lagerfürsorgerin interessant, für die Tuberkulose bei den „Heimatlosen Ausländern“ keine bedeutende Rolle spielte. „Die Leute hatten sehr viel Tb sowieso, das habe ich hier noch erlebt (Wohnsiedlung, R.B.), aber gravierend war das nicht.“[71]

Erklärbar ist diese Einschätzung durch die damalige Alltäglichkeit der Krankheit, als Erbe aus der Kriegszeit und den mageren Jahren danach.

Alkohol und Lagerleben

Die Lagerbewohner konnten sich in drei Lagerkantinen unter anderem auch mit Alkohol versorgen.

Im Dezember 1950 hatten die drei Kantinenbetreiber einen Antrag auf Schankerlaubnis bei der Gemeindeverwaltung Lintorf gestellt. Der Rat der Gemeinde stimmte den Anträgen zu, mit der Einschränkung, daß von der Lagerleitung keine Bedenken erhoben wurden. Es wurden die Auflagen erhoben, daß der Ausschank nur auf „ausländische Lagerinsassen“ zu beschränken sei und darüber hinaus die Konzessionserlaubnis nur für die Zeit des Lagerbestehens in der vorhandenen geschlossenen Form galt. Die Polizei sollte angewiesen werden, in Verbindung mit dem Lagerleiter die Auflagen zu überwachen.[72]

---

69 Vgl. KA Mettmann, Me 45

70 Vgl. KA Mettmann, Me 168

71 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

72 Gemeindevertretung Lintorf, Sitzungsprotokoll 4.12.1950

Eingang zur Kantine von Dragan Stojanovic

Die Verwaltungsseite entschied sich für die Lizenzvergabe zum Alkoholausschank, da das Schwarzbrennen der Lagerbewohner befürchtet wurde, bei dem als Folge durch Verunreinigungen Erblindungen auftreten konnten.[73)]

Die Zeitzeugen berichteten in Übereinstimmung, daß ein hoher Alkoholkonsum besonders bei den alleinlebenden Männern anzutreffen war. Hierbei spielte sicher die Einsamkeit eine Rolle mit. Getrunken wurde vor allem Schnaps und Wermutwein, den man auch lose in der Milchkanne für 90 Pfennig pro Liter bei einem Lebensmittelhändler im Dorf einkaufte.[74)]

Die ehemalige Lagerfürsorgerin beklagte, daß im Hinterzimmer eines Kantinenwirtes besonders viel getrunken wurde. Dieser hatte bereits im Oktober 1947 von der damaligen britischen Lagerverwaltung die Genehmigung zur Errichtung einer Lagerkantine erhalten. Zu dieser Zeit gab es keine Ordnungsvorschriften über Öffnungs- und Schließzeiten. Aus diesem Grunde fiel es ihm wohl schwer, die Vorschriften der deutschen Behörden einzuhalten.[75)]

Er wurde mehrmals verwarnt, die Öffnungszeiten einzuhalten und an Betrunkene keinen Alkohol auszuschenken.

Reichten die vorhandenen Finanzen nicht aus, um Alkohol besorgen zu können, blühte der Tauschhandel. Harmsen stellte in seinen Ergebnissen einer Strukturanalyse zur Integration „heimatloser Ausländer und nichtdeutscher Flüchtlinge in Westdeutschland“ heraus, daß das Spendenwesen der verschiedenen Nationalkomitees oder der caritativen Hilfsorganisationen zu einer Gefahr wurde in dem Moment, wo sie über den tatsächlichen Bedarf hinausgingen. In der Regel erfolgte die „Verwertung“ des Überangebotes an Spenden im Rahmen von Tauschhandel oder wurde direkt als Zahlungsmittel für Alkohol eingesetzt.[76)]

Der genossene Alkohol machte die Männer streitsüchtiger und es ergaben sich häufiger Schlägereien, bei denen die Lagerpolizei einschreiten mußte. Aber es ist auch nachvollziehbar, daß die Männer tranken, um das zurückliegende Schicksal vergessen zu können. Es kam vor, daß KZ-Opfer ihre Entschädigungen in Alkohol umsetzten.[77)]

Ebenso spielten der Frust und die Langeweile des Lageralltags eine Rolle bei dem hohen Alkoholkonsum, denn vor allem in der Winterzeit, wenn im Baugewerbe nicht gearbeitet werden konnte, entließen die Firmen ihre Arbeiter. Die Männer sahen für sich keine attraktive Alternative für eine Beschäftigung und betranken sich stattdessen.

Als Diziplinierungsmaßnahme sah im Oktober 1958 Lagerleiter Widrinka die Verlegung für „15 überwiegend notorische Trinker“ von Bottrop nach Lintorf an. Früher waren schon in Einzelfällen solche Lagerverlegungen praktiziert worden, aber da es sich in diesem Falle um eine ganze Gruppe lediger Männer handelte, wurde vorsichtshalber vom Sozialministerium die Erlaubnis eingeholt. Die Männer waren durch Ruhestörungen und Schlägereien sowie Beschmutzung vor allem der Toilettenanlagen und eine sich ausbreitende Verwanzung der Unterkunftsgebäude derart negativ in Erscheinung getreten, daß eine Disziplinierung durch die Zusammenlegung in einer Baracke in Lintorf erhofft wurde. Außerdem konnte dort bei größeren Ruhestörungen und Schlägereien die Lagerpolizei einschreiten.[78)]

Ebenfalls auf Alkoholgenuß zurückzuführen waren mehrere tödliche Verkehrsunfälle, die dem Sozialministerium in den Vierteljahresberichten unter der Rubrik „Besondere Vorkommnisse“ von der Lagerleitung mitgeteilt wurden.

Kriminalität

Die Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung richtete sich unmittelbar nach Kriegsschluß auf Ausländerbanden, die die Umgebung unsicher machten. Auch im Ratinger Raum sicherten einige Banden durch Lebensmitteldiebstähle und bewaffnete Raubüberfälle ihren Unterhalt.

In der Zeit vom 18. 4. – 13. 5. 1945 verzeichnete die Ratinger Polizei in ihrem Schutzgebiet: 30 Plünderungen bzw. Raubüberfälle mit Waffengewalt, 62 schwere Diebstähle, 72 Fahrraddiebstähle, davon 22 mit Waffengewalt.[79)]

---

73 HSTAD, NW 67-1468

74 Gesprächsprotokoll Szabo

75 HSTAD, NW 200-447

76 Harmsen, H.: Die Integration heimatloser Ausländer und nichtdeutscher Flüchtlinge in Deutschland, Augsburg 1958, S. 85

77 Vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

78 HSTAD, NW 200-447

79 vgl. Büter. H.:Ausländische Arbeiter während des Weltkrieges 1939 - 1945 in Ratingen, Ratingen 1955. S. 20

Die von Büter dargestellte Statistik, die als Täter Ostarbeiter benennt, ist auch unter dem kritischen Aspekt zu betrachten, daß es sich hier nicht um verurteilte Täter handelt. Der Nachweis für die Täterschaft wurde nicht erbracht.

Obwohl in den Nachkriegswirren Elendskriminalität wie Diebstahl und Raub bei Deutschen verbreitet war, wurde vornehmlich die hohe Ausländerkriminalität betont.

Zu den vorkommenden Diebstählen jener Tage gehörten Dinge des täglichen Bedarfs und Gebrauchs, vor allem Fahrräder, Radioapparate und Lebensmittel.

Da durch den Besitz eines Fahrrades eine größere Mobilität möglich war, ist schlüssig, welcher Anreiz darin bestand, sich eines zu verschaffen, wenn auch mit illegalen Mitteln. Dabei spielte sicher auch eine wesentliche Rolle, daß die Benutzung eines Rades den Zwangsarbeitern durch das Nazi-Regime zuvor streng verboten war.[80)]

Die Delikte, die vor allem im Umfeld der großen Lager vorkamen, waren Tausch- und unerlaubter Schwarzhandel. Diese nicht legalen Geschäfte waren aber nur möglich, weil die „DPs" in Deutschen und nicht zu vergessen in den Besatzungssoldaten Verbündete fanden. Schwarzmarkthandel und Folgestraftaten wie Betrug, Hehlerei und die Versorgung mit Schußwaffen sind kaum voneinander trennbar.

Um die Kriminalitätsrate der Ausländer in der hiesigen Region zu relativieren, sei festgehalten, daß im Mai 1945 im Ratinger Polizeigefängnis neben 21 Ostarbeitern und vier Italienern auch 12 Deutsche wegen Diebstahl, Raub und Überfällen inhaftiert waren.[81/82)]

Ab 1947, vollends 1948 nach Abschluß der Repatriierungspolitik und der Währungsreform, kann von einer Normalisierung der Situation gesprochen werden. Unsicherheit im Umgang mit gefaßten kriminellen „DPs" herrschte bei den deutschen Ordnungsbehörden. Dabei war in einer Militärgesetzfassung vom 22. Mai 1947 geregelt, daß die deutsche Polizei die volle Ordnungsgewalt über die „DPs" ausüben konnte, ausgeschlossen blieben nur die Sammellager selbst. In der hiesigen britischen Zone war die Zuständigkeit der deutschen Polizei auch auf die DP-Sammellager ausgeweitet. Als einzige Einschränkung galt die Anmeldung von Lagerrazzien bei der britischen Militärpolizei, es sei denn, es handelte sich um eine Akutverfolgung.

Nach der Übergabe in die deutsche Verwaltungshoheit erfaßte die Statistik der Strafanstalt Werl vom 9. 1. 1951 die Verteilung der Nationalitäten der 521 einsitzenden „Heimatlosen Ausländer".

Danach saßen ein:

80,40% Polen
8,05% Jugoslawen
3,05% Russen
2,60% Letten und Litauer
2,30% Tschechen
1,60% Ungarn
1,60% Rumänen
0,20% Griechen
0,20% Türken

Bei den begangenen Straftaten handelte es sich um:

67,3% Eigentumsdelikte
21,5% Mord, Totschlag, Körperverletzung
6,2% Waffenbesitz, Kriegsverbrechen, Falschgeldverbreitung, Meuterei, Aufruhr, Landfriedensbruch, Zoll- und Steuerhinterziehung, Spionage.

Gerade die Inhaftierten der Gruppe, die mit 6,2% angegeben wurde, waren noch wegen begangener Straftaten aus der Zeit der Besatzung Deutschlands in der Werler Haftanstalt. Mit Meuterei und Aufruhr sahen sich die Besatzer in größeren Sammellagern konfrontiert. Falschgeldverbreitung wurde durch die Währungsreform gestoppt.

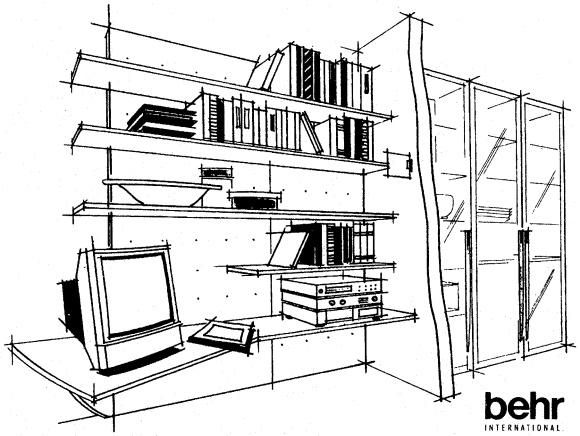
---

80 Vgl. Spaich, H.: Fremde in Deutschland; Unbequeme Kapitel unserer Geschichte, Weinheim, Basel, 1981, S. 187

81 Kaminsky, U.: Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges, S. 207, in Ratinger Forum, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Ratingen, 1989

82 KA Mettmann, Festnahmebuch Nr. 91-228

DAS SYSTEM MIT PLATZ FÜR EIGENE IDEEN.



METRIX. Das Regal-System der Superlative. Anspruchsvoll in der Form, perfekt in der Verarbeitung, durchdacht bis ins Detail.

form und raum

INNENEINRICHTUNG

LINTORFER STR. 31, 40878 RATINGEN - TELEFON 02102/27037

Landfriedensbruch beging derjenige, der die Zonen der Alliierten unerlaubt passierte. Der Schwarzhandel mit den sogenannten Ami-Zigaretten wurde als Zoll- und Steuerhinterziehung geahndet.

Die Leitung der Strafanstalt Werl wies zur dargestellten Statistik darauf hin, daß die angegebenen Zahlen dem Durchschnitt der vergangenen Jahre entsprechen würden.[83)]

Der Lintorfer Lagerleiter stellte für das Jahr 1953 eine durchschnittliche Anzahl von 8–15 Personen fest, die sich in Haft befanden. Für die Bilanz desselben Jahres benannte er als abgeurteilte Delikte:

Straftat	*Körperverletzung*
Ahndung	*200 DM Geldstrafe*
Straftat	*Notzucht*
Ahndung	*3 Wochen Haft*
Straftat	*Bedrohung eines Lagerwachmannes*
Ahndung	*20 DM Geldstrafe ersatzw. 5 Tage Haft*
Straftat	*Schrottdiebstahl*
Ahndung	*50,30 DM Geldstrafe*
Straftat	*Beihilfe zum Hausfriedensbruch*
Ahndung	*15 DM Geldstrafe ersatzw. 3 Tage Haft*[84]

Schwere Straftaten der „Heimatlosen Ausländer" wurden in der örtlichen Presse ausführlichst behandelt. Mit Vorurteilen behaftete Einheimische sahen diese dadurch als bestätigt an. Im Oktober 1952 wurden drei Lagerbewohner (ein Russe, zwei Polen) von der großen Strafkammer in Düsseldorf zu Strafen zwischen sechs und acht Jahren Zuchthaus wegen gemeinsamen schweren Raubes, Diebstahls, eines Notzuchtverbrechens, Hehlerei und Begünstigung verurteilt. Zwei weitere Mitangeklagte erhielten eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren bzw. sechs Monaten wegen Hehlerei, Begünstigung und Beihilfe zum schweren Diebstahl.

Die Männer waren bereits früher durch Militärgerichte der Alliierten zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt worden und erst 1950 bzw. 51 aus der Strafanstalt Werl entlassen worden.

In den Akten des Sozialministeriums fanden sich drei Artikel großer Tageszeitungen zur Urteilsverkündung.[85/86/87]

Ich gehe davon aus, daß dies der spektakulärste Fall in der Kriminalstatistik des Lintorfer Lagerleiters gewesen sein dürfte, denn weitere Pressenotizen sowie Berichte der Lagerleitung mit ähnlichem Straftatbestand sind nicht archiviert bzw. mir nicht bekanntgeworden.

In der Tat wurden von der Lagerleitung als „unruhige Elemente" im Lager in der Hauptsache Werler entlassene Strafgefangene bezeichnet. Der Anteil von Polen verübter Delikte soll demnach mit 90% zu Buche geschlagen haben.[88)]

Die Feststellung der Lagerleitung, daß die Polen den höchsten Anteil an der Ausländerkriminalitätsrate hatten, deckt sich mit der Statistik der Werler Haftanstalt von 1951, wenngleich der Prozentsatz divergiert.

Die damalige Lagerfürsorgerin bestätigte: „Ja, ich muß schon sagen, daß vor allem von den Polen gestohlen wurde. Egal was ihnen unter die Finger kam, sie konnten alles gebrauchen, im Lager und auch außerhalb."[89)]

Zu den Vorurteilen gegenüber der Lagerbevölkerung von seiten der Einheimischen sagte Herr Szabo: „Die im Lager einwohnten, waren ja verrufen. Und wenn irgendwie was weggenommen wurde, ob das Deutsche waren und wer das war, wurde alles auf die Ausländer geschoben."[90)]

An dieser Stelle wäre ein quantitativer wie qualitativer Vergleich der in der hiesigen Umgebung verübten Delikte von deutscher Bevölkerung und „Heimatlosen Ausländern" angebracht. Wegen fehlender Daten ist mir diese Gegenüberstellung leider nicht möglich. Nimmt man die Prinzipien der Strafrechtspflege ernst, dann gewinnt der Einwand Gewicht, daß der Verbrechensvorwurf gegenüber einer Gruppe, in diesem Falle „DPs", nicht relevant ist. Primär entscheidend ist demnach die Individualität des Täters und nicht seine Gruppenzugehörigkeit.

In diesem Zusammenhang muß auch darauf hingewiesen werden, daß die Delikthäufigkeit bei den „Polen" bei der Bevölkerung wie auch bei den Behörden verzerrt wahrgenommen wurde. Immerhin stellte die polnische Nationalitätengruppe mit 50% in NRW den größten Anteil der „DPs" bei der Übernahme in die deutsche Verwaltung dar. Weit dahinter folgte die nächste Gruppe mit 18%. Die Polen blieben weiter zahlenmäßig vorne, und so ist der Eindruck zu relativieren, daß sie die sogenannten „schwarzen Schafe" unter den „Heimatlosen Ausländern" waren.

Als Delikt wurde vom Lagerleiter wiederholt die „Beihilfe zum Hausfriedensbruch" aufgeführt. Hier wird massiv klar, daß die „Heimatlosen Ausländer" in ihren Entscheidungen eingeschränkt waren. Besuche mußten von der Verwaltung genehmigt sein und waren zeitlich begrenzt. Die offizielle Bezeichnung „Wohnstätte für Ausländer", die meiner Ansicht nach die Tatsache verschleierte, daß es sich um ein Lager und nicht um privat genutzten Wohnraum handelte, wird an diesem Punkt sehr deutlich.

Alleinstehende Männer versuchten Frauen bei sich zu beherbergen, was verboten war. Da aber bekannt war, daß dies aus natürlichen Bedürfnissen heraus immer wieder vorkam, wurden von Zeit zu Zeit Lagerrazzien durch die Polizei durchgeführt. Dabei wurden meist Frauen entdeckt, die sich illegal im Lager aufhielten.

---

83 HSTAD, NW 67-1386

84 HSTAD, NW 67-1442

85 Westdeutsche Neue Presse, 24. 10. 1952, Drakonische Strafe für Banditen

86 Düsseldorfer Nachrichten, 24. 10. 1952, Harte Strafen für schwere Untaten

87 Der Mittag, 24. 10. 1952

88 HSTAD, NW 67-1468

89 vgl. Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

90 Gesprächsprotokoll Szabo

Zwischen dem 21.12.1951 und dem 20.1.1952 waren 23 Frauen und Mädchen aufgegriffen und aus dem Lager verwiesen worden. Es wurde ein schriftliches Lagerverbot erteilt. In drei Fällen erging Strafanzeige wegen Hausfriedensbruch, da bereits zuvor ein Lagerverbot ergangen war.

Die Razzien wurden durchgeführt, um Prostitution der Frauen zu unterbinden. Wurden Frauen vom Polizei-Außenposten mit Verdacht auf „gewerbsmäßige Unzucht" im Lager festgenommen, wurden sie amtsärztlich auf Geschlechtskrankheiten untersucht. Männer, bei denen wiederholt sich illegal aufhaltende Frauen angetroffen wurden, setzten sich der Strafanzeige wegen Beihilfe zum Hausfriedensbruch aus.[91)]

Berufliche Möglichkeiten

Nach der Übernahme der „DPs" in die deutsche Verwaltung stellte die Bereitstellung von Arbeitsplätzen sowie deren Vermittlung eine wesentliche Aufgabe dar. Es sollte hiermit die finanzielle Grundlage für ein selbständiges Leben geschaffen werden.

Gegenüber anderen Bundesländern sah die Arbeitsmarktlage in NRW noch relativ günstig aus. Da die meisten Lager aber meist in industriearmen Gebieten angesiedelt waren, stellte sich hier die Stellung von Arbeitsplätzen als schwierig heraus.

Für das Lager Lintorf war ein besonderer Aufnahmekatalog aufgestellt worden. Bei einer „Differenzierung für die Belegung der Wohnstätten für heimatlose Ausländer" wurde es als geeignet eingestuft für:

- Vollarbeitsfähige Familien und Ledige, vor allem Facharbeiter aller Art;
- Schwerarbeiter für Zechen und Industrie;
- Alleinstehende, arbeitsfähige Frauen bis zu 30 Jahren.

Als nicht geeignet galt das Lager für:

- Arbeitsunfähige und beschränkt Arbeitsfähige (Familien und Ledige);
- Alte und Sieche;
- ledige Mütter und Frauen mit Kindern;
- Tbc-Kranke;
- Wohlfahrtsempfänger.[92)]

Aus der vorgenannten Aufstellung wird die Intention der Lagerleitung deutlich, eine möglichst arbeitsfähige Lagerpopulation zuziehen zu lassen. Nichtarbeitsfähige sollten in anderen Lagern, Alte und Sieche in den für sie bereitstehenden Heimen untergebracht werden. Im Herbst 1951 gab im Rahmen dieses Austauschprogrammes das Lager Augustdorf 200 arbeitsfähige „DPs" ab, und einige Nichtarbeitsfähige verließen Lintorf, um nach Augustdorf zu ziehen.[93)]

Freier Wohnraum mußte dem Sozialministerium Düsseldorf von der Lagerleitung mitgeteilt werden, damit Arbeitsfähige neu zugewiesen werden konnten. Im allgemeinen war die Beschäftigungslage der Lintorfer Lagerbewohner als gut anzusehen, so daß in manchen Fällen die Personalanforderungen von Firmen wegen Vollbeschäftigung nicht erfüllt werden konnten.

1954 war der größte Teil der Männer im Gleisbau zwischen Langenfeld und Düsseldorf bei der Düsseldorfer Firma Rembke beschäftigt. Als Stundenlohn erhielten sie 1,85 DM bis 1,92 DM zuzüglich Arbeitsprämien für ungelernte Arbeiter.

Eine Mülheimer Firma holte eine Anzahl Männer täglich vom Lager zum Einsatz im Straßen- bzw. Tiefbau ab. Die ausländischen Arbeiter waren in diesem Bereich gesuchte Arbeitskräfte, da sie als ausdauernd bei der schweren Arbeit galten und wenig den Arbeitsplatz wechselten. Der Durchschnittslohn im Tiefbau lag bei guter Arbeitsleistung bei damals beachtlichen 350 DM.[94)]

Im Herbst desselben Jahres gab es lediglich drei Arbeitslose, zwei vorübergehend arbeitsunfähige Männer und fünf arbeitslose Frauen zu melden.

Zum Winteranfang verschlechterte sich diese positive Bilanz in jedem Jahr, da die Männer, die im Straßen- oder Gleisbauwesen beschäftigt waren, dann von ihren Arbeitgebern entlassen wurden. So berichtete die Fürsorgerin des NCWC dem Sozialministerium, daß die meisten Männer des Lintorfer Lagers 1951 zwei Wochen vor Weihnachten ihre Arbeit verloren hatten. Im Winter 1954 waren es immerhin 30% der Männer, die infolge der Frostwitterung arbeitslos waren. Auch in diesem Fall wurden die Entlassungen von verschiedenen Betrieben vor Weihnachten vorgenommen, um das Weihnachtsgeld einzusparen.[95)]

Im Durchschnitt waren während der Wintermonate 54% der Arbeitsfähigen beschäftigt, dies steigerte sich ab dem Frühjahr bis zu 90% oder gar bis zur Vollbeschäftigung.[96)]

Als besonderes Problem kristallisierte sich in Lintorf die wirtschaftliche Selbständigkeit der Lagerinsassen heraus. Bei der Übernahme in die deutsche Verwaltung hatten sie sich aus Kostengründen für eine Selbstverpflegung entschieden. Eine Versorgungslücke zeigte sich gegenüber den Lagern mit Vollverpflegung in der Zeit bis zur Auszahlung des ersten Lohns bzw. der Arbeitslosenunterstützung.[97)]

Kritisch betrachtet sah es so aus, daß die „Heimatlosen Ausländer" in der Nachkriegszeit die Funktionen ausübten, die von Ausländern schon seit jeher eingenommen wurden. Sie stellten ein verfügbares Arbeitskräftepotential in saisonalen Spitzenzeiten für die Bau- und Landwirtschaft sowie die Industrie dar.[98)]

Die Frauen wurden besonders in der Landwirtschaft und den umliegenden Gärtnereien eingesetzt.

---

91 HSTAD, NW 67-1441

92 HSTAD, NW 67-1442, 1.11.51

93 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D 1230, 10.51

94 Harmsen, H.: a.a.O., S. 82

95 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D. 1230, 6.2.54

96 HSTAD, NW 200-447

97 HSTAD, NW 67-1416

98 vgl. Kaminsky, U.: Arbeiter und Fremdarbeiter in Ratingen während des Dritten Reiches, UNI-GH-Essen 1987, S. 223

Sie erhielten z.B. 1952 bei der Kartoffelernte in Form von Naturalien einen Zentner Kartoffeln als Entlohnung. Dies war so lukrativ, daß sich viele Frauen hierfür meldeten.[99)]

Ein Lintorfer Bauer holte sich Frauen für die Kartoffelernte und baute auf Vorschlag des damaligen Ernährungs- und Landwirtschaftsministers von NRW, Heinrich Lübke, den ersten Kartoffelschälbetrieb auf. Beschäftigte er damals „Heimatlose Ausländerinnen", so waren später bei ihm Türkinnen tätig, damit Großküchen u.s.w. mit gebrauchsfertigen Kartoffelprodukten beliefert werden konnten.

Im Jahre 1955 wurden den Frauen für Landarbeiten bis zu 12 DM pro Tag gezahlt, bei freier Verpflegung. Die Gemüsebauern in der Umgebung, wie in Hamm und Krefeld, fuhren mit Lieferwagen und Traktoren zum Transport der Frauen vor, da die Verkehrsanbindung durch den öffentlichen Verkehr denkbar ungünstig war.[100)]

Die Saisonarbeit war für die Lagerbewohner günstig, weil es sich hierbei um einen begrenzten überschaubaren Zeitraum handelte. Dies war ein zusätzliches Einkommen der Frauen, die sonst wegen ihrer familiären Bindungen im allgemeinen keiner Beschäftigung nachgingen.

Eine Aufstellung der Lagerleitung aus dem Jahre 1951 zeigt für Lintorf folgendes Beschäftigungsbild auf:[101)]

Von 255 männlichen Beschäftigten waren tätig als:	Anzahl
Bauhilfsarbeiter	136
Eisenindustrie-Hilfsarbeiter	45
Kraftfahrer u.s.w.	19
Facharbeiter Tiefbau	9
Landwirtschaft	2
Eisenindustrie-Facharbeiter	6
Schreiner	2
Schuhmacher und Schneider	3
Friseure	1
Köche	5
Kaufmännische Angestellte	12
Verwaltungsangestellte	7
Lehrer u.s.w.	5
Sonstige	3

Die in dieser Aufstellung registrierten Frauen standen in folgenden Tätigkeiten	Anzahl
Landwirtschaft	1
Textilindustrie	1
Küchenhilfen	3
Verkehrsgewerbe	1
Haushalt	6
Kindergärtnerin	1

Bei den Männern wird ein deutlicher Überhang bei Hilfstätigkeiten im Baugewerbe (136) und der Eisenindustrie (45) sichtbar. Dagegen ist die Zahl der Facharbeiter im Tiefbau (9) und der Eisenindustrie (6) unbedeutend.

Bei den Handwerksberufen ist festzustellen, daß einige Kleinstunternehmen sich im Lager etabliert hatten wie Schuhmacherei und Schneiderei.

Existenzgründungen der „Heimatlosen Ausländer" wurden von staatlicher Seite zur Einkommenssicherung gestützt. In den Lagern konnten so z.B. Schneider, Schuhmacher, Friseure innerhalb ihres Wohnbereiches ihrem Beruf nachgehen. Die anderen Lagerbewohner bildeten das Kundenpotential. Hierbei ist anzumerken, daß die Kaufkraft der Mitbewohner allerdings durch finanzielle Engpässe eingeschränkt war. Dies machte sich sicher in der saisonalen Entlassungsperiode im Winter bemerkbar. Darüber hinaus wurden die Arbeitsplätze, die innerhalb des Lagers existierten, z.B. in der Verwaltung, von „Heimatlosen Ausländern" eingenommen, was

99 A. des DKW der EK. im Rhld. D.dorf, Reg. D. 1230, 19.9.52

100 Gesprächsprotokoll Szabo

101 HSTAD, NW 67-1446

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 2. und 3. Dezember 1995 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 65

Quecken Nr. 1–64
Quecke-Sammelbände
Lintorfer Dokumente Nr. 1–3

Foto-Motive aus Alt-Lintorf

Bücher von Theo Volmert:

„Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte" Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde"
„Hösel"
„Mehr Heiteres als Ernstes"

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

auch ausdrücklich vom Sozialministerium eingefordert wurde.[102)]

Die wenigen Frauen, die berufstätig waren, führten fast ausschließlich Hilfstätigkeiten aus.

Da die ehemals Zwangsverschleppten häufig noch sehr jung waren, als sie ihr Land verlassen mußten, ist davon auszugehen, daß ein Großteil von ihnen weder die schulische noch die berufliche Ausbildung abgeschlossen hatte. Die Ausländer, die als Angehörige der deutschen Wehrmacht nur eine militärische Ausbildung genossen hatten, waren ebenso für Berufe, die Fachkenntnisse voraussetzten, unqualifiziert.

Ein Problem zum Nachweis von vorhandenen Qualifikationen war die Beschaffung der entsprechenden Dokumente. Sie waren in den wenigsten Fällen vorhanden oder hatten keine Aussagekraft mehr, weil die entsprechende Profession nicht mehr gefragt war. Dazu kam außerdem, daß der Arbeitsuchende lange von seinem erlernten Beruf entfremdet war.

Zu betonen bleibt in diesem Zusammenhang, daß die qualifizierten Arbeitskräfte meist das Angebot zur Auswanderung annahmen, so daß sich automatisch das Potential an qualifiziertem Fachpersonal ausdünnte. Was in Deutschland zurückgeblieben war, stellte eine Restgruppe dar.

Der Lagerkindergarten

Bis zum 30. 9. 1951 existierte ein polnischer Kindergarten im Lager, der dann aufgelöst wurde. Daneben gab es einen ukrainischen Nationalitätenkindergarten, der ebenso geschlossen wurde.[103)]

Am 26. 11. 1951 wurde der deutsche Lagerkindergarten geöffnet, der von 45 Kindern besucht wurde.[104)]

Eine deutsche Kindergärtnerin als Leiterin der Einrichtung sowie eine Polin betreuten die Kinder. In der polnischen Zeitung „Polak" vom 31. 10. 1952 wird beklagt, daß bei einem Besuch des Kindergartens die Kinder mit „Bravour" deutsche Lieder sangen, aber auf die Bitte, doch in polnischer Sprache zu singen, die polnische Kindergärtnerin in Verlegenheit gebracht wurde. Die Situation sei dadurch entspannt worden, daß die Kinder ein polnisches Lied kannten, das sie im Vorjahr, also noch im Nationalitätenkindergarten, gelernt hatten.[105)]

Aus der Kritik in dem Zeitungsartikel wird deutlich, welchen Stellenwert die Vermittlung des polnischen neben der des deutschen Liedgutes für die Polen einnahm. Erklärbar ist dies, da Liedgut als ein Kulturgut zu sehen ist, das die Polen für sich und die nachfolgende Generation bewahrt wissen wollten.

Demgegenüber berichtete die Fürsorgerin des NCWC in ihren monatlichen Berichten an das Sozialministerium, daß die Kindergartenkinder auf der Weihnachtsfeier „zeigten, was sie in der kurzen Zeit an deutschen Liedern und Gedichten gelernt hatten."[106)]

Im Juli 1951 teilte der Leiter des zonalen Hauptquartiers der IRO mit, daß zahlreiche Rachitisfälle bei „DP-Kindern" im Umsiedlungslager Wentorf auffielen, die vor allem aus NRW stammten. Das Land Commissioner's Office bat deshalb das Sozialministerium um verstärkte Rachitis-Prophylaxe für die „DP-Kinder". Es sollte Lebertran und Vigantol verabreicht werden.[107)]

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, daß die NCWC-Fürsorgerin im November 1951 dem Sozialministerium berichtete, daß die Kindergartenkinder des Lintorfer Lagers morgens alle Lebertran und danach einen Becher heiße Milch (Milchpulver und gesüßten Vanillepudding) erhielten. Der Trunk wurde von einer Mutter in der früheren Lagerküche zubereitet. Für diese ehrenamtliche Aufgabe von einer Stunde pro Tag waren vier Mütter gesucht worden, es meldete sich aber nur eine Frau, die diese Aufgabe übernahm.[108)]

Welche Bedeutung dem Kindergarten zukam, wird sichtbar, wenn die Alternative aufgezeigt wird, die den Müttern blieb, die von den Bauern der Umgebung für die Feldarbeit abgeholt wurden. So wurde mir berichtet, daß die kleineren Kinder, die nicht zur Schule gingen, den ganzen Tag eingesperrt wurden. Die Stühle wurden hochgehängt, damit die Kinder nicht zum Fenster hinausklettern konnten.

Zwei kleine Mädchen waren bereits im Klärbecken des Lagers ertrunken, und so ergriffen die Frauen „Vorsichtsmaßnahmen".[109)]

Das Schulleben der „Lagerkinder"

Im Lager bestand bis zum 28. 2. 1951 eine polnische Nationalitätenschule, die von 27 Kindern besucht wurde, sowie die ukrainische Lagerschule, die am 15. 1. 1951 wegen zu geringer Schülerzahl aufgelöst wurde.[110)]

Daneben besuchten schon seit Ende des 2. Weltkrieges einige Kinder des „DP-Lagers" auf freiwilliger Basis die Kath. Schule I in Lintorf. Sie werden in der Schulchronik als „willig, fleißig und verhältnismäßig wenig Arbeit machend" beschrieben.

Wie bereits ausführlich dargestellt, ging im Jahre 1950 die Verwaltung des Lagers in die Hände der nordrhein-westfälischen Landesregierung über, die zum Schuljahresbeginn Ostern 1951 verfügte, daß nach Auflösung der Nationalitätenschulen die Eltern angewiesen wurden, ihre Kinder in die deutsche Schule zu schicken. Unbekannt blieb, ob alle Eltern dieser Aufforderung folgten. Wurden in den Vorjahren sechs bis acht Kinder aus dem Lager in der Kath. Schule I unterrichtet, waren es mit dem Schuljahresbeginn 1951 rund 40 Schüler und Schülerinnen. Davon besuchte die Hälfte die 1. und 2. Klasse.

---

102 HSTAD, NW 67-1399
103 HSTAD, NW 67-1441, Bericht Nr. 9
104 ebenda, Bericht Nr. 11
105 Polak Nr. 44, 31.10.52
106 HSTAD, NW 67-1416, 12.51
107 HSTAD, NW 67-1399, 20.7.51
108 HSTAD, NW 67-1416, 11.51
109 Gesprächsprotokoll Szabo
110 HSTAD, NW 67-1441, Bericht 1/2

Der damalige Rektor Harte sah die Situation wie folgt: „Wenn man bedenkt, daß die meisten von ihnen kaum ein Wort Deutsch verstehen, so kann man in etwa ermessen, wie schwer der Unterricht in dieser Klasse ist. Erzählt oder erklärt der Lehrer etwas, so beschäftigen sich die Kinder anderweitig, unterhalten sich in ihrer Muttersprache oder stören durch Rutschen und Umdrehen in den Bänken. Sie verstehen ja nicht, was der Lehrer sagt und langweilen sich."[111)]

Für den Rektor ergab sich als Lösung aus dieser Misere die Forderung an die Landesregierung auf Gestellung einer Hilfskraft. Im Juni 1951 besuchte ein großes personelles Aufgebot die Schule I, um vor Ort ein Bild über die neue Schulsituation zu bekommen. Vertreter des Sozial- und Kultusministeriums und der Bezirksregierung, die Lagerleitung sowie die Oberfürsorgerin aus Münster erkannten an, daß Soforthilfe nötig war. Die Intention war hierbei, daß die Leistungen der deutschen Kinder nicht beeinträchtigt werden sollten, die mit den ausländischen Kindern gemeinsam unterrichtet wurden. Auf der anderen Seite wollte „man aber auch den Kindern, die durch die Zeitumstände gezwungen sind, in Deutschland zu leben, nach Kräften helfen."[112)]

Trotz der Willensbekundungen der zuständigen Stellen, eine personelle Verstärkung für die Schule I zu ermöglichen, erfolgte diese erst zu Ostern 1952. Als Ursache dafür wurde der Mangel an geeigneten Fachkräften angegeben.

Um deutlich zu machen, wie sehr sich die Schulsituation durch die Aufnahme der „Lagerkinder" verändert hatte, möchte ich einen zahlenmäßigen Vergleich anführen: Ostern 1952 wurden 21 Kinder aus Lintorfer Familien eingeschult, aber ebenso 43 Kinder aus dem Lager. Auf zwei ausländische Schulanfänger kam somit nur ein Kind aus der einheimischen Bevölkerung.

Weil die Zahl der aufgenommenen ausländischen Kinder dermaßen hoch war, sah sich die Schulleitung veranlaßt, die erste

Lehrer Schaefer beim Rechenunterricht
(Aufnahme 1955)

Ausländerklasse in der Schulgeschichte einzurichten.

Im September desselben Jahres wurde die Schule I wegen baulicher Mängel geschlossen. Die Lintorfer Kinder wurden auf die anderen beiden örtlichen Schulen verteilt. Die Klasse der Ausländerkinder wurde von da ab im Lager unterrichtet. In einer Baracke wurde ein Klassenraum hergerichtet, in dem Lehrer Schaefer unterrichtete. Seine Klasse war mit ungefähr 40 Kindern so stark besetzt, daß eine Unterrichtung heute kaum vorstellbar erscheint, allein schon wegen der Verständigungsschwierigkeiten.

In dieser Zeit entwickelte sich im schulischen Bereich die Ganzheitsmethode des Lesens und Schreibens, die Lehrer Schaefer für die Unterrichtung der ausländischen Kinder als geeignet ansah. Neben der bildlichen Darstellung wurde von ihm das entsprechende Wort an die Tafel geschrieben, und ein Schüler oder eine Schülerin, die in der deutschen Sprache geübter waren, übersetzte es den anderen in der Klasse.

Nicht leugnen läßt sich, daß die psychische und physische Anspannung für den Lehrer unter diesen ungünstigen Unterrichtsbedingungen sehr groß war. Er hatte zwar gute Kontakte zur Lagerverwaltung, aber dennoch muß er sich wie ein Einzelkämpfer vorgekommen sein, da er erst später durch eine zweite Lehrkraft unterstützt wurde.[113)]

Im Auftrage der Regierung unterrichtete Herr Dr. Sanicki aus Essen die Kinder in polnischer Muttersprache und Heimatkunde. Darüberhinaus erteilte Pfarrer Kubica, der ebenfalls zweimal pro Woche von Essen anreiste, Religionsunterricht in polnischer Sprache.

Um die Bemühungen des Schulrektors zu würdigen, wurde bei seiner Verabschiedung in den Ruhestand über die offizielle Schulfeier hinaus eine Abschiedsfeier für ihn im Lager organisiert.

Das zahlenmäßige Verhältnis zwischen einheimischen und ausländischen Schulneulingen glich sich immer mehr an.

1953 – 70 ausländische Kinder,
60 deutsche Kinder

1954 – 40 ausländische Kinder,
37 deutsche Kinder

1955 – 38 ausländische Kinder,
37 deutsche Kinder.

Im Oktober 1954 wurde die neue Johann-Peter-Melchior-Schule eingeweiht und die Kinder aus dem Lager konnten von nun an in einer freundlicheren Umgebung

111 Schulchronik, Kath. Schule I, S. 162/163

112 ebenda S. 163

113 vgl. Gesprächsprotokoll Schaefer

unterrichtet werden. Allerdings war dies mit dem Nachteil verbunden, daß sie jetzt wieder einen langen Fußweg auf sich nehmen mußten.

Je näher die endgültige Auflösung des Lagers rückte, desto mehr sank auch die Schüler- und Schülerinnenzahl der „Lagerkinder". Sie zogen mit ihren Familien fort in die Wohnsiedlungen, die für „Heimatlose Ausländer" gebaut wurden.

Im März 1960 wurden Pfarrer Kubica und Lehrer Dr. Sanicki von der Kath. Grundschule verabschiedet. Für die Schule stellten beide Herren ein wichtiges Verbindungsglied zwischen Elternhaus und Lehrkörper dar. Es wird darauf verwiesen, daß „ihre verständnisvolle Unterstützung viel zu einer reibungslosen und vertrauensvollen Zusammenarbeit beigetragen hat."[114)]

Bei all den Schwierigkeiten, die auf seiten der „Lagerkinder", wie auch beim Lehrpersonal zu sehen sind, ist einsichtig, welch eine Schlüsselposition diesen beiden Männern zukam.

Nur in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen war es üblich, die Lehrkräfte aus den Reihen der „Heimatlosen Ausländer" für nationalkundlichen Unterricht von Länderseite aus zu entlohnen. Ansonsten überließ man dies ab 1953 den Nationalkomitees, die angesichts der Kosten überfordert waren.

Ukrainische Folkloregruppe

Resümierend über das Schulleben der „Heimatlosen Ausländerkinder" in Lintorf läßt sich feststellen, daß eine kleine Dorfschule durch die widrigen Zeitumstände gefordert war, eine hohe Anzahl von Kindern aus dem Lager aufzunehmen, was sich für beide betroffenen Seiten als schwierig herausstellte. Es gab keine Modelle, die Vorbildcharakter gehabt hätten, sondern es mußten eigene Strategien entwickelt werden, den Schulalltag zu gestalten. So ist es erklärlich, daß die ehemalige Lagerfürsorgerin aus ihrer Sicht äußert, die Kinder seien in der deutschen Schule schlecht zurechtgekommen, da sie aufgrund ihrer mangelnden Deutschkenntnisse „für ein bißchen dumm gehalten wurden." Als Beispiel führt sie einen angeblichen Hilfsschüler an, der im Anschluß an die Übersiedlung nach Rumeln-Kaldenhausen von einem Pastor gefördert wurde und nachher in der Lage war, Theologie zu studieren. „Er war nicht dumm, er hatte eben nur Schwierigkeiten mit der Sprache."[115)]

Die Klasse der Ausländerkinder mit ihren Lehrern vor der Lagerschule. Die Aufnahme entstand anläßlich einer Nikolausfeier

Kultur- und Freizeitangebote

Die Kultur eines Volkes ist eng mit seiner nationalen Identität verknüpft. Deshalb entstanden bald nach dem Kriegsende Vereine und Nationalkomitees der verschiedenen Volksgruppen. Primärer Zweck dieser Gruppierungen war es, eine Stützfunktion der Wahrung nationaler Identität zu sein und darüber hinaus die Interessen der Landsleute gegenüber Behörden zu vertreten.

Im Lintorfer Lager wurden die Vertreter der Nationalkomitees auf Vorschlag ihrer Volksgruppen durch die Lagerleitung ins Lagerkomitee, jeweils für die Dauer eines Jahres, berufen. Sie trafen sich meist einmal wöchentlich mit den Geistlichen und dem Lagerleiter, um verschiedene Probleme und Themen zu besprechen und Aktivitäten zu planen. Es wurde gemeinsam überlegt, was verhindert werden sollte, was fortzusetzen war, woran es fehlte.

Zu den Treffen des Lagerkomitees brachten die Vertreter der Nationalkomitees ihnen interessant erscheinendes Material mit

114 Schulchronik, Kath. Schule I, S. 251

115 Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

wie z.B. Zeitungsausschnitte, Fotos oder ähnliches, was dann allen Lagerbewohnern durch eine Wandzeitung zugänglich gemacht wurde.

Die Herausgabe einer „Lintorfer Lagerzeitung" wie zu Zeiten der britischen Lagerverwaltung war aus einem nicht bekannten Grund eingestellt worden, stattdessen ließ man den jeweiligen Volksgruppen nun durch Wandzeitungen Informationen und Neuigkeiten zukommen.[116)]

Im allgemeinen bot das Lager kaum etwas an Freizeitmöglichkeiten. Fußballspielen war die beliebteste Sportart der Männer. Mit wenig Aufwand konnten sie innerhalb ihrer Cliquen ihren Bewegungsdrang umsetzen und der Langeweile besonders in Zeiten der Nichtbeschäftigung entkommen.

Kirchliche Feste waren eine willkommene Abwechslung im Lageralltag. Hier bemühte man sich um eine besonders sorgfältige Ausgestaltung, da, wie schon zuvor erwähnt, die Bindung gerade der östlichen Volksgruppen an ihre Kirchen stark ausgeprägt war. Beispielhaft sei hier der Auftritt des ukrainischen Kirchenchors aus Rheine und Lingen am 1. 12. 1952 im Lager erwähnt.

Für stattfindende Veranstaltungen gab es einen großen Saal in einer der Baracken, der als Vielzweckraum genutzt wurde. Eine Bühne war für Theaterproben und Aufführungen vorhanden. Ebenso konnte dort die polnische Kinder-Volkstanzgruppe ihrer Traditionspflege nachgehen.

Des weiteren fanden ab und zu Kinovorführungen statt. Hierbei konnte es einem passieren, daß man wegen mangelnder Sitzgelegenheiten den Film nur von einem Stehplatz aus verfolgen konnte.

So zog das Ehepaar Szabo eines der beiden Kinos im Ort vor. Allerdings waren auch die örtlichen Kinos zu der damaligen Zeit besonders an Wochenenden gut besucht. Hier bestand aber die Möglichkeit der Kartenvorbestellung, um sich einen Platz zu reservieren. Vor allem die Junggesellen

Der Vielzweckraum des Lagers während einer Veranstaltung

unter den Lagerbewohnern verbrachten einen Teil ihrer Freizeit mit dem Besuch der Kinos.[117)]

Sehr wenige Lagerinsassen hatten sicher wie das Ehepaar Szabo die Möglichkeit, wenn ihnen im übertragenen Sinne das Dach auf den Kopf fiel, dem Lagerleben durch einen Verwandtenbesuch zu entfliehen. Szabos machten davon an den Wochenenden regen Gebrauch, da sie die Lageratmosphäre als deprimierend empfanden.[118)]

Erst Mitte der fünfziger Jahre wurde die Vielzweckbaracke offiziell von der Lagerleitung als „Haus für Alle" zur Verfügung gestellt. Es wurde täglich ab 14.00 Uhr geöffnet. Unter der Leitung des CVJM/YMCA nahmen laut Bericht des Westdeutschen Jungmännerbundes durchschnittlich 98 Jugendliche und 25 Erwachsene die Angebote wahr.

Diese beinhalteten Diskussionsgruppen zu Lebensfragen, Sport, z.B. Tischtennis, Basteln, Leseabende, Spiel- und Singkreise der Nationalgruppen, Sprachkurse und Musikabende. In Spezialprojekten wurden kleinere Ausflüge oder als Erholungsfreizeit Sommerlager wie in Augustdorf durchgeführt.[119)]

Da die von mir befragten Zeitzeugen in Übereinstimmung von sehr geringen Freizeitangeboten innerhalb des Lagers sprechen, sind die in dem CVJM-Jahresbericht genannten Besucherzahlen und angebotenen Aktivitäten kritisch wahrzunehmen. Tätigkeitsberichte bergen die Gefahr, daß geschönt wird, um eine Legitimation zur Weiterarbeit sowie deren Finanzierung zu haben.

Ein Fernseher wurde für das „Haus für Alle" angeschafft, um den Lagerbewohnern Abwechslung zu bieten. Unter der Kontrolle eines CVJM-Betreuers sollte ihnen deutsches Kulturleben nähergebracht werden.

Die Notwendigkeit zur Anschaffung eines Fernsehgerätes ergab sich daraus, daß ein findiger „Heimatloser Ausländer", der bereits stolzer Besitzer eines Apparates war, Eintrittsgelder für Fernsehvorführungen bei sich erhob. Er erhielt ein Vorführverbot, denn es war nicht „kontrollierbar", welche Sendungen Kinder und Jugendliche bei ihm anschauen konnten.[120)]

Da die Lagerbewohner sogar bereit waren, Eintrittsgelder zu entrichten, um durch Fernsehfilme Ablenkung zu erfahren, darf natürlich auch nicht der Reiz des neuen Mediums Fernsehen übersehen werden.

---

116 Vgl. Gesprächsprotokoll Tomak

117 Vgl. Gesprächsprotokoll Szabo

118 ebenda, S. 9

119 HSTAD, NW 200-447

120 HSTAD, NW 200-447

Zusammenleben mit den Einheimischen

Das Zusammenleben der Lagerbewohner mit der Lintorfer Bevölkerung kann nur unter dem Blickwinkel gesehen werden, daß es im eigentlichen Sinne des Wortes nicht stattfand. Allein die Lage des Lagers, weitab vom Ortskern, ließ es wie eine Enklave erscheinen, die die Lintorfer mehr oder minder mieden. Dieses Verhalten beruhte vor allem auf negativen Erfahrungen direkt nach Kriegsende, die aber im Gedächtnis haften geblieben waren.

Herr K., ein Lintorfer: „Direkt nach dem Krieg durfte man sich in der Nähe des Lagers nicht blicken lassen. Alles wurde einem von Horden Umherstreifender, heute würde man sagen Mafia, abgenommen. Sie konnten alles gebrauchen, Fahrräder und Motorräder wurden geklaut. Besonders die Frauen mußten aufpassen. In der Zeit war da vielleicht ein Durcheinander. Die Eltern hatten uns verboten, uns in der Nähe des Lagers aufzuhalten. Ich war damals noch ein ganz junger Ströppke. Aber wir sind ja doch rumgestreift, wir waren vorsichtig. Mir haben sie nichts getan, aber Erwachsene sind öfters vermöbelt und ausgeraubt worden."[121)]

Zwei Lagerbewohnerinnen auf dem Weg ins Dorf

Wenn man bedenkt, daß selbst die städtischen Sozialarbeiter nach Möglichkeit den Lagerbesuch unterließen und ihre Aufgaben an die Lagerfürsorgerin delegierten, wird offenbar, wie sehr die „Heimatlosen Ausländer" Vorurteilen ausgesetzt waren.

Selbst die ehemalige Lagerbewohnerin Frau Szabo meinte als Betroffene: „Man mochte nicht die Adresse angeben."[122)]

Die ehemalige Lagerfürsorgerin stützt mit ihrer Einschätzung die Aussage vom geringen Kontakt von Dorf- und Lagerbewohnern: „Die Lagerbewohner hatten kaum Kontakt zur Lintorfer Bevölkerung. Sie hatten Angst vor den Leuten aus dem Lager, vor den Ausländern. Heiraten gab es so gut wie nicht mit Lintorfern."[123)]

Das nicht vorhandene Zusammenleben zwischen Lagerbevölkerung und Lintorfern war nicht eine speziell für diesen Ort charakteristische Eigenart, sondern stellte wohl sehr häufig die Normalität in Westdeutschland dar. In einem Beitrag über das DP-Lager in Meerbeck berichten ehemalige Bewohner über das Verhältnis zwischen Deutschen und Displaced Persons: „Ein Verhältnis zu den Einheimischen gab es eigentlich nicht. Am Sonntag gingen sie in ihren Schaumburger Trachten an uns vorbei zur Kirche. Das war es dann auch. Obwohl ich persönlich glaubte, daß die Einheimischen uns nicht gut gesonnen waren, wie ich meine, auch mit Recht, gab es keinen Streit. Wir hatten sie aus ihren Häusern vertrieben und selbst konnten wir nichts ändern."[124)]

Im Unterschied zu den Meerbeckern brauchten die Lintorfer für die „DP's" keinen Wohnraum frei zu machen, aber bei der Wohnungsnot nach dem Krieg hatte man gehofft, die Lagergebäude bald für die einheimische Bevölkerung und für deutsche Flüchtlinge nutzen zu können. Nach der Übernahme in die deutsche Verwaltung deuteten auch mehrmals Pressemitteilungen darauf hin. Dennoch mußte man sich damit abfinden, daß Lintorf erst 1960 als vorletzte „Wohnstätte für Heimatlose Ausländer" in NRW liquidiert wurde.

Das Verhältnis zueinander wird meiner Ansicht nach am treffendsten als stillschweigendes Arrangement bezeichnet. Die Lintorfer waren seit dem Kriege an Ausländer im Ortsbild gewöhnt, die Bauern und die Industriebetriebe schätzten ihre Arbeitskraft. Die ehemaligen „DPs" wurden Lintorf zugewiesen, weil sich dort die Arbeitsmarktslage relativ günstig gestaltete.

Damit sind aber auch schon die wesentlichsten Berührungspunkte genannt.

Kurz vor der Lagerübergabe in die deutsche Verwaltung veröffentlichte die R.P. am 16.3.1950 einen Artikel, in dem die Befürchtung geäußert wurde, „daß geplante Bauvorhaben nicht durchgeführt werden, wenn ein ständiger Unruhefaktor vorhanden ist."[125)]

Tatsächlich wurden die ersten Siedlungsbauvorhaben „Am Potekamp", in der näheren Umgebung des Lagers, erst in Angriff

---

121 Kurzgespräch Herr K., Einheimischer, 5.12.92

122 Gesprächsprotokoll Szabo

123 Gesprächsprotokoll ehem. Lagerfürsorgerin

124 Oelschlägel. D.: Displaced Persons - Tradition im Umgang mit Fremden, in Sozial Extra 7/8, 1989, S. 25, entnommen: DP-Lager in Meerbeck 1945-1948, 10. Klassen der Haupt- und Realschulen Helpsen 1985, S. 64

125 Rheinische Post vom 16.3.1950. Lintorfer Ausländer bleibt

genommen, als der Termin der Auflösung feststand. Trotz der Wohnungsnot der deutschen Bevölkerung verhielt sich die Amtsverwaltung mit der Erschließung des „Potekamps" abwartend. Dies veranlaßt mich zu der These, daß dabei der Gedanke eine Rolle spielte, daß der Verkauf der Grundstücke nach der Lagerräumung reibungsloser vonstatten gehen würde, da vorhandene Bedenken von Kaufinteressenten wegen des Umfeldes nun nichtig wurden.

Personen des „öffentlichen Lebens" wurden zu besonderen Anlässen, wie z.B. Veranstaltungen, in das Lager eingeladen. Private Kontakte zwischen Einheimischen und „Heimatlosen Ausländern" stellten dagegen die Ausnahme dar. Betont wurde mir gegenüber die überaus große Gastfreundschaft, die von den ausländischen Familien gewährt wurde, wenn es zu einer privaten Einladung von Dorfbewohnern kam. Der Tisch war trotz der bescheidenen Verhältnisse der Leute überreichlich gedeckt, „da paßte auch nix anderes mehr drauf".[126)]

Ein Entgegenkommen der Lintorfer Geschäftswelt gab es für kinderreiche Familien aus dem Lager in Form der Akzeptanz von Ratenzahlungen. So war es den Familien z.B. möglich, den notwendigen Schuhkauf durch mehrere kleinere Zahlungen zu finanzieren. „Die Geschäftsleute haben das auch gemacht, die haben denen doch auch vertraut."[127)]

Ohne die Erfahrungswerte der Geschäftsleute, ihre ausstehenden Raten zu erhalten, wären viele Käufe sicher nicht getätigt worden. Hier wurden Geschäftsinteressen und Mitmenschlichkeit für beide Seiten vorteilhaft miteinander verquickt.

Zwangsläufig kamen die Schulkinder aus dem Lager täglich mit Lintorfer Kindern zusammen, nachdem die Lagerschule aufgelöst worden war. Aber auch hier schränkte ihr Lehrer ein, daß Kontakte zu Mitschülern nur zustande kamen, wenn die ausländischen Kinder in ihren Sprachkenntnissen soweit fortgeschritten waren, daß sie die deutsche Klasse besuchen konnten.

Die Kinder der Ausländerklassen blieben dagegen eher unter sich und waren zurückhaltender.

Gewalttaten wie sie heute auf Schulhöfen z.B. gegen türkische Schüler passieren, hat es nach Meinung des Lehrers zu der damaligen Zeit nie gegeben, „im Gegenteil, das war ziemlich eine Spielgemeinschaft."[128)]

Bei meinen Recherchen wiederholte sich immer wieder die Aussage, daß vor allem Angst das Bild der hiesigen Bevölkerung von den Lagerbewohnern prägte. Eine Annäherung der Einheimischen, die die Angst vor den Fremden hätte auflösen können, fand nicht statt. Daß aber auch auf seiten der Lagerbewohner Gefühle von Stigmatisierung bestanden haben müssen, zeigt der Hinweis eines Zeitzeugen: „. . . im Dorf waren wir die Polaken."[129)]

Die Liquidation des Lintorfer Lagers

Im April 1957 wurde in der Lintorfer Gemeindevertretung erörtert, daß die Firma Phönix-Rheinrohr das Lagergelände zur Industrieansiedlung erwerben wolle.[130)]

Da aber durch die Auflösung der anderen Lager Lintorf immer wieder die volle Aufnahmekapazität durch Neuzugänge erreichte, wurde eine endgültige Lagerräumung für Ende 1959 vom Sozialministerium in Aussicht gestellt.

Daran war die Bedingung geknüpft, daß der Gemeinde zugesagte Kanalanschlußgebühren dem Ministerium teilweise erlassen würden. Eine Besprechung zwischen Amtsverwaltung, Sozialministerium und künftigem Eigentümer Phönix-Rheinrohr ergab die Einigung, daß Sozialministerium und Phönix-Rheinrohr die Kanalanschlußgebühren je zur Hälfte trugen.[131)]

Nach dieser Klärung konnte die Abwicklung der Lagerauflösung eingeleitet werden. Die verbliebenen Ausländer sollten in den inzwischen für diese Gruppe errichteten Wohnsiedlungen untergebracht werden oder in das letzte noch in NRW bestehende Lager Münster überführt werden. Dieser Maßnahme unterlagen sogenannte „nichteingliederungsfähige Personen", wobei der Maßstab dieser Klassifikation von der Lagerleitung angesetzt wurde. In die Wohnsiedlung Neukirchen wurden 1959 „auch solche Familien versuchsweise eingewiesen, die in ihrer Wirtschaftsführung, Ordnungsliebe und Sauberkeit sowie der pünktlichen Mietzahlung nicht zu den besten Familien gehören."[132)]

Hier wurde einmal mehr der „Heimatlose Ausländer" zur verwalteten Person gemacht. Er wurde in die Siedlung wie zuvor ins Lager „eingewiesen", über sein Leben wurde fremdbestimmt entschieden.

Die Rheinische Post berichtete in ihrer Ausgabe vom 1. 2.1958 zur anstehenden Lagerauflösung: „In Lintorf wird diese Nachricht mit unterschiedlichen Gefühlen aufgenommen, je nachdem, ob man durch die Ausländer mit Mehrarbeit belastet war oder ob man in ihnen gute Arbeitskräfte sah."[133)]

Als belastete Institution wurde die Verwaltung der Gemeinde wahrgenommen, die durch die dauernden An- und Abmeldungen im Meldewesen und im Sozialamt durch Sozialfälle stark gefordert war.

Dagegen bedauerte man in den gewerblichen Betrieben und in der Landwirtschaft die Lagerauflösung sehr, da auf einen Schlag rund 400 voll einsatzfähige männliche Arbeitskräfte nicht mehr zur Verfügung standen. Hinzu kamen die Frauen, die saisonal in den Gärtnereien und in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt waren.

---

126 Gesprächsprotokoll Schaefer

127 Gesprächsprotokoll Tomak

128 Gesprächsprotokoll Schaefer

129 Geschrächsprotokoll Upawez

130 StA Rtg., Gemeindevertretung Lintorf 12.4.57

131 StA Rtg., Gemeindeverwaltung Lintorf, Haupt- und Finanzausschuß, 12.4.57

132 HSTAD, NW 200-448

133 Rheinische Post Nr. 27, 1.2.1958, Ausländerlager wird aufgelöst

Die angeführte Pressenotiz der Rheinischen Post schreckte Tiefbaufirmen, Förstereien und landwirtschaftliche Betriebe derart auf, daß sie sich an die Lagerleitung wandten und die Besorgnis äußerten, „der Ausfall an Arbeitskräften nach der Lagerauflösung würde sich im Düsseldorfer und Mülheimer Bezirk äußerst bemerkbar machen. Ein Teil der Arbeitgeber macht sich bereits jetzt Gedanken darüber, ob und woher sie Ersatzkräfte erhalten werden."[134)]

Um sich das Arbeitskräftepotential zu erhalten, gingen nach Bekanntwerden der Lagerauflösungspläne verschiedene Großfirmen wie Henkel und Demag in Düsseldorf dazu über, den alleinstehenden „Heimatlosen Ausländern" werkseigene Unterkünfte zur Verfügung zu stellen.

Es meldeten sich aber lediglich 18 Männer für die Firmen Henkel und Demag, da eine geringe Neigung bestand, mit den deutschen Betriebsangehörigen zusammenzuleben. Man wollte sich aus der bisher bestandenen Gemeinschaft nicht lösen. Aus diesem Grunde ließen sich 19 Männer lieber ins Köln-Müngersdorfer Ledigenwohnheim einweisen, obwohl ihnen dort die Arbeitsplätze und die Bedingungen, die sie erwarteten, unbekannt waren.

Allein das Gefühl, in der vorher bestandenen Gemeinschaft bleiben zu können, leitete ihre Entscheidung. Letztendlich war es ihnen hier in ihrem eingeschränkten Handlungsrepertoire möglich, zumindest mitzuentscheiden, wohin ihre „Einweisung" erfolgte und mit wem sie zusammenblieben.

Bemerkenswert hinsichtlich der Stimmung der Lagerbewohner ist die Darstellung, daß sie die Auflösung mit Enttäuschung und Bedauern aufnahmen. Als Ursache ist hier der Verlust der vielen Arbeitsmöglichkeiten mit guten Verdiensten, einschließlich der zusätzlichen saisonabhängigen Einkommen der Frauen, zu sehen. Die vom Mietpreis her billige Lagerunterkunft mußte neben der Lagergemeinschaft aufgegeben werden.[135)]

Das vorausgegangene Stimmungsbild kann nicht generalisierend für die Lagerpopulation eingesetzt werden, dies würde der Individualität der Menschen nicht gerecht. Frau Szabo, die mit ihrem Mann drei Jahre im Lager lebte, betonte: „. . . wir sind mit Freuden ausgezogen." Hier spielt sicher die Einstellung zu dem jeweiligen Lager eine Rolle. Familie Szabo war vom ersten Tag an darauf aus, sobald als möglich das Lager gegen eine Privatwohnung tauschen zu können.[136)]

Bei den Kindern herrschte eher Freude auf das zukünftige neue Leben an einem anderen Ort vor als bei den Erwachsenen, die häufig mehrere Lager hinter sich gebracht hatten.

Ihnen erschien eine Änderung ihrer Lebenssituation nicht reizvoll genug, um die bestehenden Verhältnisse von sich aus zu ändern.

Die Schulkinder, „so gern sie der Schule wegen geblieben wären, einfach weil es ein Neubau war mit moderner Einrichtung, strahlten trotzdem fast alle beim Abschied, jetzt zogen sie doch in ihre neue Wohnung ein, in Häuser wie die der Deutschen, mit Treppenhaus, Balkon und Badezimmer, mit Keller und Speicher."[137)]

Am 1.4.1960 wurde das Lager nach der halbjährigen Kündigungszeit fristgemäß geräumt.

Die Baracken wurden nach und nach abgerissen. So mancher Lintorfer errichtete mit den Abbruchsteinen, die gegen ein geringes Entgelt erworben werden konnten, seine Garage.

Ruth Braun

---

134 HSTAD, NW 200-447

135 ebenda

136 Gesprächsprotokoll Szabo

137 Schulchronik, Kath. Schule I, Tgb. Nr. 211, 4.4.1960

Zwei Jahre als Lehrer in der Lagerschule

Während des letzten Krieges wurden in den von Deutschland eroberten osteuropäischen Ländern Männer und Frauen für die deutsche Rüstungsindustrie dienstverpflichtet. Sie wurden in Lagern in der Nähe der Rüstungszentren untergebracht und mußten für Deutschland Waffen herstellen, die gegen ihre Heimatländer eingesetzt wurden.

So entstand auch an der Rehhecke in Lintorf ein solches Lager. Nach dem Krieg waren in dem Lintorfer Lager Menschen verschiedener Nationalitäten untergebracht, wobei die polnische stark in der Überzahl war. Im Zuge der Zusammenlegung der Volksgruppen entwickelte sich das Lager in Lintorf zum, wie es im Volksmund hieß, „Polenlager", die offizielle Bezeichnung aber lautete: Wohnstätte für Ausländer - Lintorf - Nördlicher Zubringer.

Diese Menschen konnten nach Kriegsende nicht in ihre Heimat zurück. Sie wurden der Zusammenarbeit mit dem Feind beschuldigt und mußten mit einer harten Bestrafung rechnen. Es zeichnete sich ab, daß diese ehemaligen „Fremdarbeiter" in Deutschland bleiben würden. Dementsprechend wurden Maßnahmen entwickelt, um sie zu integrieren.

Die Schulpflicht ab Ostern 1952 für die Kinder aus dem Lager war eine dieser Maßnahmen. Die Johann-Peter-Melchior-Schule, zu deren Schulbezirk das Lager gehörte, mußte die schulische Betreuung der Kinder übernehmen. In der damaligen Schulsituation war das eine kaum zu bewältigende Aufgabe. Eine ältere Lehrerin - Fräulein Blenkers - fiel wegen Krankheit und anschließender Pensionierung aus. Es wurde aufgrund der verbleibenden Lehrkräfte lt. Schulchronik sogar eine Klasse von 72 Kindern (3./4. Schuljahr) geplant. Hinzu kam, daß das Schulgebäude wegen baulicher Mängel nur zum Teil benutzt werden konnte. Während schon seit längerer Zeit zwölf Kinder aus dem Lager frei-

Polnische Lagerkinder in ihrer Nationaltracht (Ostern 1956)

willig die Schule besuchten, wurden für das Schuljahr 1952/53 43 Kinder von dort angemeldet. Dazu lesen wir unter dem Datum 17.4.1952 in der Schulchronik: „Sollte in den ersten Tagen keine Ersatzkraft für Frl. Blenkers eintreffen, muß die aus den Ausländerkindern zu bildende Klasse bis auf weiteres von den vorhandenen Lehrkräften 'durchgezogen' werden." Es kamen mit Frau Eilau und Herrn Müller gleich zwei neue Lehrpersonen, und nun konnte die geplante 'Großklasse' geteilt und ich für die Ausländerklasse abgestellt werden.

Wie schon erwähnt, konnte die neue Klasse nicht im Gebäude der alten Johann-Peter-Melchior-Schule an der Speestraße untergebracht werden. Die Lagerverwaltung richtete eine Baracke als Klassenraum ein: Alte Zweier-Bänke wurden beschafft und eine große Tafel auf ein Dreibein montiert. Für den Lehrer gab es auch Stuhl und Pult.

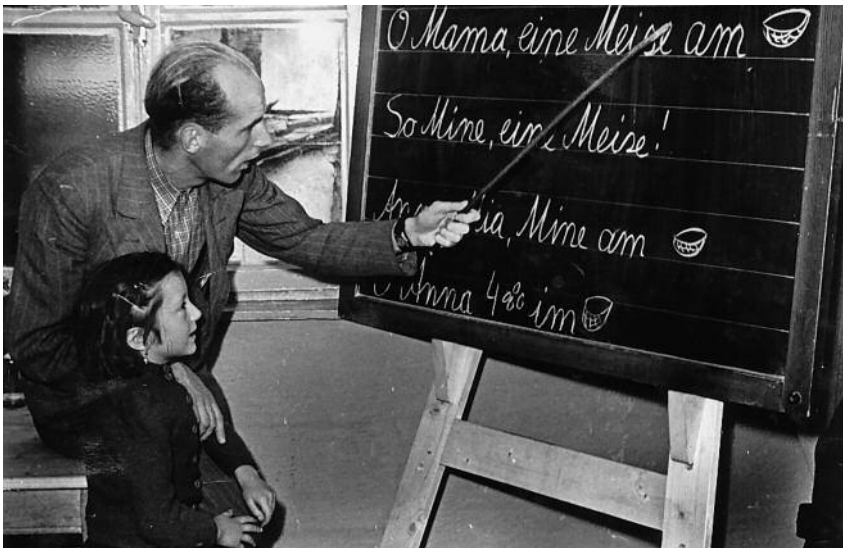
Der erste Schultag kam, die Eltern brachten die Kinder, der Lagerleiter, Herr Widrinka, der polnische Pfarrer Herr Kubica, die Kindergärtnerin, Frau Dlugocz, und ich, der Lehrer, empfingen die Schulneulinge.

Wie überall gab es unter ihnen schüchterne, ängstliche, die an Mutters Schürze festhielten und kecke, vorwitzige, die den fremden Lehrer ohne Scheu begrüßten. (Natürlich in ihrer Muttersprache!) Ich ahnte nur, was sie sagten, und antwortete meinerseits „guten Morgen". Die erste Hürde überwand ich mit Hilfe des Pfarrers. Er las die Namen der Kinder vor - für mich waren diese noch schwer aussprechbar - und so stellten wir die Anwesenheit der auf der Liste verzeichneten Schulneulinge fest. Ich begrüßte Kinder und Eltern, teilte ihnen einige organisatorische Dinge mit, der Pfarrer dolmetschte.

Eltern und „Honoratioren" wurden entlassen, und ich war mit den Kindern allein. Ich versuchte, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Ein schwieriges Unterfangen. Meine Kenntnisse der polnischen Sprache waren gleich null. Es war an diesem ersten Schultag für mich ein schwacher Versuch, herauszufinden, ob die Kinder, die ja in Deutschland geboren waren, schon etwas von dieser Sprache verstanden. Ich bemühte mich, sehr langsam und sehr deutlich zu sprechen und meine Worte mit entsprechenden Gesten zu begleiten. Nach ungefähr einer Stunde entließ ich die Kinder und bestellte sie für den nächsten Tag.

Zu Hause setzte ich dann meine schon früher angestellten Überlegungen fort: Wie fange ich es an, den Kindern die deutsche Sprache zu vermitteln? Die vorhandenen Hilfsmittel für den Unterricht (Bücher, Hefte, Arbeitsmittel, Anschauungsmaterial) waren auf eine solche Situation nicht eingestellt. „Deutsch für Ausländer" gab es noch nicht. In Eigenarbeit stellte ich mir Anschauungsmaterial her, wobei ich weitgehend das Umfeld der Kinder berücksichtigte: Lager, Baracke, Spielzeug, vor allem aber unseren Klassenraum.

Durch viel, immer wiederholtes Sprechen, einzeln und im Chor, „das ist ein Tisch, das ist ein Stuhl, das ist ein Fenster" bemühte ich mich, den Kindern ein Gefühl für die Sprache zu vermitteln. Das Gesprochene schrieb und malte ich an die Tafel, die Kinder 'malten' ab und 'lasen'. Das Bild dokumentiert den Unterricht in einem fortgeschrittenen Stadium. Langsam sah ich erste Erfolge. Unterstützt wurde ich bei meiner Arbeit durch die Kindergärtnerin, die auch die Schulkin-



Lehrer Schaefer beim Leseunterricht nach der Ganzheitsmethode

Weißer Sonntag im Lager. Lehrer Schaefer mit den Erstkommunionkindern

der in der unterrichtsfreien Zeit betreute und bei den Hausaufgaben half.

In diesem Zusammenhang fällt mir eine nette Anekdote ein: Der Schulrat hatte seinen Besuch in der Lagerschule angesagt. Er wollte sich ein Bild machen von den besonderen Umständen dieser Schule und sehen, wie ich als Junglehrer mit dieser Situation fertig wurde. Der damalige Schulrat L. hatte nun aber die Angewohnheit, bei den jungen Kollegen nach einiger Zeit den Unterricht selbst zu übernehmen und bis zum Ende der Stunde weiterzuführen. Gewöhnlich sagte er dann: „So kann man es auch machen, Herr Kollege, natürlich geht es aber auch anders.“ Auch beim Besuch meiner Lagerklasse übernahm Schulrat L. nach einer Viertelstunde den Unterricht und wandte sich freundlich an die Kinder. Doch schon nach zwei Minuten drehte er sich zu mir um und mit den Worten: „Herr Schaefer, übernehmen Sie bitte wieder“, überließ er mir die weitere pädagogische Betreuung ‘meiner’ Kinder. Auf die Arbeit mit Ausländerkindern war damals eben auch ein Schulrat nicht vorbereitet!

Hart wurde für mich die Arbeit, als nach einem Jahr eine zweite Klasse eingerichtet werden mußte und keine weitere Lehrkraft zugeteilt wurde. Ich unterrichtete notgedrungen beide Klassen, von 8 bis 10 Uhr das 1. Schuljahr und anschließend das zweite. Erst im November wurde uns eine Junglehrerin, Fräulein Schommertz, zugewiesen. Für sie als ‘Anfängerin’ eine kaum zumutbare Aufgabe. Leichter wurde unsere Arbeit nach Fertigstellung der neuen Schule am Weiher. Jetzt war auch Platz für die Kinder aus dem Lager.

Sie waren von nun an vormittags mit deutschen Kindern zusammen, spielten mit ihnen und lernten spielend Deutsch zu sprechen, ein ‘Zusatzunterricht’.

Polen war ein katholisches Land. Auch die Familien im Lager waren praktizierende Katholiken. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die kirchlichen Feste traditionsgemäß gefeiert wurden. Die kirchlichen Hochfeste Weihnachten, Ostern, Pfingsten fielen in die Schulferien. Sie wurden im Lager bzw. in den Familien gefeiert. Gute Erinnerungen habe ich aber noch an die Feste, die ich als Lehrer mitfeierte. Da war einmal der Fronleichnamstag: Festhochamt mit anschließender Prozession. Danach kam der Weiße Sonntag. Ungefähr 20 Kinder wurden, vom Pfarrer vorbereitet, zur Ersten Heiligen Kommunion geführt. An diesen und anderen Festtagen wurden Lager und Baracken auf Hochglanz gebracht, Straßen mit Grün, Fahnen und Girlanden geschmückt, die Sonntagskleidung (Nationaltracht) aus dem Schrank geholt und in den kleinen Behelfsküchen ein Festmahl bereitet. Von dessen Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit war ich überrascht, besonders, wenn ich die Umstände in Betracht ziehe, unter denen die Familien lebten. Für die Kinder allein war der 6. Dezember jeweils ein großer Tag. Der Nikolaus kam. Seine mahnenden, aufmunternden und lobenden Worte hörten die Kinder gern, aber ebensogern nahmen sie die Gaben in Empfang, die der Nikolaus durch seine Helfer verteilen ließ.

Nach 1954 feierten die Kinder des Lagers die Feste der Schule zusammen mit ihren deutschen Mitschülern. Eines davon möchte ich hier nur erwähnen. Bei der Verabschiedung des Schulleiters Emil Harte bereicherten die polnichen Kinder das Programm des Festabends durch Volkstänze in ihrer Tracht. Die Jahre in der Lagerschule waren schwer, ich habe aber auch viel gelernt für meine spätere Arbeit als Lehrer.

Karl Schaefer

Der Nikolaus kommt in die Lagerschule. Links von ihm Frl. Schommertz und Lehrer Schaefer, rechts Pfarrer Kubica und Lagerleiter Widrinka

Eine Kindheit in Hösel

Meine frühesten Kindheitserinnerungen setzen intensiv an dem Tag ein, als mein ältester Bruder Gerhard im Frühjahr 1945 wegen der bevorstehenden Evakuierung begann, im Garten unseres Häuschens in Arnheim Fallgruben auszuheben, „damit die Engländer da reinfallen!“ Und dann ging es auch schon Hals über Kopf: Im Flur standen Kisten und Koffer bereit, die seit Tagen gepackt waren, ein Lkw der deutschen Wehrmacht fuhr vor, wir wurden mit Sack und Pack (+ 5 Kindern) aufgeladen und ab ging's in Richtung Deutschland (mein Vater blieb zurück). Dann erinnere ich mich noch an Wesel, das lichterloh in Flammen stand, eine Irrfahrt mit einem Flüchtlingszug kreuz und quer durch Deutschland, Tieffliegerangriffe auf den Zug und einen kurzen Aufenthalt auf einem Bauernhof in der Nähe von Kulmbach, wo wir das Ende des Krieges erlebten. Dann ging's irgendwann zurück nach Düsseldorf zur Franklinstraße, wo wir bei Oma und Opa Melcher (den Eltern meiner Mutter) einquartiert wurden. Auch hier war sehr viel bombardiert worden, und wir Kinder machten uns den lebensgefährlichen Spaß, in den Trümmern zu spielen und in der gegenüberliegenden Schule, die von einem Fliegerangriff völlig zerstört war, im Keller nach Büchern zu suchen. Schließlich kamen wir im Frühjahr 1946 nach Hösel.

Zuerst blieben wir noch einige Tage in diesem Flüchtlingszug, der sehr voll mit Menschen aus allen Teilen des ehemaligen Großdeutschen Reiches war, vorwiegend aber aus den Ostgebieten. Ich denke, daß man hier in Hösel erst einmal nach einer Unterbringungsmöglichkeit für so viele Menschen suchen mußte. Schließlich wurden wir in der Baracke an der Württembergstraße, Ecke Hessenstraße untergebracht.

Hier begann eine Zeit, die ich trotz der vielen Entbehrungen niemals mehr missen möchte, weil sich nämlich das Sprichwort bewahrheitete, daß Not zusammenschweißt.

Die ehemalige Wehrmachtsbaracke in der Nähe des Höseler Bahnhofs diente nach dem Krieg als Unterkunft für Flüchtlinge

Diese ehemalige Wehrmachtsbaracke lag direkt am Waldesrand, hatte allerdings - im Gegensatz beispielsweise zu den von der Organisation Todt erstellten Baracken „Am Sondert“ (die übrigens heute noch stehen) - keinen gemauerten Unterbau. Von einem Mittelgang gingen nach beiden Seiten Türen zu den Wohneinheiten. Davor stand im rechten Winkel eine weitere Baracke, in der sich gleich nach Kriegsende eine Firma für Elektro-Installationen etabliert hatte (manchmal hat Herr Wolff mich gebeten, seine Briketts im Lager aufzustapeln, dafür bekam ich dann ein paar Äpfel oder 50 Pfennige). In einiger Entfernung befand sich ein kleineres Gebäude mit den Toiletten.

Das Leben in der Baracke war in Anbetracht des allgemeinen Elends einigermaßen erträglich - abgesehen davon, daß zwei sehr kalte Winter folgten, mit Temperaturen bis zu -20 Grad und einer Schneehöhe bis zu einem Meter. Wir Kinder hatten jedenfalls unseren Spaß daran.

Zudem boten die umliegenden Wälder Brennholz in Hülle und Fülle, und in einem Umkreis von etwa einem Kilometer waren die Wälder nie wieder so aufgeräumt wie in jenen Jahren. Einmal hat uns der Oberförster Busen das Beil abgenommen und um den Besuch meines Vaters gebeten (der aus amerikanischer Gefangenschaft zurückgekommen war). Er brachte es dann spätabends zurück, und nach seinem fröhlichen Aussehen zu urteilen, nehme ich an, daß sich die alten Haudegen sehr angeregt bei einem Gläschen (oder zwei?) über Reisigsammelscheine, Waldfrevel und ähnlichen Blödsinn unterhalten haben. Wir gingen dem Herrn Oberförster von da an aus dem Wege - beziehungsweise er uns!

Zuweilen hielt auch ein Kohlenzug auf dem Abstellgleis vor dem Höseler Bahnhof. Das ging dann jedesmal wie ein Lauffeuer durch die Baracke, und alles hastete mit Eimern und Säcken dorthin, bevor die Wagen abgeladen oder zum Weitertransport rangiert wurden. Das war immer ein fröhliches Gewimmel!

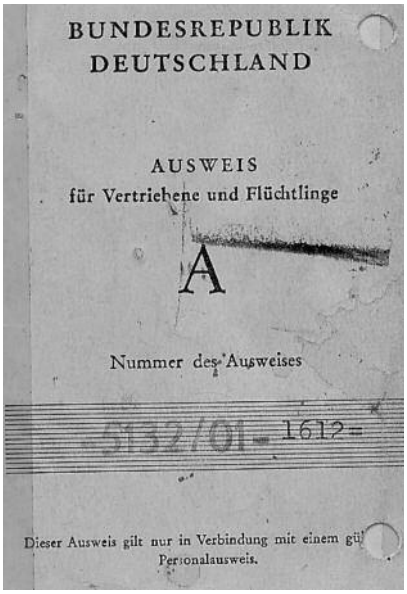
Manchmal war es sogar ganz romantisch in dieser Behausung, beispielsweise bei starken Gewittern. Rund um die Baracke standen hohe Bäume, so daß ein Blitzeinschlag kaum zu befürchten war. Wir verkrochen uns dann auf den Strohmatratzen unter die alten Wehrmachtsmäntel und was wir sonst so zum Zudecken hatten, lauschten dem Komm mit!-Komm mit! eines Käuzchens vor

dem Fenster, erzählten uns Spukgeschichten und schliefen dann irgendwann von dem monotonen plink-ploink-plank ein, das die durch's Dach fallenden Regentropfen in den überall aufgestellten Blechdosen verursachten und dabei ganz eigenartige Melodien erzeugten. Das Dach konnte lange Zeit nicht repariert werden, da Dachpappe - wie vieles andere - Mangelware war.

Wie es meiner Mutter gelang, uns Kinder immer noch satt zu kriegen, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben. Aber es gab viele Möglichkeiten, im Laufe des Jahres den Küchenzettel zu ergänzen, nämlich durch große Mengen von Pilzen aus den umliegenden Wäldern, Blau- und Brombeeren, Holunder, Bucheckern, Äpfel und Birnen, Eßkastanien (um diese zu stehlen, liefen wir barfuß bis zum Schloß Linnep). Die Nachbarn machten aber in der Regel nicht nur gute Miene zum bösen Spiel, sondern brachten uns hin und wieder sogar etwas.

Auch konnte man auf den umliegenden Bauernhöfen in den Ferien beim Kartoffellesen und bei der Getreideernte helfen, wofür dann Kartoffeln, Korn oder Mehl angeliefert wurden.

Ich weiß nicht, ob es zu jener Zeit schon ein 'Sozialamt' gab, aber es wäre auch nicht vonnöten gewesen, da einer dem anderen half, und ab und zu gab es sogar ein CARE-Paket, das wiederum


BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

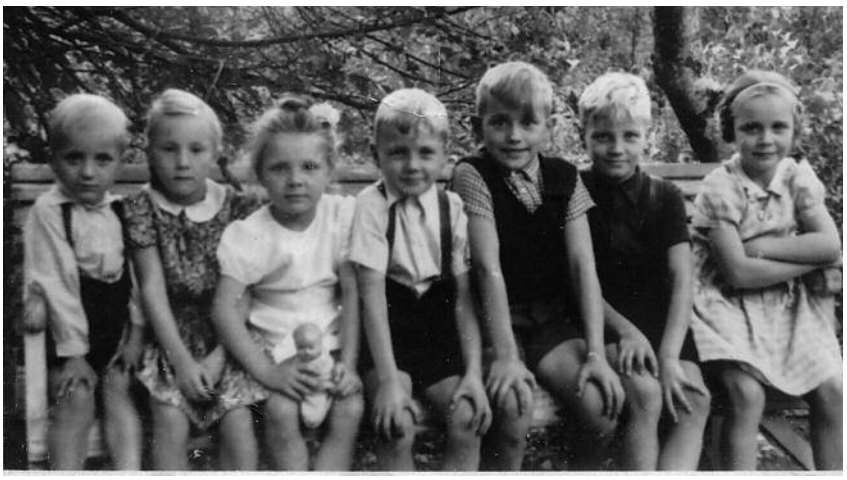
AUSWEIS
für Vertriebene und Flüchtlinge

A

Nummer des Ausweises

5132/01 - 1612 -

Dieser Ausweis gilt nur in Verbindung mit einem gü
Personalausweis.



Baracken-Kinder und ihre Freunde im Sommer 1947
Von links nach rechts: Wilfried Dymarkowski, Elfriede Jakubeit, Liesel Bluhm, Eduard Kraft, Herbert Poppelreuter, Günther Kraft, Holde Bluhm

unter den Bewohnern der Baracke geteilt wurde.

Schon gleich nach dem Einzug in die Baracke begannen wir, das Gelände zu erkunden. Diesseits der Eisenbahn boten sich herrliche Möglichkeiten für uns Kinder, im Wald zu spielen. Auf der anderen Seite der Bahngeleise war es schon etwas gefährlicher: Dort standen noch ausgebrannte Panzer und Wehrmachtsfahrzeuge, auch lag viel weggeworfene Munition in den Schützengräben herum, die wir manchmal des Spaßes wegen auf die Bahnschienen legten, bis uns der Bahnwärter Hermann Poppelreuter einmal ein sehr ernstes Wort sagte. Dann passierte an einer anderen Stelle in Hösel ein schweres Unglück mit diesen Überbleibseln des Krieges (vgl. Beitrag von Rolf Großterlinden in der 'Quecke' Nr. 62 (1992), S. 39-42), so daß wir von da ab um Panzerfäuste, Handgranaten und Minen einen großen Bogen machten. Den ungefährlichen Schrott (z.B. leere Kartuschen) konnten wir beim Altmetallhändler, der regelmäßig mit seinem Tempo-Lieferwagen vorbeikam, z.B. gegen ein Paar Schuhe oder andere nützliche Dinge tauschen.

Jenseits des Eickelscheider Baches stand noch eine weitaus größere Unterkunft für Flüchtlinge, das sog. „Waldlager". Hier waren meines Wissens vor allem Ausgebombte aus dem Ruhrgebiet untergebracht, die ziemlich aggressiv waren - wahrscheinlich deswegen, weil sie mit einer bedeutend größeren Zahl von Menschen auf so engem Raum leben mußten. Anfangs haben wir uns des öfteren mit ihnen herumgebalgt und uns meistens ein paar blaue Flecken eingehandelt, weil sie immer in der Überzahl anrückten. Dann hat mein älterer Bruder aber einmal einen ihrer Rädelsführer auf dem Bahnhofsvorplatz alleine erwischt und ihm handgreiflich erklärt, wo ab sofort die Grenze verlief - seitdem war das Verhältnis eher friedlich, und später haben die Jungens uns sogar geholfen, wenn es auf der Kirmes einmal dicke Luft gab. Diese Kirmes fand damals auf dem Höseler Bahnhofsvorplatz statt.

Da wir sechs (später sieben) Geschwister waren, hatten wir niemals Langeweile. Auch kamen die Kinder der Nachbarschaft gerne zu den 'Barackenkindern', weil immer etwas los war. Allerdings wurde das Wort 'Flüchtling' hin und wieder auch mit einem etwas abfälligen Beiklang gebraucht, worüber besonders meine Mutter sehr traurig war, hatte sie doch ihre gesamte Habe und vor allem ihre geliebte Heimat Lausitz verloren.

Abends setzte man sich dann zusammen und spielte Schwarzer Peter, Mensch-ärgere-Dich-nicht, Halma usw. - mir ist es aber nie gelungen, Frau Dymarkowski von gegenüber im Mühle-Spiel zu schlagen. Oder der lustige Schneider Albert Joksch kratzte auf seiner Fiedel herum, jemand spielte auf der Mundharmonika, mein Bruder Gerhard auf dem Schifferklavier oder Rudi haute

‘mal wieder auf seine HJ-Trommel, die er durch alle Wirren gerettet hatte.

Zusammenfassend kann ich sagen, daß ich diese Zeit nicht missen möchte, alleine schon aus dem Grund, weil es noch keine Fernsehgeräte gab. Insofern sind die Kinder heute eigentlich zu bedauern, weil sie mit allen Arten von technischen Spielereien so überhäuft werden, daß sie eigentlich nichts mehr mit sich selbst anzufangen wissen, keine wirklichen Freundschaften mehr entwickeln und genötigt sind, ihre Aggressionen auf dem Spielplatz oder dem Schulhof abzubauen. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, daß es jemals eine Prügelei gegeben hat in der Absicht, jemanden ernstlich zu verletzen.

Im übrigen haben wir noch längere Zeit Kleidungsstücke der Wehrmacht aufgetragen - ich selbst war ganz stolz auf eine lederne U-Boot-Jacke (aus der Räumung eines Wehrmachtslagers in Bayern). Später einmal haben mich hier im Wald liegende

Eduard Kraft im Jahre 1948 vor der Baracke. Die Kleidung stammt aus Wehrmachtsbeständen

englische Besatzungssoldaten ganz neidisch angeguckt, wenn ich sie mit Braunhemd, schwarzem Halstuch und Lederknoten besuchte, um wieder einmal eine Packung „Senior Service“ für meinen Vater zu ergattern. Ansonsten waren die ‘Tommies’ aber sehr freundlich zu uns Kindern, gaben uns auch gerne Schokolade und anderes und

Eduard Kraft um 1950. Im Hintergrund sieht man die Baracke

waren froh, wenn sie eine deutsche Frau fanden, die ihnen einmal ein Oberhemd bügelte, wenn sie am Wochende zum Tanzen gehen wollten. Im übrigen hielten sie sich auf Distanz, und mein Vater versuchte mir einmal zu erklären, daß die Engländer wahrscheinlich selbst nicht wüßten, ob sie den Krieg nun gewonnen oder verloren hätten. Viel später habe ich gelesen, daß es ihnen - zumindest eine Zeit lang - verboten war, mit der einheimischen Bevölkerung zu „fraternisieren“.

Im April 1946 kam ich in die Höseler Volksschule (die heutige Wilhelm-Busch-Schule). Auch hier herrschte aus verständlichen Gründen drangvolle Enge. Einmal gab es zu dieser Zeit noch viele kinderreiche Jahrgänge, zum anderen fehlte es an Lehrkräften, da ehemalige Parteimitglieder nicht mehr unterrichten durften. Daher wurden mehrere Jahrgänge in einer einzigen Klasse unterrichtet. Dies hatte aber auch die positive Wirkung, daß Schüler z.B. der 3. Klasse meist auch schon den Lehrstoff für die 4. Klasse kannten. So war das Leistungsniveau nach meiner Einschätzung hoch, und es war schon ungewöhnlich, wenn ein „Sitzenbleiber“ vorkam. Mein Vater war sichtlich erfreut, als ich einmal mitten im Schuljahr eine Klasse höher gesetzt wurde, weil „er (Eduard) sowieso immer mit dem älteren Bruder die Schulaufgaben macht“. Herzerfrischend war auch, daß wir uns mit den anderen Kindern schöne Sätze ausdachten oder aus Büchern heraussuchten, die wir dann (natürlich leicht verändert) in die deutschen Aufsätze einbauten. Einer spukt mir noch heute im Langzeitgedächtnis herum und lautet „...und in den frischbelaubten Bäumen bringen buntgefiederte Sänger ihr erstes Frühlingsständchen.“ (zum Thema „Der Lenz ist da!“). Bedauerlicherweise mußten zwei Schüler ihre Hausaufgaben vorlesen, die haargenau den gleichen Text hatten. Da wurde Rektor Von den Eichen (genannt ‘Knubbel’) aber ungehalten, und sein gefürchteter Rohrstock tat wieder einmal seine Pflicht.

Alsbald hatte sich das dörfliche Leben in Hösel wieder normalisiert. Es gab einen Turnverein, einen Gesangverein, sogar ein Kino (in der ‘Boltenburg’), im Frühling wurde ein Maibaum vor der Feuerwache aufgestellt... kurzum: Es begannen die ‘Goldenen Fünfziger Jahre’.

Im Jahr 1952 wurden die Häuser Am Graben und an der Bismarckstraße gebaut, und auch wir zogen aus der Baracke aus, die für uns trotz der widrigen Umstände so lange zu einer neuen Heimat geworden war. Sie steht nun schon lange nicht mehr, auch nicht die uralte Hainbuche davor, auf die ich so oft geklettert bin und von der ich jeden Zentimeter Rinde kannte - noch jedesmal, wenn meine Spaziergänge mich heute dorthin führen, wird mir’s wehmütig ums Herz.

Eduard Kraft

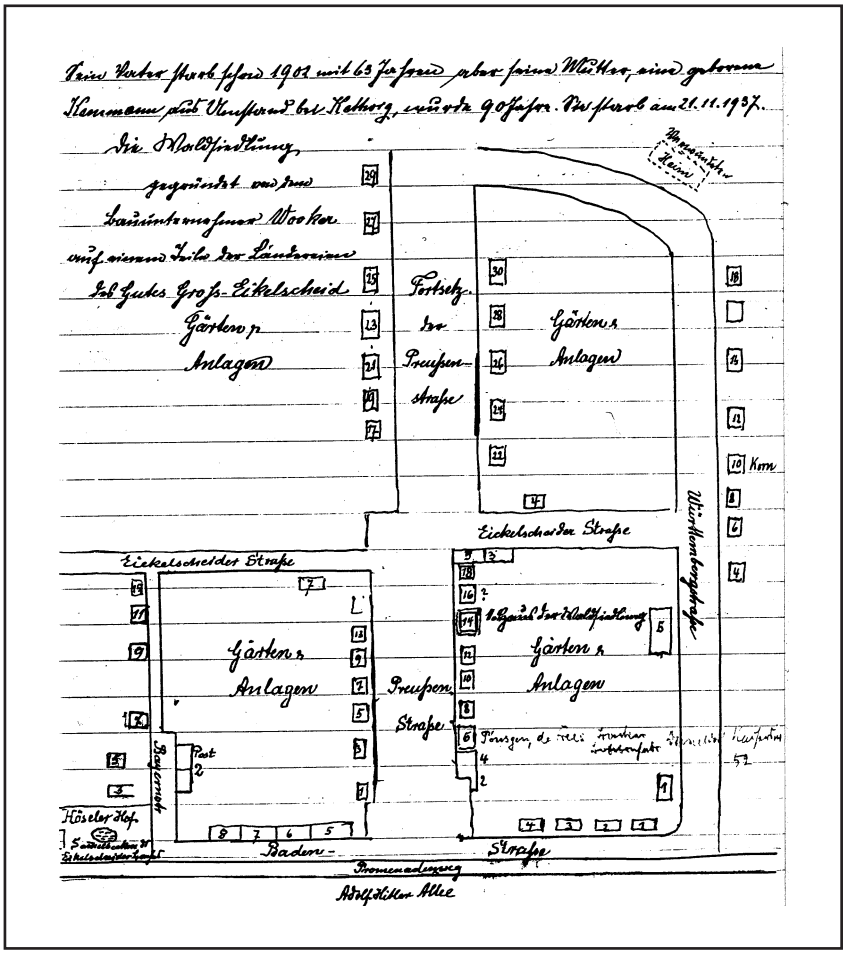
Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Ende des ersten „Lernausflugs“

Klassenraum der alten evangelischen Schule um 1905. Im Hintergrund Lehrer Peter Vogel unter den Porträts der kaiserlichen Familie. In der ersten Reihe ganz rechts Ernst Kuwertz, der Vater des Bearbeiters

Auch in dieser Ausgabe der „Quecke“ soll wieder ein Auszug aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel (1866-1948) veröffentlicht werden, die dieser in den Jahren 1940 bis 1944 für die Höseler Schuljugend verfaßt hat. Peter Vogel wollte seinen Schülern durch fünf „Lernausflüge“ ausführliche Kenntnisse über die Beschaffenheit und die Geschichte ihres Heimatortes sowie der Landschaft um Hösel vermitteln. Nachdem in den beiden vorhergehenden Ausgaben der „Quecke“ (Nr. 63 vom Dezember 1993 und Nr. 64 vom Dezember 1994) der erste „Lernausflug“ begonnen und fortgesetzt wurde, soll hier nun das Ende des ersten Ausflugs beschrieben werden. Die Schilderung des ersten „Lernausflugs“ in der vorigen „Quecke“ (Nr. 64 vom Dezember 1994) endete mit der Erwähnung des Hofes Großeickelscheid an der heutigen Bahnhofstraße. Peter Vogel berichtet kurz über die Entstehung der Waldsiedlung auf den Ländereien dieses Hofes und spricht von dem Düsseldorfer Bauunternehmer Woker, der diese Siedlung schon vor dem ersten Weltkrieg begründete. (Siehe auch „Quecke“ Nr. 61 vom November 1991, S. 64-73). Auf Seite 32 der Aufzeichnungen Peter Vogels findet sich nun eine Skizze dieser Waldsiedlung, in der die schon vorhandenen Häuser mit ihren Hausnummern verzeichnet sind. Die nächsten Seiten wurden freigelassen, so daß wir annehmen können, daß Peter Vogel seine Aufzeichnungen zu einem späteren Zeitpunkt ergänzen wollte, nachdem er Erkundigungen über die Bewohner der Häuser eingeholt hatte. Zu einer Niederschrift ist es aber nicht mehr gekommen. Trotzdem geben wir die Skizze an dieser Stelle wieder um zu zeigen, wie weit die Bebauung der Waldsiedlung um 1940 bereits fortgeschritten war.

Der erste „Lernausflug“ soll nun mit der Schilderung des Bahnhofsvorplatzes fortgesetzt werden:

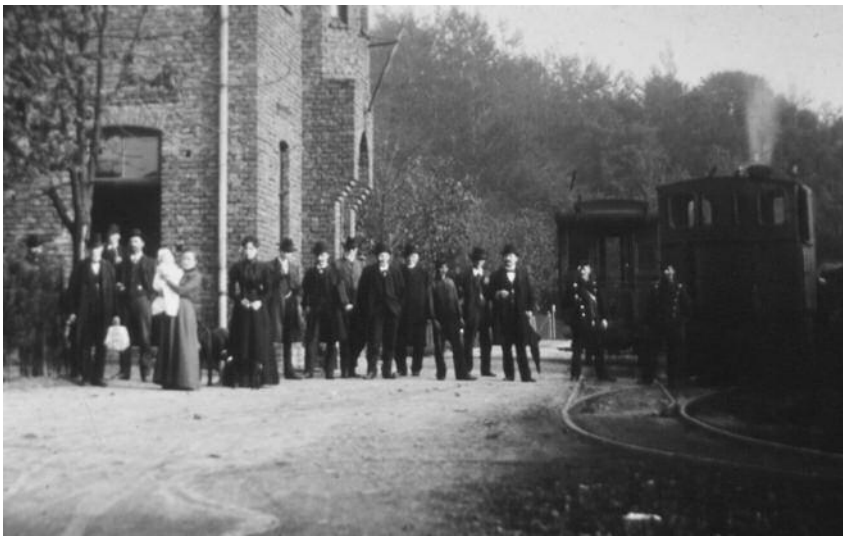


Der Bahnhofsvorplatz

Zum Bahnhofsvorplatz gehören folgende Gebäulichkeiten. Nr. 1 das Familienhaus, das 1870 mit dem Bahnbau errichtet wurde.[1] Darin wohnen folgende Familien, deren Oberhaupt auf der Bahn beschäftigt sind: Familie Tillmann, Familie Schönauer u.a. Nr. 2 das Beamtenhaus:[2] Hier wohnen die Familien des Vorstehers Baumann und Fink. Baumanns einziger Sohn fiel bei dem Sturm auf Warschau am 26. September 1939 als erster von Hösel in dem großen Völkerringen. Nr. 3 ist der Bahnhof selbst[3], der dem zunehmenden Verkehr entsprechend öfters umgebaut und erweitert wurde. Nr. 4 ist die Gastwirtschaft der Frau Rademacher.[4] Sie entstand bei dem Bau der Kleinbahn von Heiligenhaus nach Hösel[5] und wurde von Eugen Gerhard erbaut. Das 5. Gebäude am Bahnhofsvorplatz ist die Güterabfertigungsstelle[6], die Hugo Kehrmann lange Jahre hindurch bekleidete. Zum Bahnhofsvorplatz kann man wohl auch noch das Häuschen rechnen, was links vom Bahnkörper liegt, dem Stellwerk gegenüber, das auf Ratingen zu am Wald liegt und in dem der Bahnangestellte Poppelreuter mit seiner Familie wohnt.[7]

Die Bauten Nr. 2, 3 und 5 stehen auf angeschüttetem Boden. Der Eickelscheider Bach, der aus dem Sammelbecken im Gebiete des Höseler Hofs sein Wasser erhält,[8] hatte hier mit einem Nebenbach, der im Plattdeutschen „Leienbek“ genannt wurde (Lei = Schiefer, Lorelei, Erpeler Lei also Schieferbach), der aber durch den tiefen Bahneinschnitt vertrocknete, eine tiefe, wilde Schlucht gebildet, die vom Stellwerk beim Bahnübergang bis fast zu dem Stellwerk, das eben erwähnt wurde, sich ausdehnte. Sie wurde von den alten Eingesessenen die Russenschlucht genannt, weil dorthin 1813 und 1814 die kleinen Leute ihr Kleinvieh in Sicherheit brachten vor den stehlenden Russen, denn sie fürchteten sich vor den Russen als Verbündete mehr als vor den Franzosen als Feinde. Die Schlucht war dicht mit Unterholz und Hochwald bestanden. Davon ist nichts bei dem Bahnbau übriggeblieben. Der dicke Buchenbaum[9], der dem Bahnhofe gegen-

Der Höseler Bahnhof im Jahre 1912. Ganz links das sogenannte Beamtenhaus



Der „Püffer“, die Kleinbahn von Heiligenhaus nach Hösel, an der Endhaltestelle vor der Gaststätte „Waldeslust“ in Hösel. Aufnahme von 1902.

Die Gaststätte „Jägerhof“ um 1935

überliegt und zum Jägerhof[10] gehört und auf dem Rande der Schlucht stand, ist wohl noch der einzige Zeuge aus der Zeit vor 1870. Wenn diese Buche reden könnte, sie wüßte uns noch manches zu berichten. Die ganze weite Schlucht wurde, als der tiefe Einschnitt und der Tunnel angelegt wurden, mit dem Schiefergestein, das hier entfernt werden mußte, ausgefüllt. Wer daran mitgeholfen hat, ist zu lesen auf Seite 18 (die letzten 3 Zeilen) und auf Seite 19[11] (die 5 ersten Zeilen). Durch die Ausfüllung der Schlucht mußte dem Eickelscheider Bach ein anderes und höher gelegenes Bett angelegt werden. Das ging ganz nahe an der Tapetenfabrik[12] vorbei und ist durch den Bau dieser Fabrik ganz zugedeckt worden. Schräg unter dem Bahnübergang baute man ihm einen festen Durchlaß, der kürzlich zu einem Luftschutzaufenthalt[13] für die nahen Bewohner umgestaltet wurde. Der Eickelscheider Bach hat das neue Bachbett nie benutzt. Er suchte sich durch das lose Schiefergestein wieder sein altes bequemeres Bett und kommt nun nach einem langen, finsteren Lauf jenseits der Fabrik von Ferdinand Ernesti[14] als große, machtvolle Quelle mit reichlichem Wasser wieder ans Tageslicht und hüpft vor Lust, daß er sein altes Bachbett wiedergefunden hat. Das führt durch einen tiefen Einschnitt, der mit dem schönen Waldweg fast bis zum Krummenweg parallel läuft. Die evangelischen Bewohner, die am Sonntag von Hösel aus den Gottesdienst in Linnep besuchen wollten, mußten den Bach auf einer kurzen Strecke zweimal überschreiten, einmal da, wo der Eickelscheider Bach die Rohrleitung verläßt[15], die mit ihrem letzten Teil durch die Unterführung unter der Landstraße hergeht. Hier ist ein Teil des alten Kirchenweges noch gut erhalten und auch, wie er sich zum Bach hinabsenkt, ihn überschreitet, dann wie er wieder hinter Radtkes Verkaufsbude bergan steigt[16] und zuletzt, wie er sich ziemlich steil herabsenkt zu der jetzt ausgefüllten Schlucht; da, auf der Schluchtsohle, mußte man zum zweiten Male über den ziemlich breiten Bach springen[17]. Das konnte die kleine Ida von Bruchhausen[18] nicht, als sie, 12-jährig, den kirchlichen Religionsunterricht in Linnep besuchen mußte.

Da ließ der alte Großvater Stinshoff, der 1887 starb, 2 Holzbrücken über den Eickelscheider Bach an den bezeichneten Stellen schlagen, damit sein kleines Töchterlein trockenen Fußes den Bach überschreiten konnte. Klein Tante Ida war von 10 Kindern, 7 Knaben und 3 Töchtern, die 3. Tochter und das vorletzte Kind. Das letzte Kind war Ernst Stinshoff, der 1937 starb und fast 25 Jahre Vorsteher der Gemeinde war. Er erzählte, daß seine Schwester Ida als kleines Kind vor einem wild im Hofe herumlaufenden Schwein einen solchen Schrecken bekommen habe, daß Arme und Beine im Wachstum zurückgeblieben seien. Daher wurde sie klein Tante Ida genannt.

Wir setzen nun unsere Studienreise fort, überschreiten die Bahngleise, besuchen noch eimal eben die Stelle, wo der Eickelscheider Bach seinen unterirdischen Lauf vollendet, gehen dann wieder zurück, überqueren die Land-

straße an der Garteneinfriedung des Familienhauses vorbei, die hier aus Zementplatten besteht.

Wir wenden unsere Blicke zu dem schönen Tannenwald zur Linken und fort von der unschönen einförmigen Zementmauer[19], bis wir die Bahnstrecke wieder erreicht haben. Dann weitet sich wieder unser Blick. Jenseits des Bahngleises erfreut uns der Anblick eines gut gepflegten Buchenhochwaldes. Wir kennen ihn schon. Wem gehört er ?

Dann betrachten wir verwundert das sich immer mehr senkende Doppelbahngleis. Da rasselt es am nahen Signalmast. Der Flügel geht hoch. Woher wird wohl ein Zug kommen? (Von Kettwig).

Wir wollen schnell gehen, daß wir sehen können, wie der Zug aus dem Tunnel kommt. Links begleitet uns noch eine Strecke weit der dunkle Tannenweg und ungefähr auf der Mitte unseres Weges bis zum Tunnel geht der Tannenwald zu Ende und ein prächtiger Buchenwald schließt uns bis zum Tunnel ein. Während des 1. Weltkrieges ist ein Teil des Tunnels fortgeräumt worden. Ihr seht hier, wo früher die Einfahrt oder respektive die Ausfahrt war und könnt auch noch an stehengebliebenen Grundmauern sehen und an der neuen Einfahrt, wie groß der Teil gewesen ist, der abgeräumt werden mußte[20]. Die Aufsichtsbeamten, die auch regelmäßig den Tunnel abschritten, hörten an der jenseitigen Tunnelwand ein unheimliches Knistern und konnten den Grund desselben sich nicht erklären. Hinzugezogene Fachleute erklärten, daß das Knistern von dem Druck der sich in Bewegung gesetzten Bergwand herrühren müßte und derselbe könnte sich so verstärken, daß davon die Tunnelwand eingedrückt werden könnte. Um ein Eisenbahnunglück zu vermeiden, müßte dieser Teil des Tunnels abgebrochen werden. Wie hat man die Erde und das Gestein weggeschafft? An der gegenüberliegenden Bergwand wurde ein Bahngleis angelegt. Die Fachleute behielten recht. Kurze Zeit nach der Abtragung des bezeichneten Teiles des Tunnels setzte sich ein Teil des Abhanges in Bewegung, drückte die stehengelassenen Grundmauern fort und bedeckte das erste Gleis mit einem großen Geröllwall. Das geschah glücklicherweise am Tage in der Zeit, in der das Gleis frei war. Es wurde sofort gesperrt, und zwar so lange, bis die Aufräumungsarbeiten dauerten. Es wurde der Verkehr eingleisig fortgesetzt. Das ist ein Beispiel von vielen anderen, wie unsere Eisenbahnverwaltung für die Sicherheit des Verkehrs sorgt. Ein bekannter und befreundeter Amerikaner, Mr. Wright, Professor der deutschen Sprache an der Kase Schule in Cleveland, der alle Länder Europas bereist hatte, gestand mir, daß er in keinem Lande Europas, auch nicht in Amerika, die Bahnfahrten mit einem Gefühl der Sicherheit und Beruhigung zurückgelegt habe wie in Deutschland.

Bis vor kurzem war auch der Schützengraben noch sichtbar, in dem die Franzosen am 11.1.1921 bei der Besetzung des Ruhrgebietes das Maschinengewehr zum Schutze oder zur Bewachung der Tunneleinfahrt stehen hatten. Nachdem wir an einer geeigneten Stelle, von wo aus wir die Einfahrt des Tunnels gut übersehen konnten, kurze Zeit gelagert hatten und beobachtet hatten, wie ein Personenzug aus dem schwarzen Loch herauskroch und sich anstrengen mußte, um auf die Höhe des Bahnhofes zu kommen, und wie ein Zug in schneller Fahrt mit einem scharfen Pfiff einfuhr und bald verschwand, setzten wir unsere Wanderung fort. Wir überquerten den Fahrweg und setzten im Gänsemarsch auf dem schmalen Fußweg unseren Marsch fort bis zu dem Eingang zu dem Hofe an der Thüsen. Welche Hausnummer trägt das Haus? (Nummer 15[21]). Der Kotten reicht mit seinen Ländereien bis an die Kettwiger Straße[22]. Vom Anfang der Kettwiger Straße[23] an der Adolf-Hitler-Allee[24] bis hierher ist das der 15. Bauplatz, aber der erste bebaute Platz. Wo werden wohl keine Häuser gebaut? Warum nicht? (Fideikommiß = unveräußerliches und unteilbares Erbgut des Freiherrn von Fürstenberg auf Hugenpoet). Wo nur kann gebaut werden? Zeigt von hier aus die Lage des Bahnhofes Hösel! Wir sind auf der Adolf-Hitler-Allee von der Schule aus zum Bahnhof Hösel gewandert.

Wo liegt von der Thüsen aus die Schule? Welche Himmelsrichtung ist das? (südlich) Von der Schule aus gesehen liegt der Tunnel im Norden von Hösel. Zeigt die Einfahrt, die Ausfahrt.

Die Bahnstrecke bildet ungefähr die nordwestliche Grenze von Hösel. Über den Tunnel mit der Bahnstrecke hinaus nach Norden hin liegt der Kotten an der Thüsen mit seinen dazugehörigen Ländereien, und das Gehöft liegt an der äußersten Nordseite ziemlich weit ab von der Kettwiger Straße[26], und doch wird es zur Kettwiger Straße[27] gehörig bezeichnet. Wenn ihr auf dem Spielplatz bei der Schule nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung, also nach Süden seht, dann erblickt ihr den Turm von welchem Dorf? Zwischen Hösel und Homberg liegt ein Tal. Wie heißt es und wie heißt der Bach, der dadurch fließt? Der Angerbach bildet bis zum Steinkothen[28] die Südgrenze von Hösel. Von hier aus geht die Grenze durch eine Senke an der Eule[29] an der Hasper[30] vorbei,wo Keienburg wohnt, bis zum Dickelsbach, der bei der Unterführung unter der Bahnstrecke auch unter dem Bahnkörper seinen besonderen Durchlaß hat. Das alles wird auch noch auf den weiteren Spaziergängen gezeigt. Wer ist nun der Besitzer des Kottens an der Thüsen? Die katholische Familie Mühlsiepen. Sie besitzt schon über 200 Jahre dieses landwirtschaftliche Gut[31].

Der Kotten an der Thüsen gehörte wie die Hasper ursprünglich zu Landsberg[32]. Der frühere Besitzer von Landsberg, Freiherr von Beveren verkaufte am 10. November 1742 an den damaligen Pächter des Hofes Thüsen mit Namen Johann Mühlsiepen für 600 Reichsthaler diesen Kotten. Einige Monate später, am 26. 3. 1743, verkaufte der Freiherr von Beveren seinem „ehrsamen Dohm im Hofstall und dessen Ehefrau von der kleinen Hausen in Homberg“ die Hähskaul oder Haisper oder Hasper[33]. Darüber noch weitere Nachrichten bei

einem späteren Spaziergang. Der Kotten an der Thüsen ist nächst dem Gute Bruchhausen[34] der zweite landwirtschaftliche Hof, auf dem sich dieselbe Bauernfamilie schon über 200 Jahre gehalten hat. Der erste Eigentümer des Kottens an der Thüsen wurde der vorherige Pächter am 10.11.1742 Johann an der Thüsen. In dem Kaufakt wird er noch mit dem Hofnamen angeredet, aber als Besitzer hat er dafür gesorgt, daß

Der Hof Thüsen im Jahre 1979
(Aufnahme: Theo Volmert)

er mit seinem eigentlichen Familiennamen Mühlsiepen angesprochen wurde. Und so haben es auch alle seine Erbnachfolger gehalten. Der zweite Hoferbe hieß Johann Heinrich Mühlsiepen von 1770 - 1809. Der dritte Hofbesitzer wurde Johann Ludgerus von 1809 bis 1845. Dieser übertrug 1845 den Kotten seinen beiden Söhnen Hermann und Bernhard. Da aber nur einer Erbe sein konnte, losten sie um das Gut. Das Los fiel auf Hermann, auf den 4. Besitzer von der Thüsen von 1845 - 1896. Der 2. Bruder des Hermann studierte Theologie und wurde Generalvikar der katholischen Deutschen im Staate Missouri und wohnte in St. Louis, USA. Der 5. Hofbesitzer heißt Heinrich Peter von 1896 - 1940, er lebt noch und hat mich einblicken lassen in seine Hofakten. Der jetzige Besitzer, der 6. in der Ahnenreihe, heißt Johann Mühlsiepen. Er ist mit Margarethe Wehren verheiratet. Ihre beiden munteren Söhne, von denen der ältere jetzt die Schule besucht, bestärken die Hoffnung, daß die Familie Mühlsiepen an der Thüsen noch bis in die ferne Zukunft dort verbleiben wird. Der Kotten an der Thüsen umfaßt nach amtlicher Angabe 13.05 ha an Gesamtfläche und 12.57 ha an Nutzfläche. Dazu hat der jetzige Besitzer noch 5 Morgen Land hinzugepachtet. Der Bruder des Heinrich Peter, des 5. Kottenbesitzers mit Namen Johann, trat in die Fußstapfen seines Onkels Heinrich. Er studierte in St. Louis in Amerika und vollendete sein Studium in einem College in Belgien. In Köln empfing er 1891 die priesterliche Weihe und kehrte dann nach Amerika zurück und wirkte an verschiedenen Stellen im Staate Missouri unter dorthin ausgewanderten Deutschen. Etwas weiter auf Kettwig zu lag aber in Mintard ein weiterer bekannter und vielgenannter Kotten an der Blombergsheide. Er wurde von dem Freiherren von Fürstenberg aufgekauft. Von diesem Kotten stammt die Familie Thüs. Der Vater der beiden Brüder Wilhelm und Friedrich Thüs, die am Heimsang[35] wohnten, ist noch auf diesem Kotten geboren. Er hat lange Zeit an der Schmitz-Boltenburg, wo jetzt Schaumburg wohnt, sein Heim gehabt, bis er den alten Heimsang käuflich erwarb, der nun unter dem jetzigen Besitzer Helm von Severitt zur Obstplantage[37] umgewandelt wurde. Die Blombergsheide existiert nicht mehr.

Wir gehen nun über den Feldfahrweg und gelangen auf die Kettwiger Straße[38]. Die Häuser links liegen nicht mehr in Hösel, sondern in der Gemeinde Breitscheid, wohl aber das Haus rechts in der Ecke des Feldweges und der Kettwiger Straße[39]. Es trägt die Hausnummer 17, das letzte Haus in Hösel an der linken Seite der Kettwiger Straße[39]. Fritz Neujahr mit seiner Familie bewohnt es. An der rechten Seite dieser Straße fanden wir zu Anfang acht Wohnungen auf der Reihe. Die letzte Wohnung trägt die Nummer 22[41]. Dann folgt bis zur Sinkesbrucher Straße kein Haus. In der weiteren Fortsetzung schließt sich der eingefriedete Wald der Henkels an. Das nächste Haus ist die Gastwirtschaft am Kamp Nr. 34[42]. Wieviel Bauplätze können dazwischen noch bebaut werden?

Die Scheune, die zum Kamp gehörte, ist zu einer Wohnung umgebaut worden und trägt die Nummer 36[43]. Das letzte Haus der Kettwiger Straße rechts, was noch zu Hösel gehört, Nummer 38[44], liegt auf dem sogenannten Enderberg etwas weiter von der Straße. Wenn man dort hingehen will, muß man einen Waldweg benutzen, der eine tiefe Schlucht umgeht. Die künstlich angelegte Schlucht mit dem Höhenrücken ist ein Teil der hier von den Franken zum Schutz gegen die Sachsen zwischen 400 und 800 nach Christi Geburt gebauten Landwehr. Sie ging über die diesseitigen Ruhrberge, teilte sich hier auf dem Tunnel, eine Landwehr ging von hier an der Kettwiger Straße vorbei bis an die Ruhr unterhalb von Kettwig. Auf der anderen Seite setzte sie sich fort bis sie sich mit der Landwehr, die von Werden ging bis Altstaden, verbindet.

Die Gaststätte „Zum Kamp“ in den 20er Jahren

Auf der linken Seite der Ruhr setzte sich die Landwehr, über die Ruhrberge fort. Ungefähr über dem Tunnel trennte sich die Landwehr, die auf Ratingen zuführte, von der Landwehr, die über den Velberter Höhenrücken über Heiligenhaus - Velbert bis zur Wupper bei Barmen und noch weiter sich erstreckte. Auf dem nächsten Spaziergang stoßen wir auf eine Reihe von Hausnamen, die an den Bau dieser Landwehren noch erinnern. In Nummer 38[45] wohnt eine Familie Kleindiek, die ihre jetzt schon erwachsenen Kinder in die Höseler Schule schickte, als dieses Haus noch nicht zu Hösel gerechnet wurde. Sie hätten eigentlich nach Kettwig vor der Brücke zur Schule gemußt.

Auf der Kettwiger Straße wandern wir zurück und sehen, daß zwischen der Wirtschaft am Kamp und dem eingefriedeten Wald noch ein schönes Sommerhäuschen errichtet worden ist[47]. Von beiden Seiten nimmt uns nun ein schöner Wald auf, links Henkels und rechts Fürstenbergs Wald bis zur Sinkesbrucher Straße, die hier ihren Anfang nimmt. Woran siehst du das? Der erste Bauplatz links ist noch unbebaut. Dann folgt Nummer 3. Wem gehört es? (Henkel) Links zweigt ein Weg ab zu Henkels Villa. Der Zugang ist verboten. Die Gebäulichkeiten des alten Hohlenweg (Wirtschaft und Bäckerei)[48] sind zu Wohnungen und landwirtschaftlichen Zwecken umgebaut worden. Für den Sinkesbrucher Bach hat man Teiche und Kaskaden angelegt. Er hat den hohlen Weg im Laufe der Zeit gebildet und den Velberter Höhenrücken durchbrochen. Unterhalb des Tunnelausgangs stoßen wir bei der 2. Wanderung wieder auf dieses Bächlein, das nicht allein den Velberter Landrücken durchbrochen hat, sondern auch das Sinkesbruch gebildet hat. Wie? - Vor dem Durchbruch kleiner See. - Rechts von dem Weg die weite grüne Fläche und links die Gartenanlagen gehören alle zu Henkels Villa[49]. Dann folgen rechts nacheinander vier Wohnungen Nr. 16, 18[50], 20 und 22. Nr. 16 liegt zurück, von der Sinkesbrucher Straße entfernt, in ihm wohnt die Familie Mann. Das Familienhaupt ist kürzlich gestorben. Nr. 18 ist die Gastwirtschaft „Zum neuen Hohlenweg.[52]“ Karl Nofen, der frühere Eigentümer des alten Hohlenweg, hat sie, nachdem er das väterliche Erbe verkaufte, neu erbaut.

Jetzt bewohnt sie der Wirt Karl Fengler. Dann folgt ein einstöckiges Haus mit zwei Wohnungen. In Nummer 20 wohnen Satorius und Rauen und in Nummer 22[53] wohnt die Familie Fielenbach. Dann folgt links Nummer 27[54] mit zwei Wohnungen. In der ersten Wohnung wohnt Rockenhäuser und in der zweiten Wohnung die Familie Wagener. Dem alten Wagener wurde vor kurzem,als er im Krankenhause lag, die Frau, eine geborene Wein, durch den Tod entrissen. Karl Wagener jun. ist bei der Metallwarenfabrik der Gebr. Nofen, jetzt Tasch, beschäftigt.[55]

Dieser Wohnung Nr. 27 gegenüber ist der Bauplatz Nr. 24 noch frei. Das folgende aus Bruchsteinen erbaute Haus Nr. 28[56] wird von der Familie Wilhelm Erbisch bewohnt. Das Haus, das die Nummer 30[57] trägt, liegt wieder weiter zurück und wird von dem Milchverkäufer Meisloch bewohnt. Weiter sehen wir links vom Wege noch zwei Fachwandhäuschen liegen. Hier wohnte früher der Hefewetzel. Er handelte mit Hefe, der Wetzel an der Kieselei ist ein Sohn von ihm.

Wer bewohnt das erstere? (Fritz Werntges[58]). Das zweite Haus gehört wohl zur Straße am Tannenbaum Nr. 1[59]. Es wurde von dem verstorbenen alten Fielenbach bewohnt. Wer wohnt jetzt dort? (Bombengeschädigte). Auf der gegenüberliegenden Ecke lag das Kückelshaus. Es ist abgerissen worden und durch ein modernes Haus ersetzt worden. Der Käufer und Erbauer war Benrath, der auf der Tapetenfabrik beschäftigt war. Er hat aber einen anderen Posten erhalten und ist verzogen. Wer wohnt jetzt dort und welche Hausnummer trägt es? Nr. 2 an der Straße Tannenbaum. Jetzt wird es von der Familie Suchert bewohnt[60]. Bei der Markenwaldverteilung unter der franz. Regierung 1811 fielen an den Kückels-Hof[61] die große Wiese, die Waldung und die dahinterliegende große Weide. Der damalige Eigentümer Kückels baute hier in den Winkel zwischen Tannenbaum und Sinkesbrucher Straße ein einfaches Fachwandhaus, nannte es Kückelshaus und ließ einen verheirateten Knecht darin wohnen. Später wohnten auch andere Pächter darin. Zu meiner Dienstzeit wohnte zum Beispiel die Familie Schlupkothen darin. Ihre Kinder gingen bei mir in die Schule. Ein späterer Besitzer des Kückelshofes hieß Espey. Er hatte drei Töchter und einen Sohn, die alle die hiesige Schule besuchten. Als seine Frau ihm früh durch den Tod entrissen wurde, verkaufte er seinen Hof an den jetzigen Bauern Terjung. Aber die Felder, Wiesen und Wälder, die bei der Verteilung des Markenwaldes zu dem Kückelshof gekommen waren, behielt er. Der Sohn studierte Jura, fiel aber im

Das frühere „Haus am Bach“ lag Am Adels 17 und war ein Holzhaus. Es wurde 1913 im Sauerland abgebaut und in Hösel wieder errichtet. Leider wurde das schöne Haus 1978 abgerissen

1. Weltkrieg. Die jüngste Schwester starb auch früh. Nun sind noch die beiden älteren Schwestern übergeblieben. Von diesen kaufte Benrath den Teil, worauf das Kückelshaus stand. Das übrige Land hat Henkel gekauft. Wir stehen auf dem Kreuzweg Sinkesbrucher Straße und Adels, Tannenbaum-Straße. Welche Straße müssen wir einschlagen, um wieder zur Schule zu kommen? An drei Wohnungen rechts, an Nr. 31, 17, 15, und links Nr. 18[62] und 16 (am Gansenhaus) kommen wir vorbei. In dem Gansenhaus Nr. 16[63] wohnte der Fuhrmann Wilms, jetzt nur noch seine Tochter Anna und in der Nebenwohnung Familie Voortmann.

An welcher Straßenseite stehen Häuser mit ungeraden und an welcher Straßenseite mit geraden Hausnummern?

Wo beginnt demnach die Straße am Adels? Wer bewohnt die Nr. 31[64], 17 und 15? Die Ländereien mit dem Dickelsbach und Teich, Am Adels Nr. 17, die jetzt dem Kaufmann Schnitzler gehören, fielen bei der Verteilung des Markenwaldes an den Hof Fernholz. Der Ackerer Fänger verkaufte davon fast alles, was links von der Adelsstraße liegt, an den Kaufmann Schnitzler. Aber etwas nicht, nämlich den Streifen Land an der Kieselei-Straße, warum wohl nicht?

Das Haus „Am Stuten“ im Jahre 1978

Das Haus Nummer 15 hat noch eine besondere Geschichte. Der Name weist schon darauf hin. Am Stuten[66]. In den Linneper Kirchenbüchern wird der Stuten auch ten Ofen genannt. Das heißt zum Ofen. Durch Zusammenziehen ist daraus der Familienname Nofen entstanden. In Hösel gab es vor vielen Jahren nur zwei Gemeindeöfen. Der eine befand sich im Stuten, in dem die Bewoher vom Sinkesbruch und andere in bestimmter Reihenfolge an den Wochentagen ihre Brote selbst backen konnten, und der andere befand sich zu Nofen im Sondertal. Dort buken die Bauern ihre Brote. Begegnete man einem Teigtragenden und fragte ihn: Wohin willst du?- dann gab er zur Antwort, ten Ofen d.h. zum Ofen gehen, kontrahiert Nofen. Auf den Fernholzweg biegen wir nun ein - hier noch einmal kurz wiederholend, was wir besprochen haben - und langen nach einem mehrstündigen Marsch wieder bei der Schule an.

Hier endet der erste „Lernausflug“. Der zweite „Lernausflug“ wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ veröffentlicht.

Das sogenannte Beamtenwohnhaus und die Vorderseite des Höseler Bahnhofs im Jahre 1910

Anmerkungen und Erläuterungen zum Ende des ersten Lernausflugs!

1) Heute: Am Sondert Nr. 23
2) Das frühere Beamtenwohnhaus mußte in den 60er Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Es wurde 1906 auf aufgeschüttetem Boden errichtet.
3) Das Bahnofsgebäude wurde 1897 erbaut. Die dazugehörende Bahnhofsgaststätte wurde im September 1994 geschlossen.
4) Bei der Errichtung des Hauses 1899 bekam die Gaststätte den Namen „Zur Waldeslust“. 1904 verkaufte E. Gerhard die Gastwirtschaft an die Familie Wintershoff, die noch einen Saalanbau errichtete. Die letzten Besitzer, die Familie Lapp, führten das Haus unter dem neuen Namen „Höseler Tor“ noch bis in die 70er Jahre. Der Abriß des gesamten Gebäudekomplexes erfolgte 1983. Heute befindet sich hier das Seniorenheim Maria-Theresien-Stift.

5) An der früheren Gastwirtschaft „Zur Waldeslust“ war die Endhaltestelle der Kleinbahnlinie von Heiligenhaus nach Hösel. Sie war von 1899 bis 1923 in Betrieb. Danach wurden die Fahrten eingestellt.

6) Der Güterschuppen wurde um 1966 abgerissen.

7) Heute Bahnhofsvorplatz Nr. 16

8) Siehe Quecke Nr. 64, Seite 41-42

9) Die dicke Buche mußte aus Sicherheitsgründen im September 1994 gefällt werden.

10) Die frühere Gaststätte (später Hotel) Jägerhof wurde um 1870 von der Familie Buteführ erbaut. Sie trug zuerst den Namen „Restauration zur Station Hösel.“ Hier war auch Hösels erste Poststation untergebracht, die später von Büteführs Stiefsohn Johann Wilhelm Oberscheidt weitergeführt wurde. Die letzten Besitzer, die Familie Reucher, verkauften das große Anwesen. Im Jahre 1976 wurden alle Gebäude abgerissen. Warum Lehrer Vogel gar nichts über den früheren „Jägerhof“ geschrieben hat ist heute nicht mehr festzustellen.

11) Siehe Quecke Nr. 63, Seite 72, Anmerkung 26

12) Heute der Vorplatz der Firma Goldkuhle am Bahnübergang.

13) Siehe Quecke Nr.61, Seite 66

14) Die Firma Ruferos-Ernesti wurde Anfang der 20er Jahre gegründet und war bis 1951 als Hanomag-Generalvertretung in Betrieb. Während des 2. Weltkriegs wurden hier Militärfahrzeuge instandgesetzt. Heute sind die Gebäude an mehrere Handwerker und eine Spedition vermietet.

15) In einer kleinen Talsenke gegenüber der Einmündung der Preußenstraße in die Bahnhofstraße.

16) Radkes Verkaufsbude stand an der Einmündung der Zufahrtstraße zur Firma Goldkuhle in die Bahnhofstraße. Von hier aus bis zum neuen Vorplatz der Firma Goldkuhle wurde der damals noch tiefe offene Graben, der auch von einer großen Holzbrücke überspannt war, um 1950 zugeschüttet. Siehe Quecke Nr. 61, Bild Seite 69

17) Im Bereich des heutigen Bahnüberganges.

18) Der Hof Bruchhausen liegt an der Bruchhauser Straße 30

19) Die Zementmauer ist noch zum größten Teil erhalten.

20) Die frühere Tunneleinfahrt (Ausfahrt) kann man noch an den vorhandenen Mauerresten erkennen. Heutige Tunnellänge 327 m.

21) Heute Hugo-Henkel-Straße 93

22) Hugo-Henkel-Straße

23) Hugo-Henkel-Straße

24) Bahnhofstraße

25) Bahnhofstraße

26) Hugo-Henkel-Straße

27) Hugo-Henkel-Straße

28) Im Angertal Nr. 1

29) Heute Club - Hotel „Die Eule“ , Ernst-Stinshoff-Straße

30) Ernst-Stinshoff-Straße 34

31) Die Ländereien des Hofes Thüsen sind heute verpachtet und werden noch landwirtschaftlich genutzt. Ein bekannter Cowboyclub aus Düsseldorf hat einen Teil der Gebäude angemietet. Jetzt ist der frühere Kotten schon in der 7. Generation in der Familie Mühlsiepen.

32) Die Burg Landsberg wurde zum ersten Male im Jahre 1291 urkundlich erwähnt. Seit 1903 ist sie im Besitz der Familie Thyssen.

33) Der Hasperhof liegt an der Ernst-Stinshoff-Straße 34

34) Siehe Anmerkung 18

35) Am Heimsang Nr. 8 und 10

36) Der frühere Kotten Schmitz-Boltenburg lag im Winkel der Straßen Boltenburgsweg-Peddenkamp-Schlagbaum und wurde 1975 abgerissen.

37) Der alte Kotten Heimsang steht an der Straße Am Heimsang Nr. 26. Auf dem heutigen bebauten Gelände zwischen der Eggerscheidter Straße-Fuchsweg-An der Hasper (32 Morgen) befand sich von 1932-1968 das Obstgut Heimsang mit 10.000 Obstbäumen.

38 Hugo-Henkel-Straße

39) Hugo-Henkel-Straße

40) Hugo-Henkel-Straße 125

41) Heute Hugo-Henkel-Straße 50

42) Die frühere Gastwirtschaft „Zum Kamp“ wurde um die Jahrhundertwende von Wilhelm Thüs gegründet und von der Familie Lissmann bis 1960 weitergeführt. Danach wurde das Gebäude in eine Privatwohung umgebaut. Heute Hugo-Henkel-Straße 120.

43) Heute Hugo-Henkel-Straße 122

44) Heute Hugo-Henkel-Straße 138

45) Siehe Anmerkung 44

46) Hugo-Henkel-Staße

47) Das Häuschen ist abgerissen worden.

48) Siehe Quecke Nr. 62, Seite 62-64: Einiges über den „Alten und den Neuen Hohlenweg in Hösel und die Familie Nofen.“

49) Seit 1917 ist die Familie Henkel in Hösel ansässig.

50) Das Gebäude trägt noch die Nr. 18

51) Dieses Haus war der kleine Kotten „Am Timpen“. Das Gebäude wurde 1975 abgerissen. Hier führt jetzt die Straße Langenbroich vorbei.

52) Siehe Anmerkung 48. Wider Erwarten wird z. Z. die frühere Gastwirtschaft „Zum Holenweg“ zu Wohnungen umgebaut.

53 Das Doppelhaus hat noch die Nummern 20 und 22

54) Das Haus trug den Namen „Am Ufer“ und wurde 1968/69 abgerissen. Das Grundstück ist nicht wieder bebaut worden.

55) Die Metallwarenfabrik stand bis 1970 an der Kieselei 7 - 13

56) Auch dieses Bruchsteinhaus wurde 1973 abgerissen. Heute steht hier ein großes Gebäude mit Eigentumswohnungen. Sinkesbruch Nr. 28 und 30.

57) Die frühere Hausnummer 30 war der Kotten Langenbroich. Er wurde 1991 abgerissen. Auf dem dahinterliegenden Wiesengelände wurde ab 1980/81 mit der Bebauung an den Straßen Zum Isselstein und Langenbroich begonnen.

58) Das Haus wird als Klein-Isselstein bezeichnet und befindet sich im Besitz der Familie Henkel (Sinkesbruch Nr. 31)

59) Dieses Anwesen ist der frühere Kotten Groß-Isselstein. Wohnhaus und Scheune stehen unter Denkmalschutz und wurden vor kurzem sehr schön restauriert. Es liegt heute etwas versteckt hinter einer Häusergruppe Am Tannenbaum Nr. 5.

60) Das Haus ist noch im Besitz der Familie Henkel und liegt am Sinkesbruch Nr. 39.

61) Die Scheune und ein Teil der Stallungen des Kückelshofs wurden 1972/73 abgerissen. Er wird nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Das Wohngebäude blieb erhalten und ein Teil des noch vorhandenen Wirtschaftsgebäudes wurde umgebaut. Der frühere große Hof liegt an der Beuthener Straße 18.

62) In dem früheren Haus Nr. 18 wohnte der Gärtner Blessing mit seiner Familie. Es mußte abgerissen werden, weil es zu weit in die Straße Am Adels hineingebaut war (Engstelle). Etwas zurückliegend wurde dann ein Neubau errichtet. Heute Am Adels Nr. 26.

63) Das Gansenhaus ist abgerissen worden.

64) Das frühere Haus Nr. 31 wurde von den Höselern als „Nölles Villa“ bezeichnet. Es wurde in den 60er Jahren abgerissen. Hier stehen heute die einstöckigen Flachdachhäuser Am Adels Nr. 29a, 31, 33, 35.

65) Das frühere Gebäude Nr. 17 war das „Haus am Bach“, das der Kaufmann Schnitzler 1913 in Kallenhard im Sauerland durch den Schreinermeister Jakob Weber und seinen Sohn Willi abbauen und zerlegen ließ. (Holzhaus) In Hösel wurde es wieder zusammengesetzt und aufgebaut. 1978 wurde die schöne Villa abgerissen.

66) Das Haus Am Stuten liegt Am Adels Nr. 15. Es steht unter Denkmalschutz und wird seit 5 Jahren restauriert. Es ist das älteste Haus von Hösel. Erste urkundliche Erwähnung 1553.

Anmerkungen
von Helmut Kuwertz

Kultur will gepflegt sein

20 Jahre Kulturkreis Hösel e.V.

Mit einem außergewöhnlichen Konzert feierte der Kulturkreis Hösel e.V. am Samstag, dem 18. Februar 1995, im Evangelischen Gemeindesaal sein zwanzigjähriges Bestehen. Etwa 200 begeisterte Besucher ließen sich mitreißen von der witzig-spritzig vorgetragenen extravaganten Musik der Philharmonischen Cellisten Köln, eines wohl weltweit einmaligen Cello-Sextetts. In einem amüsanten Festvortrag machte Dr. Malte von Bargen, ein ehemaliger Höseler, der heute in Tübingen lebt, deutlich, wie schwierig es ist, Kultur wirklich „zu pflegen". Daß der Kulturkreis Hösel e.V. dem hohen Anspruch der Kulturpflege immer gerecht geworden ist, betonte Bürgermeister Wolfgang Diedrich in seiner Ansprache.

Der Kulturkreis ging nach der kommunalen Neugliederung im Jahre 1975 aus der einst selbständigen Volkshochschule Hösel hervor. Viele Höseler hatten damals nichts dagegen einzuwenden, daß die Volkshochschularbeit nun zentral von der neuen Stadt Ratingen geleistet werden sollte, doch wehrten sie sich dagegen, daß bei der kommunalen Neuordnung wenig Rücksicht auf gewachsene Strukturen und auf die Wahrung des kulturellen Eigenlebens der alten Angerland-Gemeinden genommen wurde. „Wir wollen nicht kulturell veröden und als Randgemeinde zu einem reinen Schlaf-Ort deklassiert werden", so erklärte der temperamentvolle Walter Ulbrich am 24. März 1975 in einer Diskussions-veranstaltung des gerade einen Monat alten Kulturkreises Hösel e.V. mit dem damaligen Ersten Beigeordneten der Stadt Ratingen, Dr. Horst Blechschmidt. Nach intensiven Gesprächen zwischen Vertretern der Stadt und Vorstandsmitgliedern des Kulturkreises wurde dann aber schnell klar, daß der Kulturkreis Hösel nicht als Bremse gegen die Integrationsbemühungen der Stadt Ratingen gerichtet sein sollte, und daß das „flächendeckende VHS-Angebot" bei „gleichmäßiger Berücksichtigung aller Ortsteile" nicht als Abdrängen eigenständiger kultureller Initiativen gemeint war.

Am 18. Februar 1975 wurde der erste Vorstand des neuen Kulturkreises Hösel e.V. gewählt: Vorsitzender wurde Dr. Wilhelm Gutberlet, sein Stellvertreter war Klaus Brand, und Kassenführer wurde nach einstimmigem Beschluß Werner Eichhorn. Im Jahre 1977 übernahm dann Landgerichtsdirektor Heinz Schmidt das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden. Das frühere Kuratorium der Volkshochschule Hösel wurde umgewandelt in den Beirat des Kulturkreises, der bis heute als Organ zur Förderung neuer Ideen und zur Kontaktpflege zwischen Vorstand und Mitgliedern dient.

Von Anfang an unterhielt der Kulturkreis Hösel gute Beziehungen zum benachbarten Verein Lintorfer Heimatfreunde. Theo Volmert, der langjährige Schriftleiter der „Quecke", unterstützte den noch

jungen Kulturkreis mit Anregungen für Reisen und Vortragsveranstaltungen. Er übernahm auch die Redaktion des vom Kulturkreis im Jahre 1980 herausgegebenen Buches „Hösel - Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte", wobei ein Großteil der aus seiner Feder stammenden Artikel auf eigenen Forschungen beruhte. Noch heute macht sich alle 14 Tage die gemeinsame Wandergruppe des Kulturkreises Hösel und des Vereins Lintorfer Heimatfreunde unter der bewährten Leitung der Höseler Helmut Kuwertz und Werner Macfalda auf, um die nähere Heimat zu erkunden.

Die „Quecke", die vom Verein Lintorfer Heimatfreunde herausgegebenen „Ratinger und Angerländer Heimatblätter", wurden ein wichtiges Organ zur Publikation von Berichten über die Entwicklung und die Veranstaltungen des Kulturkreises Hösel.

Neben Vorträgen, Ausstellungs- und Museumsbesuchen sowie Betriebsbesichtigungen hatte die Kulturarbeit seit jeher zwei Schwerpunkte: die Studienreisen und die Konzerte der „Vereinigung der Musikfreunde im Kulturkreis Hösel", die vor zehn Jahren aus der Taufe gehoben wurde. Viele Konzerte mit namhaften Solisten wurden in den vergangenen zehn Jahren im Oktogon des Oberschlesischen Landesmuseums veranstaltet, und 125 Musikfreunde machen bereits von der Möglichkeit Gebrauch, ein Abonnement für jeweils vier Konzerte zu erwerben. Eine feste Einrichtung im Kulturleben Hösels also, die niemand mehr missen möchte.

Die Besonderheit der Studienreisen des Kulturkreises besteht nicht nur in der guten organisatorischen Vorbereitung, sondern vor allem in den historisch, literarisch und kunsthistorisch fundierten Einführungen durch Vorträge schon auf der Hinfahrt, den kompetenten Führungen am Ort und den nachfassenden Reiseberichten einzelner Reiseteilnehmer über ihre Eindrücke und Erlebnisse.

Nachdem Dr. Herbert Krietenstein als Nachfolger des Gründungsvorsitzenden Dr. Wilhelm Gutberlet sein Amt 1988 nach jahrelanger erfolgreicher Tätigkeit an Rainer von Hamm übergeben hatte, wurde er zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Er gehört noch heute dem Beirat des Kulturkreises an. Als Rainer von Hamm im Jahre 1992 nach kurzer Krankheit verstarb, übernahm Klaus Loogen den Vorsitz. In ihm fanden die mittlerweile mehr als 500 Mitglieder des Kulturkreises Hösel einen Nachfolger, der es versteht, die erfolgreiche Arbeit seiner Vorgänger fortzusetzen, und dem es, so hoffen wir alle, gelingen möge, den Kulturkreis auch in den nächsten Jahren als lebendigen Hort der Kultur in Hösel zu erhalten. Vielleicht vermag er es, den Mitgliedern zu vermitteln, daß ohne Mitwirkung und ohne Mitverantwortung keine Kultur mit Niveau stattfinden kann, denn Kultur sollte nicht nur „konsumiert", sondern gemeinsam erfahren, erlebt und verarbeitet werden.

Manfred Buer

(unter Verwendung eines Manuskriptentwurfes, den Dr. Wilhelm Gutberlet der Redaktion der „Quecke" kurz vor seinem Tod zusandte)

Abschied von Dr. Wilhelm Gutberlet

Am 9. Februar 1995 verstarb Dr. Wilhelm Gutberlet, Gründungsvorsitzender und Ehrenmitglied des Kulturkreises Hösel e.V., kurz nach der Vollendung seines 74. Lebensjahres. Von seinen Mitbürgern hochgeachtet, waren seine Meinung und sein Rat nicht nur in seinem Ortsteil, sondern in ganz Ratingen gefragt.

Dr. Gutberlet engagierte sich nicht allein im kulturellen Bereich. Nachdem er sich mit seiner Frau und seinen fünf Kindern 1958 in der damals noch selbständigen Gemeinde Hösel niedergelassen hatte, gehörte er zwölf Jahre lang dem Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde an. Sehr intensiv trat er für die Partnerschaft seiner Heimatgemeinde mit der französischen Stadt Le Quesnoy ein, in der er zahlreiche Freunde fand. Vielfältig waren auch die politischen Aktivitäten Dr. Gutberlets. Als Vorsitzender des CDU-Stadtverbandes Ratingen, als Vorstandsmitglied im Ortsverband Hösel und als Mitglied des Bezirksausschusses setzte er sich für seine Mitbürger ein. Herzliche Freundschaft verband ihn mit dem "Verein Lintorfer Heimatfreunde", vor allem mit der Familie des verstorbenen Schriftleiters der "Quecke", Theo Volmert.

Dr. Wilhelm Gutberlert (1921 - 1995)

Am 16. Februar 1995 wurde Dr. Wilhelm Gutberlet auf dem Höseler Friedhof beigesetzt. Der langjährige Vorsitzende und jetzige Ehrenvorsitzende des Kulturkreises Hösel e.V., Dr. Herbert Krietenstein, hielt am Grab eine kurze Ansprache:

Es fällt mir schwer, Abschiedsworte zu sprechen für Herrn Dr. Gutberlet, waren doch unsere beiderseitigen Familien jahrzehntelang freundschaftlich verbunden. Im Rückblick auf diese langen Jahre steigen Bilder und Erinnerungen auf, mit denen ich ver-

suchen möchte, Ihnen allen einen Eindruck von dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit zu vermitteln.

Mit dieser Kennzeichnung beziehe ich mich auf die Spannweite seines geistigen Horizontes, die gepaart war mit einer praktischen Veranlagung und handwerklicher Geschicklichkeit, die immer wieder für die Verschönerung von Haus und Garten eingesetzt wurden. Ein glückliches und lebensbejahendes Naturell mit Witz und Humor, Kontaktfreudigkeit, natürliche Ungezwungenheit im persönlichen Umgang, Aufgeschlossenheit und Verständnis für die Sorgen und Nöte anderer, verbunden mit oft bewiesener Hilfsbereitschaft, gewannen ihm allseitige Anerkennung und Beliebtheit.

Liebe Familie Gutberlet! Sie haben Ihren PATER FAMILIAE verloren, der mit Ihnen und Ihrer Mutter ein harmonisches und glückliches Familienleben geführt hat. Aus vielen Gesprächen weiß ich, wie sehr ihn der zu frühe Tod Ihrer Mutter getroffen hat und wie sehr er bemüht war, Ihnen in dieser schweren Zeit Trost und Hilfe zu sein. Aber auch er selbst schöpfte aus den engen Bindungen zu Ihnen immer erneut Kraft und Lebensmut. So hat er es verstanden, Ihnen das Elternhaus als geistiges und auch räumliches Refugium zu bewahren, das Sie immer wieder gern zur Erhaltung und Stärkung Ihres Zusammengehörigkeitsgefühls aufgesucht haben. Er ist mit Ihnen jung geblieben, war in Ihrem Kreis der PRIMUS INTER PARES, der mit geistiger Aufgeschlossenheit, mit tatkräftiger Hilfe und erfahrungsbedingten Ratschlägen, wann immer sie notwendig und erwünscht waren, Ihren weiteren Lebensweg begleitete. Ihre erfolgreiche berufliche und familiäre Entwicklung und die schon heranwachsende dritte Generation erfüllten ihn mit berechtigtem Stolz, Freude und Befriedigung.

Aber die schon angesprochene geistige Spannweite ging über den familiären Rahmen weit hinaus und kann nachfolgend nur angedeutet werden, sei es die Betätigung in der Kommunalpolitik oder das tatkräftige Mitwirken im kirchlichen Rahmen als Presbyter. Ein Herzensanliegen war ihm die Pflege und Förderung der deutsch-französischen Freundschaft im Rahmen der Partnerschaft mit LE QUESNOY. Gemeinsam mit dem befreundeten Dozenten Erhard Krieger war er als Ritter von San Yuste um die wechselseitige Pflege der spanisch-deutschen kulturellen Beziehungen bemüht.

In ganz besonderem Maße bezog sich das kulturelle Engagement von Dr. Gutberlet jedoch auf unseren Heimatort Hösel. Der Kulturkreis verliert in ihm den Vorsitzenden des Gründungsvorstandes, der mit Einfühlungsvermögen und Verhandlungsgeschick die schwierige Übergangsphase von der Volkshochschule zum Kulturkreis Hösel erfolgreich bewältigte. Damals wurden Weichen richtig gestellt für die im weiteren Verlauf so erfolgreiche Entwicklung unseres Kulturkreises.

Und spätestens jetzt ist es angebracht, unseren Höseler Freundeskreis anzusprechen, der uns allen so viel gibt und in den Dr. Gutberlet ganz selbstverständlich einbezogen war. Wenn es richtig ist, daß wahre Freundschaft stets in einem wechselseitigen Geben und Nehmen besteht, so hat Dr. Gutberlet auch hier sein Soll mehr als erfüllt, integrierend und gestaltend mitgewirkt. Erneut zeigte sich hier eine weitere Facette seines vielgestaltigen Wesens: Seine gern gewährte und ebenso gern in Anspruch genommene Gastfreundschaft. Wie oft war sein Haus Ort froher geselliger Zusammenkünfte im kleineren oder auch größeren Rahmen. Und verliefen die stets guten Gespräche einmal zu einseitig, so verstand es der Gastgeber immer wieder, mit Witz und entsprechender Pointe für Auflockerung und Erheiterung zu sorgen.

Lassen Sie mich zum Schluß eine besonders liebenswerte Seite seines Wesens ansprechen, die eng mit seinem sorgsam gepflegten Garten und seinen Rosen verbunden ist. Gern pflegte er mit langstieligen Rosen befreundeten Damen eine Freude zu bereiten. So wird er auch in ihrer Erinnerung als beliebter und stets gern gesehener Rosenkavalier fortleben.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich habe versucht, Ihnen ein Bild unseres Verstorbenen als einer beeindruckenden und liebenswerten Persönlichkeit zu vermitteln. Sein plötzlicher Tod hat uns alle schmerzlich berührt und eine kaum zu schließende Lücke hinterlassen. Möge er in unser aller Bewußtsein verbleiben als ein Mann voller Zielstrebigkeit und Pflichtbewußtsein in den ernsteren Dingen des Lebens, aber aufgelockert und von natürlicher Fröhlichkeit in geselliger Runde.

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1996.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Einige Anmerkungen zu Anatol

Im Griechischen wird mit „anatolae“ (lat. Umschrift für griech.: Aufgang, Osten) sinnbildlich sowohl der „Sonnenaufgang“ als auch das sich daraus ergebende Synonym „aus dem Osten kommend“ bezeichnet. Der 1931 in Insterburg geborene Bildhauer und Maler Anatol, der 1946 zwangsweise aus Ostpreußen in den Westen transportiert wurde und schließlich zunächst nach Ratingen kam, hat mit der Wahl dieses beziehungsreichen Künstlernamens seine Herkunft und Lebensgeschichte, und man möchte auch meinen seine Kunst, auf den Punkt gebracht und als quasi „Firmennamen“, wie er selber schalkhaft sagt, in die Gegenwartskunst als einer ihrer bedeutenden Vertreter eingeführt.

Künstler zu sein heißt für Anatol, nach Erkenntnis zu streben. Grundgedanken seiner Kunst sind das menschliche Füreinander, die Anteilnahme, das Verständnis und die Versöhnung. Seit frühen Jahren ist seine Kunst im Christentum verwurzelt und in der Natur als immerwährende schöpferische Kraft mit ihrem ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens.

Anatol, der in Ratingen eine Ausbildung als Schmied erhielt, Verkehrspolizist und als solcher ein bei großen und kleinen Kindern begehrter „Verkehrskasperle“ war, studierte von 1964 bis 1972 bei Joseph Beuys an der Kunstakademie Düsseldorf. In seiner Kunst beschäftigt er sich mit den Stationen des Lebens zwischen Geburt und Tod. Der von seinem Lehrer Beuys formulierten, eher metaphysischen „Einheit von Kunst und Leben“ setzte er mit dem von ihm erfundenen grundlegenden Begriff der „Arbeitszeit“ die konkrete Gleichung „Kunst ist Arbeit, Arbeit ist Kunst“ entgegen.

Im Frühjahr 1993 organisierte der Verein der Freunde und Förderer des Stadtmuseums Ratingen für seine Mitglieder eine Fahrt zu dem Museum Insel Hombroich - Kunst parallel zur Natur. Wir trafen bei dieser Gelegenheit den auf der Insel Hombroich arbeitenden Künstler, mit dem - als Ergebnis einer anregenden Begegnung - eine Ausstellung im Stadtmuseum Ratingen verabredet wurde, die von den „Freunden und Förderern“ ausgerichtet werden sollte. Vorausgegangen waren Diskussionen und lange Monologe, in denen Anatol über den Frühling im allgemeinen und - auf seine Jugend bezogen - im besonderen räsonierte. So wie seine erste Heimat Ostpreußen den Künstler geprägt hat, erstand nun plötzlich, wortgewaltig von ihm in Szene gesetzt und quasi als Synonym für den Frühling gebraucht, der zweite Ort seiner Jugend, Ratingen, vor unser aller Augen. Auf diese Art und Weise mit wunderbaren Geschichten vollgestopft und enthusiasmiert, wurde denn auch von der Möglichkeit eines gleichzeitigen Frühlingsfestes gesprochen. Ratingen, ein Fest für die Jugend, mit der Jugend, mit Kasperletheater von Anatol für alle und mit anderen Aktionen.

Die Kinder von Tschernobyl (siebenteilig), 1986, Baumsärge mit Bleicorpora, Holz, Blei, je 25 x 56 x 32 cm

Nicht ganz zwei Jahre später kamen wir in kleinerer Besetzung wieder auf die Insel, um die Ausstellung vorzubereiten und waren - wie immer bei Anatol - fasziniert und überrascht zugleich. Fünf riesige, mehr als drei Meter hohe „Wächter“, die er eigens für Ratingen gemacht hatte, standen überlebensgroß vor seiner Blockhütte. Gleichzeitig arbeitete er an einer Gruppe von einundzwanzig kleineren, unterlebensgroßen „Wächtern“, aktuell aber an einem zweiteiligen Sarkophag, den er gerade zusammenschweißte, als wir eintrafen, auch für Ratingen, und „Memento mori“ (lat., „gedenke des Todes“) genannt. Die von Anatol, einem begnadeten Erzähler, damals spontan und locker formulierten, zunächst fragmentarisch hingeworfenen, verbalen Erinnerungsmomente an die Zeit in einem Ort seiner Jugend, waren im Laufe der Jahre auch in deren Reflexion zu künstlerisch eindringlichen, die großen Themen des Lebens betreffenden Objekten „verarbeitet“, die man inhaltlich eindeutig als jenseits der Jugend liegend ansehen kann.

Die bedrohlichen, alles beherrschenden, monumentalen großen „Wächter“, die auch als kleinere Version, vor allem in ihrer quantitativen Massierung noch gefährlich wirken und so ihre Macht dokumentieren, wurden zum Leitmotiv und der an den Tod gemahnende Sarkophag „Memento mori“ zum Motto der Ausstellung. Eine auf dieses Motto bezogene Aktion Anatols am Eröffnungstag, dem 11. Juni 1995, mit anschließender „Signierstunde“ wurde vor zahlreich erschienenem, begeisterten Publikum zum glänzenden Auftakt einer überaus erfolgreichen Ausstellung, die bis zum 20. August 1995 im Stadtmuseum Ratingen zu sehen war.

Aufgrund dieser Vorgeschichte möchten wir auch jetzt Anatol selbst noch einmal zu Wort kommen lassen und drucken deshalb das mit ihm geführte Interview im Anschluß an diesen Text ab, in dem er seine künstlerischen Intentionen, diese beiden Werke betreffend, ausführlich darlegt und auch Erläuterungen zu anderen Arbeiten der Ausstellung gibt. Da sind die Bleisarkophage der „Kinder von Tschernobyl“, Kreuze, gefertigt aus vorgefundenen Treibhölzern, Bilder vom Leben und Sterben Christi, montiert auf ehemalige Stalltüren und Fenster der Dörfer von Garzweiler, die der Braunkohle weichen mußten, aber auch Bilder der Zweisamkeit, von Menschenpaaren, von „Adam und Eva“ als Sinnbildern von Leben und Tod; Gleichnisse von Natur, Mensch und Welt, Freude und Leid, Werden und Vergehen, verziert mit der immer wieder auftauchenden Kreuzblume als Symbol für das eigentliche Leben, das aus dem Kleinen das Große und umgekehrt schöpft.

Anatol mit einem der großen „Wächter“ vor seinem Blockhaus auf der Insel Hombroich, 1995

Geschichten aus Ostpreußen, aber auch aus seiner frühen Zeit in Ratingen kommen nicht zu kurz und fügen sich erzählerisch zu einem Text von großer Dichte. Der Bogen spannt sich von der Kindheit und Jugend in Ostpreußen und den Erlebnissen dort während des Krieges und danach über den Transport in einem Viehwaggon in den Westen und schließlich nach Ratingen, wo er sich, seinen Worten zufolge, zum erstenmal wieder als Mensch behandelt fühlte, bis zu seiner Rückkehr nach Polen im vergangenen Jahr, wo er bei Allenstein, im Remter der Ordensburg Rössel, seine Arbeiten zeigte unter dem Titel „Jesus Christus muß uns zu Freunden machen“. Mit diesem auf Versöhnung und Verständigung zielenden Motto hat Anatol eine Formel gefunden, die sowohl dem zentralen Anliegen, dem Kern seiner Kunst gerecht wird, als auch seinen eigenen Erlebnissen und Vorstellungen entspricht.

Die damit auf eine andere Ebene gehobene persönliche Betroffenheit verdichtet sich in Anatols künstlerischen Arbeiten zu Bildern vom Leben überhaupt, die in ihrer Eindringlichkeit geeignet sind, Zeitgeschichte und Erscheinungsformen des menschlichen Lebens schlechthin anschaulich zu machen.

Der amerikanische Philosoph deutscher Herkunft, Hans Jonas (1903-1993), der in seinem Versuch, eine Ethik für die Menschen im technologischen Zeitalter zu formulieren, das „Prinzip Verantwortung“ als Terminus einführte, hat dieses Phänomen folgendermaßen umschrieben: „Es ist eine Pflicht der Zivilisation, vorzeitigen Tod unter Menschen weltweit und in allen seinen Ursachen zu bekämpfen - Hunger, Krankheit, Krieg und so fort. Was unsere Sterblichkeit als solche angeht, so kann unser Verstand keinen Streit darüber mit dem Schöpfer haben, es sei denn, er verneint das Leben selbst. Was jeden von uns betrifft, so könnte das Wissen, daß wir hier nur kurz weilen und daß unserer zu erwartenden Zeit eine unverhandelbare Grenze gesetzt ist, sogar nötig sein als Antrieb dafür, unsere Tage zu zählen und sie so zu leben, daß sie durch sich selbst zählen.“

Verantwortung als immerwährende Motivation in Anatols Werk und - wie ich meine - höchste Form der Liebe überhaupt, könnte denn auch der angestrebte Wert nicht nur zwischenmenschlicher Beziehungen auf unserer alten, bedrohten Erde sein. Memento mori.

Dr. Marie-Luise Otten

Anatol und Ratingen

Ein Gespräch

Otten: Anatol, zur Eröffnung Ihrer Ausstellung in Ratingen machen Sie eine Aktion im Zusammenhang mit Ihrer neuesten Plastik, „Memento mori“. Welche Vorstellungen verbinden Sie im einzelnen mit dieser Aktion?

Anatol: Der Ansatz ist, daß ich vierundsechzig Jahre alt bin. In der Bibel steht im Psalm 90, Vers 12: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf das wir klug werden.“ Das ist das Memento mori. Die Begegnung mit dem Tod kann zwar schon einem Kind früh widerfahren, aber das Bewußtsein des eigenen Todes kommt im Alter um so mächtiger. Mein erstes Erlebnis hatte ich in meiner Jugend in Ostpreußen, als ein kleines Kind aus der Nachbarschaft gestorben war, das Kind einer polnischen Familie, das Franziska hieß. Dieses kleine Kind habe ich in einem weißen Sarg gesehen und ich habe immer gedacht, das ist eine Puppe. Da war erst Leben und dann ist da nur noch ein Püppchen. Damals war ich auch das erstemal in der katholischen Kirche. Ich gehe gern zur katholischen Messe, weil ich die Bilder liebe, weil ich die Gesänge liebe,weil ich das liebe, vom Bild her, obwohl ich evangelisch bin und auch in Ratingen in der evangelischen Kirche konfirmiert wurde.

Es gab zwei Ereignisse, die mich an die Schwelle des Todes brachten. Einmal bin ich fast an Typhus gestorben, aber da hat mich ein russischer Militärarzt gerettet, der meiner Mutter die teuren Penicillin-Medikamente gab, die die Russen von den Amerikanern hatten. Dieser unbekannte Russe hat mich gerettet, sonst würde ich wohl nicht mehr leben. Und dann war ich auf dem Schneefeld - Zeugin ist Frau Reuter, meine Schwester, die heute in Ratingen lebt - wo ein Russe mich, meinen Vater, einen Nachbarn und einen gefangenen französischen Soldaten erschießen wollte, in Tessensdorf bei Marienburg. Der Nachbar ist dann erschlagen worden und der russische Soldat, der schießen wollte, wurde von einem anderen Soldaten, der eine Kopfwunde hatte, zurechtgeschüttelt, das war wohl ein Offizier, der ihn dann womöglich bestraft hat, denn er hat ihn mitgenommen. Da war der Tod abgewendet. Später ist dann mein Sohn als Jüngling tödlich verunglückt, und ich bin jetzt 64 Jahre alt. Ich lese gerne in der Bibel, in diesem alten jüdischen Lebensbuch, und wiederum im Psalm 90, Vers 10, steht: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn’s hoch kommt, so sind’s achtzig Jahre, und wenn’s köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.“ Das sind so Gedanken, die ich heute habe; ich merke, die körperliche Kraft läßt noch nicht nach, aber manchmal denke ich, siebzig Jahre? Da habe ich nur noch fünf Jahre! Wissen Sie, daß das grausam ist?

O.: In Bezug auf das Thema „Memento mori“ fällt mir ein, daß Sie mit ihrer Familie 1946 im Viehwaggon nach Ratingen transportiert worden sind und nach langer Zeit hier wieder wie ein Mensch empfangen wurden. Wie versteht sich dies in Bezug auf Ratingen und seine Menschen. Das würde uns interessieren.

A.: Ja, man muß ja wissen, daß ich als Kind gesehen habe, wie junge Menschen, Soldaten, mit Viehwaggons, Stroh drin, hinten die Waffen drauf, an die Front gekarrt wurden. Dann sagte unsere Mutter immer, jetzt wollen wir mal beten, daß die wieder zurückkommen, und dann haben wir auf dem Feld gebetet, damit die Soldaten wieder zurückkämen, denn es fuhren unendlich viele Züge nach Osten. Wir wohnten in Ostpreußen direkt an der Schiene nach Königsberg, wo es zur Front ging. Dann kamen die verwundeten Soldaten zurück, denen wir Wasser an die Waggons gebracht haben. Dann sind bei uns aber auch die Züge vorbeigekommen, die zum Konzentrationslager Stutthof fuhren, die wurden nicht durch Danzig gefahren, die wurden durch Marienburg, die kleine Stadt, geleitet in das Konzentrationslager Stutthof. Und wir wußten auch, daß da Gefangene in den Zügen waren, und im Dorf wußte man auch, daß da die Juden drin waren, das wurde da allgemein erzählt. Eines Tages kam der Krieg direkt über uns und wir wurden aus unserer Heimat mit Viehwaggons herausgekarrt. Da waren wir in den Waggons, Stroh drin, ein paar Töpfe drin und dann haben wir alle gebetet, daß es nicht nach Sibirien ging. Wir haben immer aufgepaßt, ob

Memento mori
(Zweiteiliger Sarkopharg), 1995, Stahl, geschmiedet und geschweißt, 200 x 70 x 40

wir über die Weichsel kamen. Kamen wir über die Weichsel, dann, Gott sei Dank, ging es nach Westen. Wir haben auf die Schilder geguckt: „Pommern“, stand da plötzlich und dann haben wir schon gesehen: Küstrin, Kolberg, und da wußten wir, jetzt kommen wir in den Westen. Denn wir deutschstämmigen Menschen haben dort viel Schlimmes erlebt. Wir wurden auch gesetzlos behandelt. Wir trugen eine weiße Binde, auf der war ein „N“ drauf: „Niemiec“, Deutsche. Die mußten wir tragen. Genau wie die Juden früher den Stern, haben wir die weiße Binde getragen.

Mildner: Wann war das?

Das war 1945 bis Ende 1946. Deutsch durften wir dann auch nicht mehr sprechen, wir mußten polnisch sprechen, das konnten wir gar nicht richtig, das mußten wir erst üben. Nun, das ist normal, das ist der Krieg und die Rachegötter ziehen auf. Aber dann kamen wir nach Stettin in ein neues Lager und dort waren die englischen Soldaten, die sich nicht an die Frauen heranmachten. Die Frauen fühlten sich sofort beschützt. Ein englischer Offizier hat eine Rede gehalten, daß wir jetzt unter dem Schutz der britischen Armee stünden und daß wir, daß der Zug unter dem Schutz des britischen Militärs sei und wir in die britische Zone kämen. Wir bekamen das erste Mal Waschgelegenheiten und andere Kleider und wurden mit Desinfektionsmitteln behandelt. Wir fühlten uns das erste Mal so behandelt, wie wir das von früher her kannten. Vorher waren wir ja eine Art Vieh. „Swinia“, Schweine, das Wort hörte man immer wieder und weitere Flüche. Mit uns konnte jeder machen, was er wollte.

Und dann kamen wir nach Wipperfürth. Nachts kamen wir dort an, und ich habe gedacht, das ist das Rheinland, wir kommen ins Rheinland. Mein Vater sang sehr, sehr viele Lieder, vor allem die der deutschen Romantik; er war ein großer Heine-Freund und hat immer Heine zitiert. In Ostpreußen kümmerte sich kein Mensch darum, denn die meisten Leute dort wußten gar nicht, wer Heine war. Mein Vater war im Arbeiterbildungsverein und zitierte oft

Kreuz mit Schaf, 1993, Holz, Dispersion, 130 x 60 cm

Lenau, Adalbert von Chamisso, Fichte, Ludwig Uhland, und auch ich kenne heute noch sehr viele Gedichte. Er hat auch viele Rheinlieder gesungen. Ein Lied das hieß: „Ich kam von fern gezogen, zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein, beim Wirt zum Rolandsbogen, da kehrt ich ein. Ich trank mit seiner Base auf Du und Du, der Mond, mit schiefer Nase, sah zu“. Unser Nachbar hatte Platten, auch Karnevalsplatten, die habe ich als Junge gehört, und zwar war damals mein Lieblingslied: „Kornblumenblau, sind die Augen der Frauen am Rheine“, und ich habe mir vorgestellt, jetzt komme ich ins Rheinland, und da sind Berge und unten sprudelt der Rhein und wie bei Heine sitzt oben die blonde Dame, nein, ich habe das nicht so mit der Dame gedacht, aber ich habe gedacht, der fröhliche Rhein, da bist Du jetzt und dann geht es dem Herbst entgegen und dann wirst Du auch in den Weinbergen sein und tanzen. Nachts kamen wir irgendwann auf einem LKW nach Ratingen, über Hubbelrath ist der LKW gefahren und irgendwo dort hielt er an. Da waren Zuckerrübenfelder und eine Nachbarin sagte: „He, der Deiwel, hier sieht es ja aus, wie bei uns zu Hause, nur Zuckerrieben, nur Zuckerrieben und Stoppelfelder und auch Kartoffeln“, nein, sie sagte das ostpreußische Wort für Kartoffeln, „nur Tschukken, Tschukken und nochmals Tschukken“ ! Ja, da

war ich dann da in Ratingen und nicht an den Klippen bei Bingen. Aber ich war in Ratingen, in Hubbelrath, im Schwarzbachtal, zwischen den Feldern der Bach, viele Obstbäume. Ja, und dann sollte ich in Ratingen zur Schule gehen, die hätte jetzt fortgesetzt werden müssen. Aber das gefiel mir schon mal gar nicht. Ich rauchte schon, ich konnte Trecker fahren, mit den Pferden umgehen, da bin ich gleich zum Bauern gegangen. Da gab es gutes Essen und man war ein Kerl, also ein richtiger Mann. Da ging es gleich los. Hubbelrath, Gut Born, Hausmann, Pferdeknecht, Treckerfahren, Anhänger beladen, Mist streuen, das ging. Es war wieder wie in Ostpreußen, ich war wieder auf dem Lande. In Ratingen bin ich noch eine Weile beim Bauern geblieben, und dann habe ich bei Niederfahrenhorst Schmied und Stahlhochschlosser gelernt. Und das habe ich ausgelernt, das war 1952, im Frühling. Danach habe ich mich bei der Polizei beworben und konnte zur Polizei gehen in Düsseldorf. Ich habe aber weiter in Ratingen im Schwarzbachtal gewohnt.

M.: Wo war das genau?

Direkt gegenüber vom Hahnerhof, der Bauer hieß Sturzum, am Thomashof. Mit den Leuten waren wir auch befreundet. Das ist so ein kleines Bergisches Häuschen, es steht heute noch da, ist eine ganz hübsche Gegend, sieht aus wie im Schwarzwald da unten. Es ist jetzt etwas verbaut durch diese blödsinnige Autobahn. Ich werde die Ratinger nie verstehen, das die sich da eine Autobahn durch das hübsche Schwarzbachtal haben bauen lassen. Es ist natürlich alles zersägt durch diese Autobahn, die Straßen zerfetzen ja alles. Hier oben, in der Nähe der Insel Hombroich haben die Einwohner so eine Straße gestoppt, deswegen muß man hier so einen Knick fahren. Die Autobahn wäre durch die schönste Aue gegangen, und das haben die Leute gestoppt. Es wird nicht mehr gebaut. Ja, ich kenne Ratingen, da habe ich ja meine Jugend verbracht, meine Jugendträume. Da waren die ganzen romantischen Eckchen. Die Gegend durchwandere ich heute jedes Jahr einmal. Angertal ab Auermühle bis hinten durch, wieder zurück, linke Seite hoch, rechte Seite zurück, dann am Speeschen Forst, an der Höhe vorbei. Da am Ratinger See, da war ich ein erfolgreicher Springer, von der Nordwand hinein in die Fluten. Meine Kumpels und ich waren die großen Springer von Ratingen. In Ratingen gab es doch noch kein Freibad. Immer sind wir am Blauen See gewesen und am Schwarzen Loch, das war da, wo später der Maler Peter Brüning wohnte. Da haben wir uns auch herumgedrückt, da ging die Sage um, es wären ganze Fabriken unten in der Tiefe, und dabei war das ein ganz normaler Kalkbruch. Ratingen war überhaupt sehr romantisch. Zum Beispiel gab es da so eine kleine Gaststätte, die war so ein bißchen versteckt, in versteckten kleinen Gäßchen, da machten wir Jungens unsere Gesellenprüfung in der Liebe. Und dann ging es mit den Kleinen an den Stadtmauern vorbei, es war überhaupt kuschelig, dieses Ratingen, ich habe es geliebt wie einen alten Schuhkarton. Das war so eine richtige Ritterstadt, ich mochte Ratingen gern, Hohe Straße hoch und runter, hoch und runter, hoch und runter. Und es gab wunderbare Kinoerlebnisse. Es gab drei Kinos in Ratingen. Einmal das Capitol, da ging man im Anzug hin mit Windsor-Knoten, Ami-Hose und Ringelsocken. Das war 1948/49. Und dann, wenn die Vorstellung vorbei war, gingen wir zwei Runden über die Oberstraße und guckten, ob da hübsche Mädchen waren. Wenn nicht, dann gingen wir als Flegel in die Schauburg. Das war ein ganz kleines Kino, da gab es Filme wie „Heiße Lippen, kalter Stahl“ und diese harten Krimis da. Und hinten der Filmvorführer, der war wohl vom Krieg sehr verbittert, der konnte kein Lachen vertragen. Da gab es manchmal auch Liebesfilme, aber

Adam und Eva, 1989, Holz, Eisen, Blattgold, Öl, 142 , x 50 cm

harmlos, na ja, diese einfachen Liebesfilmchen. Und da saßen wir in der ersten Reihe, wir Bengels, uns nannten sie auch die Dreschkastenbrigade, weil wir alte Motorräder fuhren. Wenn nun das Liebespaar sagte „Du wirst immer bei mir sein“, Rudolf Lenz, werde ich nie vergessen, Rudolf Lenz, der Förster vom Silberwald. Da saß er nun, da sagte sie, ich glaube es war die Kaufmann, nein, die Kaufmann nicht, eine andere, und da sagte sie „Du“, und dann kam das Rehlein aus dem Wald, und alles hinten seufzte „ach“ - es gab ja kein Fernsehen, das Kino war ja das Theater -, und wir saßen da vorne und dann sagte der Lenz „und das ist die Welt, die sich jetzt findet“. Dann lachten wir Bengels „Hahahahaha“, und auf einmal ging hinten die Tür auf, der Vorführer kam mit der Taschenlampe von oben „wer hat hier gelacht, wer hat hier gelacht? Jedesmal kann ich wiederholen, wer hat hier gelacht? Immer an der schönsten Stelle, diese Störungen! Man sollte die Polizei holen.“ Ratingen hatte aber nur zwei Polizisten. Der eine ging in der Stadt unten entlang, der andere oben. Also ich muß sagen, meine Jugend in Ratingen war doch sehr, sehr romantisch.

O.: Anatol, wenn Sie jetzt zurückkehren nach Ratingen, was ist Ihnen da aufgefallen? Ist Ihnen etwas Spezielles aufgefallen und was empfinden Sie dabei?

A.: Wie gesagt, ich wandere viel um Ratingen herum, ich fahre auch mal den Hölender hoch, ich wandere dann auch in Hösel, durch den Speeschen Forst, zum Krummenweg - kleines Essen wie früher - wandere dann durch den Wald zurück und komme unten am Blauen See wieder an. Man muß wissen, ich war jahrelang Hochleistungssportler, so in den fünfziger Jahren, da habe ich dort mein Waldtraining gemacht, im Speeschen Forst. Ja, heute - früher bin ich gerne durch Eckamp geschlendert. Ich mochte das Dörfchen gern, weil man da zum Tanzen war, in der wilden Zeit direkt nach dem Kriege, bei Schooldermann, haha, da ging es rund. Da spielten Friedhelm Schallenberg und seine Solisten. Und dann war eine Kapelle da - das werde ich nie vergessen - zu der gehörte ein ehemaliger Pioniersoldat, dem hatten sie die rechte Hand abgeschossen. Der hatte aber eine Vorrichtung, mit der bewegte er den Jazzbesen und dann „tsch siiiiii tsch“ - mit so einem Gewinde ging das - wußten wir ganz genau, wenn der wieder gegen den Jazzbesen schlug, dann sauste der Besen herum und er nahm die Rumba-Kugeln, und dann kam „Wenn Du mal in Kuba bist, dadalalalala,“ so ging das. Wir waren eng vertraut mit der Kapelle, das war nicht so anonym wie heute dieses Disco-Gefasel. Dann die Ratinger Kirmes, wenn ich das überlege, ich habe sie ja nie wieder erlebt, das war so wunderschön, das war da unten in der Nähe des Gymnasiums, da gab es einen Platz und da war immer die Kirmes. Seilers Boxbude! Da flogen die Fetzen, da gingen die Kumpels von uns auch in den Ring. Und heute - tja, vor dreißig Jahren, als unser Junge noch klein war, haben wir viele Fahrradtouren nach Ratingen gemacht. Da fuhren wir: Düsseldorf, Rath, Ratingen-West, zack, oben die Hauser Allee entlang, unten nochmal geguckt nach der Burg, den Kindern die Burg gezeigt, dann oben durch den Wald zurück. Ja, da kann doch heute kein Mensch mehr Fahrrad fahren! Das sieht ja aus wie in einer Vorstadt von Chicago. Da ist ja ein Stadtviertel gebaut worden, da kriegt man ja Angst, da kannst Du ja gar nicht durchfahren, so ein Verkehr ist da. Da sind inzwischen, Gott sei Dank, ein paar schöne Fahrradwege angelegt, sonst könnte man da gar nicht fahren. Also, nach Eckamp zu kommen unterlasse ich, viel zu unruhig dort. Da war doch früher die Spiegel-Glasfabrik und die war noch bis vor zwanzig Jahren unheimlich romantisch. Da war ein Freund von mir, der auch vielen Studenten an der Akademie geholfen hat, der Halwan, der machte Kunststofformen, mit diesen Verbindungen konnte man, auch an der Akademie, neue Formen machen. Da konnte man viel lernen. Auf einmal wurde die Fabrik abgerissen, und es entstand ein ganz neues Wohnviertel. Da gab es doch auch noch so einen kleinen Baggersee, ich erkenne da gar nichts mehr wieder und wir sind dann auch nicht mehr dort hingefahren. Dann hatte ich aber kürzlich, als ich mir die Räume des Stadtmuseums angesehen habe, Gelegenheit, die Innenstadt zu sehen. Und das muß ich sagen, da bin ich mit Freude durchgegangen: durch die Bechemer Straße, durch noch

Galerie Citadellchen

Ingeborg Müller

Citadellstraße 27
(gegenüber dem Stadtmuseum Düsseldorf)
Telefon 02 11/32 52 53, Fax 02 11 / 43 27 25

Dienstag – Freitag 15.00 – 18.30 Uhr
Samstag 10.00 – 14.00 Uhr

Interessante Gemälde von Künstlern der Düsseldorfer Malerschule

wie Theo Champion, Max Clarenbach, Richard Gessner, Peter Janssen, Joseph Kohlschein d. Jüng., Karl Heinz Krauskopf, Walter Ophey, Josef Pieper, Wilhelm Schreuer u. a.

sowie Plastiken von Gretel Gemmert, Leonore Gerber-Sporleder, Karl Kluth, Hannelore Köhler, Clemens Pasch

schöne Sträßchen, schöne Metzger sind noch da und schöne Bäcker und die Ecke Bechemer Straße, wo es nach Homberg geht, ich kann den Namen jetzt nicht nennen, das Eckchen ist auch so geblieben, auch mit dem Büdchen, das alte Büdchen ist noch da. Was mir auffiel, ist, daß die Leute - wie heute in vielen Städten üblich - die Reklame so außen vor die schönen Häuser quetschen. Es gibt da doch so ein paar kleine, alte, schöne Bürgerhäuser, sogar noch ein schönes Fachwerkhaus, da ist alles voller Reklameschilder. Jeder Drogist, jeder Friseur kletscht da was vor. Und das finde ich nicht schön. Aber das ist heute in allen Städten so, ob hier in Grevenbroich, in Bergheim oder in Ratingen. Das also hat Ratingen auch mitgemacht und dann ist in Ratingen, was mich auch befremdet hat, diese Gegend da unten zur Aue hin sehr verändert, die Fester Straße, da war die alte Eisenhütte, die Arbeiterhäuschen standen da, das ist alles verschwunden. Manchmal sieht das so aus, als ob sich ein Mädchen aus dem Bergischen Land mit Jil Sander einkleidet, weil es viel Geld hat. Ich glaube, wenn man da wohnte, würde man das nicht merken, aber wenn man so als Fremder kommt, fällt einem das auf. Mir ist das auch so gegangen, als ich nach Hause kam, nach Ostpreußen vergangenes Jahr. Überall dasselbe. Die Polen machen jetzt ihre Städtchen auch kaputt.

O.: Ja, sobald Geld da ist.

A.: Ja, sie machen alles kaputt, an allen Stellen. Da kommt man in kleine Städtchen, da sind riesige Tankstellen davorgekloppt und Einkaufszentren davorgenagelt. Das ist wohl der Lauf der Zeit.

O.: Also auch ein „Memento mori“ der Städte, wenn man so will?

A.: Ja, ja. Bedenke, daß Du sterben mußt. Das ist, tja, ich würde so sagen: Die alten Ratinger Bürger, die ihre Stadt gebaut haben, die haben mehr Souveränität besessen - gegenüber allem. Die haben ihre Stadt so gebaut, indem sie sich sagten, wir sind eine Bergische Stadt, wir haben das und das, wir machen das und

Die Wächter II, (21 Figuren), 1995, Stahl, geschmiedet und geschweißt, je 95 x 35 x35 cm

das. Ja, da gab es doch einmal so eine Geschichte, die Legende kenne ich nicht mehr, von dem Dumeklemmer. Die hatten so ein ganz eigenes Bewußtsein, die Ratinger. Das mochte ich gerne, das mochte ich wirklich sehr gerne. Und ich habe auch gerne in Ratingen gewohnt, bis ich nach Düsseldorf zog. Aber das ist heute nicht mehr so, die alten Leute stehen noch so da wie früher, aber alles andere ist Jeans, Coca-Cola, Esso und wie der ganze Plunder heißt.

Früher sagte man, die Ratinger, aber das ist nicht mehr so. Einige Teile gehen ja schon teilweise in Düsseldorf über, wie zum Beispiel die Volkardey. Die Volkardey war immer so eine Art Grenze. Wenn man als Polizeibeamter Streife fuhr, fragte man, wo steht ihr? In der Volkardey. Und wir sagten dann, wir fahren nach Ratingen. Das ist heute nicht mehr so, das ist ja fast eine Stadt.

O.: Können Sie noch etwas zu Ihrer Ausstellung in Ratingen sagen, zu den Exponaten, die Sie dort ausstellen werden?

A.: Ja, da habe ich etwas Besonderes vorbereitet. Das sind die Wächter, die Wächter und dann die eisernen Skulpturen. Da ist zum Beispiel das Kreuz Garzweiler, das Eisenkreuz, da sieht man ein zerstörtes Dorf. Ja, wenn man früher durch Hubbelrath ging, wie ich mich erinnere, diese Bauernhöfe da, das waren Schmuckstücke diese bergischen Höfe da, wenn es auch keine Pferde mehr gab, sondern Traktoren. Aber heute? Ob das Gut Born ist, da wohnt irgendein reicher Mann, der da ein paar Pferde herumlaufen hat, oder da oben, da gibt es gar keinen Bauern mehr, der hat das Land verpachtet. Wo früher die Kopfweidenwiesen waren und Jungvieh auf der Wiese lag, da stehen nur noch Pferdeanhänger, von diesen Kartoffelreitern, diesen Sonntagsreitern. Da oben, da sieht es schon teilweise auf den Feldern so aus wie auf einer Kolchose, man sieht, die Felder sind zusammengelegt. Ja, und dann kann man ja Hubbelrath da oben und dieses schöne Ratingen- Ost nach Homberg hin, das kann man ja schon Golfhausen nennen. Da sind ja nur noch Golfplätze. Da sind keine bergischen Höfe mehr, und sie werden ja auch immer weniger. Früher, wenn man dort oben fuhr, von Homberg in das schöne Ratingen herunter, diese großen, gelben Matten der jetzt blühenden Rapsfelder, das ist auch vorbei, alles vorbei. Wie Garzweiler, ich habe zwölf Jahre lang das Schicksal des Dorfes Garzweiler verfolgt. Ich war beim Sterben der Dorfkirche dabei, einem wunderschönen neugotischen Bau. Aus, Kugel ran, Dorfkirche weg, alles weg, wegen der Braunkohle. Für zwanzig Jahre Energie zweitausend Jahre Kultur weg. Eine römische Siedlung. Jetzt sind schon wieder vierzehn Dörfer dran. Weg damit. Wenn ich früher von Ratingen nach Ratingen-Ost fuhr, dieses schöne Sträßchen da nach Homberg hoch, da fuhr man dann über den Hügel und auf einmal kam

das Dorfkirchlein von Homberg, Heiligenhaus da hinten hoch, da ist jetzt eine Kreuzung, eine Verkehrskreuzung wie am Frankfurter Flughafen. Dieses Kreuz von Garzweiler, das zeigt mein Gefühl, mein Empfinden im Angesicht dieser Zerstörung, die wir vornehmen. Was wir so platthauen. Die Jugend heute hat treffende Worte dafür in ihrem Slang: platthauen, plattmachen, Kohle machen, ja, Kohle machen! Die jungen Leute übernehmen das Vokabular ja sogar in die Welt ihrer Liebe: anmachen, da steh' ich drauf, sagen sie. Man muß sich das einmal vorstellen, was das für eine Verrohung ist. Das ist so ähnlich wie die Sprache bei den Nazis, wie mir als junger Mensch klar wurde, als der ganze Wahnsinn zusammenbrach: ausrotten, ausradieren, gleichmachen, und was die alles so benutzt haben: abschalten, zuschalten, umsetzen, das ist ja auch diese kalte, menschenverachtende Sprache: wir setzen soundsoviel Kräfte um. Man muß sich das einmal vorstellen.

Und da habe ich gedacht, der Neubeginn in meiner zweiten Heimat im Rheinland war in Ratingen, man war ganz jung, kam aus dieser Hölle heraus und wurde das erstemal wieder geborgen aufgenommen, wenn auch als Pferdeknecht beim Bauern. Aber man war geborgen, es gab Gesetze, man war beschützt, und man sah sich um und erlernte die Sprache. Ich mag das Rheinische sehr gerne. Die Art und Weise, wie die Rheinländer zum Beispiel sagen, „Wat hässe jesaagt?" „Wie, wat han ich jesaagt?" „Nix han ich jesaagt." „Ja, waröm hässe nix jesaagt?" „Ja, dat han ich dich doch schon jesaagt."

Beim Bauern habe ich dann auch die Arbeit gemacht, weil wir ja für Hitler gebüßt haben, wir haben ja wirklich gebüßt. Da hörte ich in der Nachbarschaft, der Bauer sei Ortsgruppenleiter gewesen. Der stolzierte jetzt schon wieder mit den blanken Stiefeln auf dem Acker herum und ich hatte die Gummistiefel an und streute schon wieder Mist. Da bin ich bald verrückt geworden. Da streute ich Mist, und die Kinder da von dem einen Bauern, die wirklich nicht beschlagen waren, denen habe ich abends noch Nachhilfeunterricht gegeben, nach dem Miststreuen. Ich dachte, jetzt fängt der Wahnsinn schon wieder an. Das muß man sich einmal vorstellen. Und deswegen habe ich darauf mit meinen kleinen eisernen Wächtern Bezug genommen. Ich sehe sie schon wieder überall auftauchen, ich sehe sie schon wieder überall mit dem Schild, mit dem Visier. Wir als Polizisten hatten einen Tschako auf, einen Gummiknüppel und eine Pistole zur Notwehr. Aber die heute rennen schon wieder herum und sehen schon wieder aus wie die Mondmenschen, wenn sie im Einsatz sind. Da habe ich mir Gedanken gemacht. Also dachte ich, das wirst du mal in Ratingen, wo du wieder neu angefangen hast, das wirst du dort ausstellen.

Und ich werde auch Bilder zeigen, die mit Garzweiler zu tun haben, mit diesem Dörfchen, mit dem Leid dieser Menschen. Ich meine, wenn ich sehe, daß ein Bagger mit der Kugel die Dorfkirche zusammenschlägt und zwei weinende alte Mütterchen mit ihren kleinen Handtäschchen gucken zu. Das ist doch ein Leid, über das keiner spricht. Die zweiundsiebzigjährigen kommen doch gar nicht zu Wort. Arbeiten zu dieser Thematik werde ich in Ratingen ausstellen und ich kann mir vorstellen, daß dies manche Ausstellungsbesucher nachdenklich machen wird. Ratingen ist noch ziemlich beschützt, hier hat man aufgepaßt. Aber was wäre, wenn man in Ratingen Erdöl gefunden hätte? Ja, da hätte man alles abgebogen und gnadenlos zugeschlagen, wenn es sein müßte gleich bis nach Lintorf hinunter, um die Jauche aus der Erde zu pumpen, nur des Geldes wegen.

Mit Anatol sprachen Dr. Marie-Luise Otten und Dr. Ursula Mildner

Insel Hombroich, Mai 1995

Eisenkreuz, 1990, Stahl, geschmiedet und geschweißt, 156 x 143 x 50 cm

„Der kleine Böttcher"

Ein Modell von Johann Peter Melchior wird 225 Jahre alt

Als Johann Peter Melchior um 1770 das Modell „Der kleine Böttcher" schuf, war der hochbegabte Künstler gerade 23 Jahre alt. In diesem Jahr wurde er zum kurmainzischen Hofbildhauer ernannt mit der Stellung als Modellmeister der Porzellan-Manufaktur Höchst. In Höchst entstanden von seiner Hand über 300 Kleinplastiken der Porzellankunst. Melchior entwarf Figuren und Gruppen von Kindern sowie Menschen aus dem Volk, dargestellt in ihrem Leben und ihrer Arbeitswelt.

Das Modell „Der kleine Böttcher" zeigt einen Knaben, der über eine umgestülpte Bütte gebeugt mit Hammer und Stemmeisen einen Reifen festschlägt. Die Porzellanfigur ist 11 cm hoch, unter der Glasur ist die Marke, das „Höchster Rad", aufgetragen und die Nummer 97 eingeritzt. Zu dieser Figur entstand gleichzeitig das Gegenstück „Der kleine Schmied" (Nr. 98). Diese ebenfalls 11 cm hohe Figur stellt einen Knaben dar, der mit seinem Hammer einen Stahl auf dem Amboß schmiedet. Sicherlich ließen sich diese beiden Figuren gut verkaufen, denn schon 1774 kopierte A. C. Lupplau die Modelle für die Fürstenberger Manufaktur. Am Verkaufserfolg seiner Modelle wurde Johann Peter Melchior jedoch nicht beteiligt.

Als er 1779 Höchst verließ und nach Frankenthal wechselte, verblieben seine Modelle im Besitz der Höchster Manufaktur und wurden dort über 15 Jahre tausendfach ausgeformt. 1797 wurde die Höchster Manufaktur geschlossen und die Gußformen wurden in einer Scheune eingelagert. Dort ruhte unser „Kleiner Böttcher" über 40 Jahre.

1840 kaufte die Steingutfabrik Damm bei Aschaffenburg die Höchster Figurenmodelle. Vor allem wurden Melchior-Figuren ausgeformt, jedoch nur wenige in Porzellan, da man nicht die geeigneten Brennöfen besaß. Stattdessen fertigte man in Steingut, das beim Brennen gegenüber Porzellan geringer schwindet. Deshalb ist unser „Böttcher" in Steingut 1 cm höher, also insgesamt 12 cm. Er erhielt zu der Marke „Höchster Rad" ein großes „D" für Damm hinzugefügt sowie die eingeritzte Form-Nummer 76. Die Figur kostete zwei Gulden und war somit nur von Mitgliedern des Adels und des gehobenen Bürgertums zu bezahlen.

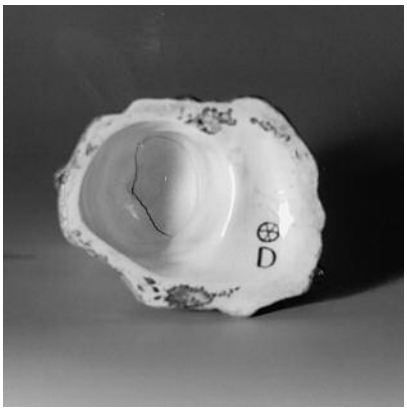
Johann Peter Melchior „Der kleine Böttcher", Ausformung durch die Steingutfabrik Damm bei Aschaffenburg, zwischen 1840 und 1880

Mitte des 19. Jahrhunderts waren Kinderbilder von Ludwig Richter sehr beliebt und in vielen Schulbüchern und Gedichtbänden häufig verbreitet. Weil es zu dieser Zeit aber keine Künstler gab, die diese Bilder figürlich umsetzen konnten, läßt sich die Renaissance der Melchior-Figuren leicht erklären. Die Firma Damm hatte mit ihnen gute Verkaufserfolge und ihre Mitarbeiter dadurch gesicherte Arbeitsplätze.

Von 1840 bis 1880 wurde der „Kleine Böttcher" bei Damm in Aschaffenburg in Steingut gefertigt, und es wurde eine große Anzahl von Ausformungen hergestellt. Als 1880 die Steingutfabrik Damm in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet und versteigert wurde, traf dies auch den „Kleinen Böttcher" und die anderen Melchior-Modelle. Nach mehrfachem Besitzwechsel gelangten sie in die Steingut- und Fayencenfabrik von Franz-Anton Mehlem nach Bonn (1886). Dort wurden diese Modelle eineinhalb Jahre lang wieder instandgesetzt. Angeblich hat man sich hierzu extra aus England Steingutarbei-

ter kommen lassen. Alle Figuren wurden in Steingut, einzelne auch in Porzellan ausgeformt, doch kein Stück wurde verkauft.

1903 erwarb die Firma Dressel, Kister & Cie in Passau, Zweigniederlassung der ältesten Volkstedter Porzellanfabrik AG, die Formen von Damm, etwa 350 Figuren und Gruppen. Von 1903 bis 1936 wurden die Melchior-Figuren in Passau in Porzellan ausgeführt: Sie erhielten als Marke das „Mainzer Rad“ und den „Bischofsstab“. Als die Fabrik 1936 in Konkurs geriet, gingen fast alle Höchster Formen verloren. 1942 befanden sich noch etwa 30 Modelle in dem Nachfolgebetrieb Porzellanfabrik Passau Philip Dietrich. Ein anderer Teil der Formen befand sich im Ostmarkmuseum auf der Feste Oberhaus in Passau.



Unter der Figur erkennt man neben dem Höchster Rad das Zeichen „D“ für die Steingutfabrik Damm

Die Melchior-Form des „Böttchers“, aus der über so viele Jahre tausendfach Figuren reproduziert wurden, muß sicherlich in Unkenntnis achtlos weggeworfen und zerstört worden sein. 1947 wurde die Höchster Porzellanmanufaktur neu gegründet und die Form des „Kleinen Böttchers“ nach Originalen des 18. Jahrhunderts neu geschaffen.

1965 erfolgte die zweite Neugründung der Manufaktur - diesmal auf sicherem finanziellen Boden im Besitz der Höchster Aktiengesellschaft und der Dresdner Bank. Noch heute wird in dieser Manufaktur für den Verkaufspreis von ca. 1.000 DM „Der kleine Böttchef“ gefertigt. Für einen 1770 in Höchst gefertigten „Böttcher“, der ein Sammler- und Museumsstück darstellt, muß man im Kunsthandel ein Mehrfaches aufbringen.

Norbert Kugler

Literaturhinweise:

Karl Heinz Esser, Höchster Porzellan, Königstein i.Ts. o.J.

Die figürlichen Erzeugnisse der Steingutfabrik Damm 1840-1884, Aschaffenburg 1991.

Friedrich H. Hofmann, Johann Peter Melchior 1742-1825, München u.a. 1921.

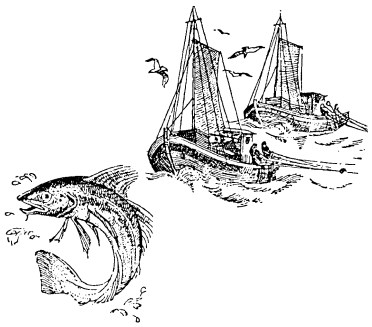
Michel Oppenheim, Johann-Peter Melchior als Modellmeister in Höchst, Frankfurt/M 1957.

Kurt Röder/Michel Oppenheim, Das Höchster Porzellan auf der Jahrtausend-Ausstellung in Mainz 1925, hrsg. im Auftrag der Stadt Mainz, Mainz 1930.

Erich Stenger, Die Steingutfabrik Damm bei Aschaffenburg 1827-1884, ND Aschaffenburg 1990.

Achenbach · Bloos · Brockerhoff · Boetzel · Clarenbach · Cleff · Capellmann · Dirks · Dücker
Fritzel · Gessner · Gillessen · Gebhard · Hambüchen · Hermanns · Heimig · Irmer · Junghans · Kampf
Kaul · Kips · Köhler · Kohlschein · Körding
Köster · Kocks · Liesegang · Lins
Marks · Melcher · Möritz · Mühlig
van der Paas · von Perfall-
Plückebaum · Preyer Schiffer · Rasenberger
Reuter · Ritzenhofen Rocholl · Schauten
Schnitzler · Schreuer · Schmurr · Steib · Strahn · Thelen · Vilz · Welbers · Wagner · van Wille
Weitz · Weisgerber · Wolf

Brand's Jupp
18 74
Hotel · Café
Restaurant
Terrasse
Telefon 02 11 / 40 40 49
Wittlaer
Das Künstlerhaus am Niederrhein



Wir sind für Sie da von:
Mittwoch bis Sonntag 11 bis 23 Uhr
Dienstag von 18 bis 23 Uhr
Montag ist Ruhetag (außer an Feiertagen)

Kalkstraße 49 · 40489 Düsseldorf (Wittlaer)
Telefon 02 11 / 40 40 49 · Fax 02 11 / 4 79 04 03

Kleine Stadt am Sonntagmorgen

Das Wetter ist recht gut geraten.
Der Kirchturm träumt vom lieben Gott.
Die Stadt riecht ganz und gar nach Braten
und auch ein bißchen nach Kompott.

Am Sonntag darf man lange schlafen.
Die Gassen sind so gut wie leer.
Zwei alte Tanten, die sich trafen,
bestreiten rüstig den Verkehr.

Sie führen wieder mal die alten
Gespräche, denn das hält gesund.
Die Fenster gähnen sanft und halten
sich die Gardinen vor den Mund.

Der neue Herr Provisor lauert
auf sein gestärktes Oberhemd.
Er flucht, weil es so lange dauert.
Man merkt daran: Er ist hier fremd.

Er will den Gottesdienst besuchen,
denn das erheischt die Tradition.
Die Stadt ist klein. Man soll nicht fluchen.
Pauline bringt das Hemd ja schon!

Die Stunden machen kleine Schritte
und heben ihre Füße kaum.
Die Langeweile macht Visite.
Die Tanten flüstern über Dritte.
Und drüben, auf des Marktes Mitte,
schnarcht leise der Kastanienbaum.

Erich Kästner

Max Scheiff, Ratinger Bürgermeister in schwerer Zeit (1922 - 1933)

(Fortsetzung)

Das Leben unter französischer Besatzung mit den Belastungen des sogenannten Ruhrkampfes bedeuteten ein Höchstmaß an Not und Bedrängnissen, wie sie nicht einmal der Krieg und die Wirren bei Kriegsende mit sich gebracht hatten. Bürgermeister Scheiff hatte durch besonnenen Umgang mit den Franzosen und durch die Einleitung etlicher Versorgungsmaßnahmen die Schwierigkeiten hier und da ein wenig zu mildern vermocht. Zur Zeit der Beendigung des Ruhrkampfes im November 1923 drohte das Leben in Ratingen in einem allgemeinen Elend und Chaos zu versinken (vgl. „Quecke“ Nr. 64, 1994).

Die Währungsreform und der sich 1924 abzeichnende Abzug der Franzosen waren Zeichen eines Neubeginns. Dieser schien in der sich rasch vermindernden Arbeitslosigkeit im Frühjahr eine erste Bestätigung zu finden. 1924 war gewissermaßen ein Jahr der Hoffnung, man wartete auf eine allgemeine wirtschaftliche Belebung, dies auch dann noch, als im Sommer 1925 die Signale neuer ernster Schwierigkeiten nicht mehr zu übersehen waren.

Die neu eingeführte Währung sicherte, mochten die Einkommen z.B. der Rentner, Kriegshinterbliebenen und Wohlfahrtsempfänger auch noch so gering sein, im Unterschied zur Zeit davor eine ausreichende Versorgung und ein bescheidenes Existenzminimum. Einige Probleme schienen sich nun wie von selbst zu regeln, z.B. der Wohnungsmangel. Neben der Rückgabe von etwa 50 Wohnungen durch die Besatzungsmacht im November und einer einsetzenden Bautätigkeit veranlaßten die niedrigen Einkommen viele Mieter dazu, sich zu beschränken, in kleinere Wohnungen umzuziehen und so Wohnraum freizugeben. Die Liste der Wohnungsuchenden schrumpfte zusammen, so daß die noch bestehende staatliche Zwangsbewirtschaftung gelockert wurde.

Zugleich zeigte sich allenthalben neue Lebensfreude. Das Schützenfest 1925 wurde, wie die „Ratinger Zeitung“ registrierte, allgemein als das bis dahin schönste der Nachkriegszeit empfunden. Man wollte die schlimmen Zeiten vergessen und sich unbeschwert der Gegenwart zuwenden. Ein Ereignis, das diese Bedürfnisse zu erfüllen schien, war das 1926 anstehende 650-jährige Stadtjubiläum.

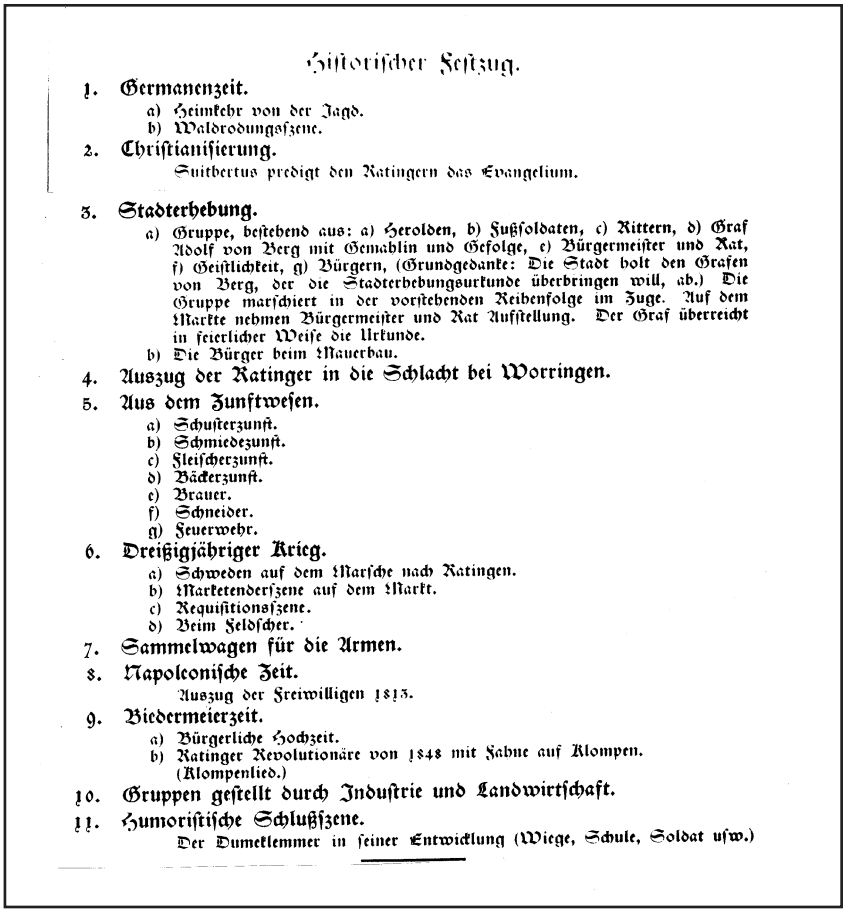
Der Gedanke, das Jubiläum aufwendig zu feiern, werde bei der gesamten Bürgerschaft freudigen Anklang und begeisterte Zustimmung finden, hieß es dazu in der „Ratinger Zeitung“ schon im Sommer 1924, also beinahe zwei Jahre im voraus. - Bei diesem ersten hervorgehobenen Hinweis auf das Jubiläum wurde auch mitgeteilt, daß schon mehrere Autoren - der Düsseldorfer Archivdirektor Dr. Redlich, der Leiter des Ratinger Progymnasiums Dr. Petry und dessen Stellvertreter Professor Dresen - fußend auf Vorarbeiten der verstorbenen Gebrüder Eschbach, an einer umfangreichen „Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815“ arbeiteten, die pünktlich zum Jubiläum vorliegen sollte. Dies, so die „Ratinger Zeitung“, sei das schönste Jubiläumsgeschenk der Stadt an ihre Bürger. Die Autoren seien für ihre Arbeit von der Stadt gewonnen worden. Wie das Vorwort der Stadtgeschichte vermuten läßt, ging die Initiative dazu von Bürgermeister Scheiff aus.

Von ihm kam auch die Anregung zur Gründung eines Heimatvereins. Nach einer ersten Vorbesprechung mit einigen interessierten namhaften Bürgern im Dezember 1924 veranlaßte Scheiff auf einer öffentlichen Versammlung im Januar die Berufung eines vorläufigen Vorstandes. Der Vorsitz fiel dem allseits anerkannten ehemaligen Rektor der Minoritenschule, Ratinger Ehrenbürger und Heimatschriftsteller Johann Adam Cüppers zu, als dessen Stellvertreter fungierte Dr. Petry, dem Beirat gehörten Professor Dresen und der Herausgeber der „Ratinger Zeitung“ Otto Brehmen an. Mit diesem hatte, wie mitgeteilt wurde, Cüppers schon verabredet, künftig „Blätter für Heimatpflege“, so der vorläufige Titel, als kostenlose monatliche Beilage der „Ratinger Zeitung“ und Mitteilungsblatt des zu gründenden Vereins herauszugeben, was diesem einen wichtigen Zugang zur Öffentlichkeit sicherte.

Zwischen der Gründung des „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege“, wie der offizielle Name lautete, und dem bevorstehenden Stadtjubiläum bestand ein unmittelbarer Zusammenhang. Bei der endgültigen Gründung im Februar wurde der Vorstand, dem in seiner Funktion als Bürgermeister auch Scheiff angehörte, bestätigt und zugleich beauftragt, Richtlinien für die Gestaltung der Jubiläumsfeierlichkeiten zu erstellen und erste Kontakte zu den zahlreichen Vereinen aufzunehmen. Auf einer von Scheiff im Herbst einberufenen Versammlung von 175 Vereinsvertretern wurde einstimmig beschlossen, das Stadtjubiläum in großem Rahmen zu begehen. Fortan lag die Festplanung in Verbindung mit der Stadt beim Heimatverein bzw. dessen Ausschüssen, die praktische Durchführung bei den zahlreichen Vereinen und Berufsvertretungen. Ohne auf die vielfältigen Feierlichkeiten, die sich besonders auf den September 1926 konzentrierten, im einzelnen einzugehen, läßt sich feststellen, daß das Jubiläum, gipfelnd in einem großen Umzug, in dem über 500 Ratinger in historischen Kostümen auftraten und für den zwei Stadttore errichtet wurden, einen sehr tiefen

Der Festzug zum 650-jährigen Stadtjubiläum am 12. September 1926.
Man sieht die Spitze des Zuges an der Ecke Oberstraße / Mülheimer Straße in Höhe des Katholischen Krankenhauses

und dauerhaften Eindruck im zeitgenössischen Bewußtsein hinterlassen hat, nicht zu vergleichen mit den in diesem Sinne eher kargen Jubiläumsfeiern 1951 und 1976. Offenbar kam das Jubiläum 1926 einem tiefen psychologischen Bedürfnis der Bevölkerung nach Kriegs- und Notjahren entgegen. Die Integration der Bürgerschaft in zahlreiche Vereine - es gab bei einer Einwohnerzahl von 15000 allein 10 Sportvereine und ein halbes Dutzend Gesangvereine, dazu kamen die z.T. sehr mitgliederstarken Traditionsvereine der Schützen und Krieger usw., die beruflichen Vereinigungen und nicht zuletzt die kirchlichen Standesvereine - war eine



Historischer Festzug.

1. **Germanenzeit.**
   a) Heimkehr von der Jagd.
   b) Waldrodungsszene.
2. **Christianisierung.**
   Suitbertus predigt den Ratingern das Evangelium.
3. **Stadterhebung.**
   a) Gruppe, bestehend aus: a) Herolden, b) Fußsoldaten, c) Rittern, d) Graf Adolf von Berg mit Gemahlin und Gefolge, e) Bürgermeister und Rat, f) Geistlichkeit, g) Bürgern, (Grundgedanke: Die Stadt holt den Grafen von Berg, der die Stadterhebungsurkunde überbringen will, ab.) Die Gruppe marschiert in der vorstehenden Reihenfolge im Zuge. Auf dem Markte nehmen Bürgermeister und Rat Aufstellung. Der Graf überreicht in feierlicher Weise die Urkunde.
   b) Die Bürger beim Mauerbau.
4. **Auszug der Ratinger in die Schlacht bei Worringen.**
5. **Aus dem Zunftwesen.**
   a) Schusterzunft.
   b) Schmiedezunft.
   c) Fleischerzunft.
   d) Bäckerzunft.
   e) Brauer.
   f) Schneider.
   g) Feuerwehr.
6. **Dreißigjähriger Krieg.**
   a) Schweden auf dem Marsche nach Ratingen.
   b) Marketenderszene auf dem Markt.
   c) Requisitionsszene.
   d) Beim Feldscher.
7. **Sammelwagen für die Armen.**
8. **Napoleonische Zeit.**
   Auszug der Freiwilligen 1813.
9. **Biedermeierzeit.**
   a) Bürgerliche Hochzeit.
   b) Ratinger Revolutionäre von 1848 mit Fahne auf Klompen. (Klompenlied.)
10. **Gruppen gestellt durch Industrie und Landwirtschaft.**
11. **Humoristische Schlußszene.**
    Der Dumeklemmer in seiner Entwicklung (Wiege, Schule, Soldat usw.)

Die Zugfolge des historischen Zuges

Die „Flußbadeanstalt an der Anger“ (Angerbad) in den 30er Jahren

wichtige Voraussetzung für die Art der Gestaltung, wie sie schon 1951 so nicht mehr gegeben war.

Der konkreten Erinnerung dienten mehrere 1926 errichtete und im Rahmen des Jubiläums feierlich eingeweihte Einrichtungen

- das Stadion (mit der heute nach ihm benannten Anschlußstraße, dem Stadionring)
- die um- und ausgebaute Flußbadeanstalt an der Anger (Angerbad); gleichzeitig wurde die Hauser Allee als Verbindungsstraße gebaut.
- die Kriegergedächtnisstätte an der Werdener Straße (Ehrenfriedhof)
- das Heimatmuseum im Bürgerhaus,
- die Jubiläumssiedlung mit 20 Zwei- bis Dreizimmerwohnungen an der Eschbachstraße.

Der Regierungspräsident ließ es sich nicht nehmen, zum großen Festzug persönlich nach Ratingen zu kommen und eine programmatische und bald viel zitierte Rede zur bevorstehenden Gebietsreform zu halten. Auch viele Nachbargemeinden bis nach Hilden und Benrath nahmen mit ihren Vereinen an den Veranstaltungen teil und entsandten Grußadressen. Bürgermeister Scheiff vertrat die Bürgerschaft bei den Festakten und ergriff z.B. vor der Eröffnung des Festzuges und bei der Einweihung des Ehrenfriedhofes und des Stadions das Wort. Die Gesamtbilanz wurde laut „Ratinger Zeitung“ von allen Beteiligten als äußerst erfolgreich empfunden.

Dennoch konnten diese Feierlichkeiten nicht vergessen machen, daß sich die wirtschaftliche Situation 1926 erheblich verschlechtert hatte, denn im Sommer 1925 war es zu einem tiefen Einbruch gekommen, der das ganze folgende Jahr anhielt. In einer späteren Darlegung an den Regierungspräsidenten über die Situation Ende 1926 führte der Bürgermeister u.a. aus, daß die Eschweiler - Ratinger - Metallwerke und das Eisenwerk mit zusammen 370 Beschäftigten zusammengebrochen seien, die hiesige Autofabrik (DAAG) ihren Betrieb von 1200 Arbeitern mit Tag- und Nachtschichten auf einfache Schichten mit nur noch 700 bis 800 Beschäftigten eingeschränkt habe. Weitere Reduzierungen stünden bei der Eisenhütte durch die Stillegung des Walzwerkes (80 Arbeitsplätze) bevor. Infolge zurückgehender Aufträge trügen sich die Dürrwerke mit dem Gedanken, „ihren hier gelegenen Betrieb aufzugeben und einem zentralen auswärtigen Werk anzugliedern.“

Die zahlreichen während des Stadtjubiläums errichteten Bauten und Anlagen, ergänzt durch umfangreiche Straßenarbeiten, waren also nicht der Ausdruck einer neuen Wirtschaftsblüte, sondern eine Folge der Krise und sollten, von der Stadt und vom Reich als Notstandsarbeiten finanziert, die weit verbreitete Arbeitslosigkeit verringern. Für die Stadt waren diese Arbeiten nur über Kredite und damit über eine massive Verschuldung zu finanzieren. Hatte die Inflation 1923 alle alten Schulden getilgt, so belief sich die Neuverschuldung Ende 1926 schon auf 850000 Mark, bei einem städtischen Gesamthaushalt von 1,2 Millionen.

Unmittelbar danach kam es zu einem neuartigen wirtschaftlichen Engagement der Stadt, das mit hohen Risiken belastet war.

Die „unter Geschäftsaufsicht“ stehende „Düsseldorf - Ratinger Maschinen- und Apparatebau AG“ an der Homberger Straße, so Scheiff in seinem weiteren Bericht an den Regierungspräsidenten, sei an die Stadtverwaltung mit der Bitte herangetreten, die Bürg-

Arbeiter der Firma DAAG vor dem Chassis eines halbfertigen LKW.
Ende der 20er Jahre

schaft für ein Darlehen von 250.000 RM zu übernehmen. Mit diesem Gelde habe das Unternehmen neue Produktionszweige wie die Herstellung von Silos für Grünfutter und Maschinen zur Fertigung von Kunstseide aufnehmen wollen. Ohne den Zufluß neuen Kapitals habe die Stillegung und der Verlust von 200 bis 300 Arbeitsplätzen gedroht.

Nach reiflicher Überlegung hätten Stadtverwaltung und Stadtrat sich einstimmig für die Bürgschaft ausgesprochen. Das in „Phönix Maschinenfabrik und Eisengießerei“ umbenannte Werk sei nach einem vorübergehenden Aufschwung durch Schwierigkeiten bei Lieferungen ins Ausland und Rechtsstreitigkeiten in neue Schwierigkeiten geraten, die nach massiven Verlusten zu einer Zusammenlegung des Kapitals und einem weiteren städtischen Engagement von noch einmal 250.000 und dann noch 100.000 Mark, also insgesamt von 600.000 Mark geführt hätten. Dennoch sei auch jetzt im Herbst 1930 die Stellung des in „Ratinger Maschinenfabrik und Eisengießerei AG“ umbenannten Unternehmens aufs äußerste gefährdet.

Aus unserer heutigen Kenntnis sei ergänzt, daß die Stadt am Ende ohne großen Schaden davonkam. Aber das Risiko, das man in der Höhe eines halben städtischen Jahresetats eingegangen war, stand außerhalb einer noch zu vertretenden Verantwortlichkeit. Um Schlimmeres abzuwenden, hatte man - mit ungewissem Ausgang - sich immer weiter engagieren müssen. Ein Scheitern hätte der Stadt auf lange Zeit jeden finanziellen Spielraum genommen.

Auf der anderen Seite macht die von Bürgermeister Scheiff anschaulich geschilderte Notsituation, in der man stand, die Übernahme der Bürgschaft dennoch verständlich. Das Kernproblem lag darin, daß der finanzielle Rahmen, in dem man sich bewegen mußte, viel zu eng gesteckt war. Umgerechnet auf den einzelnen Bürger, standen im städtischen Jahresetat etwa 80 Mark zur Verfügung, heute liegt diese Zahl - bei aller Problematik eines solchen Vergleichs - bei mehreren Tausend. An dieser Grundtatsache enormer Finanzknappheit ließ sich kaum etwas ändern.

Die allgemeine Not war 1926 schon so stark verbreitet, daß sich die Stadt gezwungen sah, frühere Versorgungsleistungen wieder aufzunehmen. So erhielten Bedürftige - vor allem Arbeitslose, Kurzarbeiter und Wohlfahrtsunterstützte - auf einen entsprechenden Antrag hin pro Haushalt 15 Zentner Kohlen und je Familienmitglied bis zu drei Zentner Kartoffeln, die bis zum folgenden April in Raten abzubezahlen waren. Die Stadtwerke lieferten diesem Personenkreis unentgeltlich pro Haushalt monatlich 20 Kubikmeter Gas und 8 Kilowatt Strom. Der wirtschaftliche und soziale Hintergrund, vor dem sich das glänzende Stadtjubiläum abspielte, stand zu diesem in einem merkwürdigen Kontrast. Da aber die finanziellen Aufwendungen für die Feierlichkeiten sich sehr in Grenzen hielten, ist auch aus heutiger Sicht die damals gezogene positive Bilanz durchaus aufrechtzuerhalten.

Die folgenden Jahre brachten eine gewisse wirtschaftliche Entspannung, wobei die Arbeitslosigkeit freilich auf einem hohen Sockel stehenblieb. Durch Senkung der Gewerbeertrags- und Gewerbekapitalsteuern suchte Bürgermeister Scheiff der Belebung zusätzliche Impulse zu geben und neue Unternehmen nach Ratingen zu holen, mit gewissem Erfolg, wie sich zeigte: in einer Mitteilung an die Behörde in Koblenz konnte er im Herbst 1928 von der Ansiedlung einer Großschlachterei (Ruwa-Werke) an der Kaiserswerther Straße und dem Ausbau der Keramag berichten, wodurch sich, zumal mit der bevorstehenden Eingemeindung Eckamps die dortige Rheinische Spiegelglasfabrik in Ratingen steuerpflichtig werde, die Finanzkraft Ratingens angeblich stark verbesserte. Neben diesen drei Großbetrieben, so Scheiff weiter, sei „das Vorhandensein weiterer verschiedenartiger Industrien wie Nieten und Schrauben, Papier, Kristall, Auto, Baumwollspinnerei und -weberei, Kunstseiden - Spinnmaschinenbau, Roßhaarspinnerei, Kesselfabrik, Ton, Elektrizität, Ziegelmaschinen, Eisengießereien, Chemie, Silo, Holzwaren, Tiefbau, Altmetall, Maschinenfabriken usw. sowie der ausgedehnte gewerbliche Mittelstand“ von großer Bedeutung. „Dadurch, daß die Industrien in Ratingen so vielseitig sind, treten Konjunkturschwankungen stets nur gedämpft in Erscheinung, und es konnten während der Zeit der Schlappe der Eisenindustrie Gemeindelasten von anderen Industrien pp. getragen werden.“

Der Optimismus des Bürgermeisters im September 1928 - in dem Schreiben ging es um die Genehmigung für den Ausbau des Progymnasiums - war offenbar zweckorientiert und fand in den städtischen Haushalten und parallelen Verwaltungsberichten der verschiedenen städtischen Ämter keine Bestätigung. Die relativ guten Jahre von 1927 bis 1929 vermochten es nicht, die oben erwähnte Arbeitslosigkeit auf ein

Erweiterung des Progymnasiums an der Kronprinzenstraße (heute: Poststraße) im Jahre 1928. Im Vordergrund Studienrat Esser mit seiner Klasse

noch erträgliches Maß zu senken. Auch diese Jahre waren zwischenzeitlich immer wieder durch Flauten belastet. Für 1930 sprach der Verwaltungsbericht dann schon von einer „nie gekannten Höhe der Arbeitslosigkeit“, womit die Entwicklung in die allgemeine Weltwirtschaftskrise einmündete.

Gesamtwirtschaftliche Hintergründe dieser an Ratingen skizzierten Probleme waren, um den Rahmen kurz aufzuzeigen, bekanntlich: der von 1914 bis 1923 fehlende Anschluß Deutschlands an die Weltwirtschaft, Kapitalmangel, fehlende Wettbewerbsfähigkeit und hohe Schutzzölle vieler Staaten, z.B. der USA. Versuche deutscher Unternehmen, durch eine teilweise Aufhebung des Achtstundentages die Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern, belasteten das soziale Klima und führten im Januar 1924 auch in Ratingen zu Massenstreiks und Aussperrungen. An der Papierfabrik in Ratingen-West kam es zu Gewalttätigkeiten gegenüber sogenannten Streikbrechern und zu einer Schießerei zwischen Streikenden und der Polizei. Mehrere Arbeiter wurden später zu mehrjährigen Gefängnis- bzw. - da vorbestraft - Zuchthausstrafen verurteilt. Zu erneuten Streiks kam es Ende 1928 im sogenannten Ruhreisenstreit, als die Arbeitgeber das System des Flächentarifs und der damals üblichen staatlichen Schlichtung in Frage stellten. Aus der Sicht der Arbeitgeber lag das Hauptübel in der weiterhin fehlenden deutschen Wettbewerbsfähigkeit. Da Ratingen vor allem von der sehr krisenanfälligen , exportorientierten Eisenindustrie abhängig war, traten wirtschaftliche Probleme hier besonders deutlich zutage.

Der Bericht Scheiffs an die Koblenzer Schulbehörde 1928, der die Ratinger Zukunft in sehr rosigen Farben ausmalte, entstammte fast wörtlich einer Eingabe an den Regierungspräsidenten, in der Ratingen den Gebietsansprüchen Düsseldorfs bei der strittigen kommunalen Neugliederung entgegentrat. Hatte der Regierungspräsident anläßlich seiner Anwesenheit beim Ratinger Festzug noch in einer Tischrede erklärt, daß keine Veranlassung bestehe, „im Laufe der nächsten zehn Jahre in die Erörterung umwälzender Eingemeindungen auf Kosten des Landkreises Düsseldorf einzutreten, so entbrannten schon Ende 1927 heftige Auseinandersetzungen, die mit Denkschriften, Entschließungen, Stellungnahmen, Protesten und Gegenprotesten die öffentliche Szene bis zur Entscheidung im August 1929 weitgehend beherrschten.

Die zugrunde liegenden Probleme und Anstöße waren alt und gingen von den benachbarten Großstädten Düsseldorf, Duisburg, Essen und Wuppertal aus, die sich mit ihrer Industrie und wachsenden Bevölkerung immer weiter in das Hinterland ausdehnten und neue Ansiedlungs- und Erholungsflächen benötigten. Ein Zeichen dieser Dynamik der Großstadt Düsseldorf war es z.B., daß von ihr aus schon um die Jahrhundertwende Straßenbahnverbindungen etwa nach Gerresheim und nach Ratingen geschaffen wurden. Wichtige Anstöße für die Neugliederung kamen auch von fiskalischen Problemen, daß z.B., wie man in Düsseldorf behauptete, von den umliegenden Gemeinden aus die kulturellen und versorgungstechnischen Einrichtungen der Großstadt ohne entsprechende Kostenbeteiligung mitbenutzt wurden. Umgekehrt fehlte es den sogenannten Schlafstädten, deren Bewohner in Düsseldorf zur Arbeit gingen, an Steuerkraft. Waren schon 1909 Stockum, Rath, Gerresheim, Eller und auf der anderen Rheinseite Heerdt eingemeindet worden, so zielten die Düsseldorfer Ansprüche nun nach allen Seiten, auch nach Ratingen. Wären alle Forderungen erfüllt worden, hätte es fortan eine direkte Grenznachbarschaft Düsseldorfs zu Duisburg und Krefeld und im Süden zu Köln gegeben.

In dem größeren Zusammenhang der Auseinandersetzungen spielte Ratingen aufgrund seiner geringen Größe keine Rolle und war auch in den zuständigen Beratungsgremien nicht vertreten. Dort vollzog sich das Tauziehen unter der Aufsicht und gelegentlichen aktiven Teilnahme des preußischen Innenministeriums und des Regierungspräsidenten zwischen den Oberbürgermeistern der Großstädte und den Landräten als Vertretern der Kreise. Kleinere Städte und Gemeinden konnten ihre Interessen etwa über das Votum der Bevölkerung, der Stadt- und Gemeinderäte und über den Nachweis bestimmter lokaler Gegebenheiten und Bedürfnisse ins Spiel bringen. Hier hatte das soeben gefeierte Ratinger Stadtjubiläum ungewollt gute Vorarbeit geleistet und die Lebenskraft einer der ältesten Städte des Bergischen Landes, wie man vielfach betonte, nachdrücklich bewiesen.

In diesem Rahmen organisierte Scheiff den Ratinger Widerstand gegen die Ansprüche Düsseldorfs. So versuchte er z.B. den Nachweis, daß entgegen Düsseldorfer Behauptungen die Ratinger Industrie durchaus eigenständig sei und einer gesicherten Zukunft entgegensehe (s.o.). An der Veränderung der Firmennamen, so Scheiff, lasse sich im einzelnen nachweisen, daß frühere Verbindungen zu Düsseldorf etwa bei den Dürrwerken und der Eisenhütte längst abgerissen seien. Der Wunsch Düsseldorfs, Ratingen zu seiner „Wohntrabantenstadt“ zu machen, werde der wirtschaftlichen und historischen Bedeutung Ratingens nicht gerecht und gefährde weitere hoffnungsvolle Entwicklungen.

Mehr für die eigene Bürgerschaft erinnerte Scheiff daran, daß die Ratinger Steuersätze angeblich niedriger als die Düsseldorfer seien, was von Düsseldorf bestritten wurde. Auch sei Ratingens Infrastruktur mit Schulen, Bädern, Krankenhäusern, Sportplätzen und Straßen gut ausgebildet, so daß man keine Entwicklungshilfe von außen brauche; das Beispiel der benachbarten Düsseldorfer Vorstädte Gerresheim und Rath würde indessen beweisen, daß die Großstadt ihre Vororte, deren Vertreter im zentralen Stadtparlament ohne Einfluß seien, weitgehend vernachlässige und nur den Stadtkern fördere. Die Bürger könnten ihre Angelegenheiten am besten selbst vor Ort entscheiden und dort ihre mühsam gezahlten Steuern anlegen.

Von Februar 1928 an entfaltete Scheiff mit diesen und ähnlichen Argumenten eine rege Pressekampagne, da er seine Artikel zu den Themen, welche die öffentliche Diskussion gerade in den Vordergrund rückte, neben der „Ratinger Zeitung“ auch z.B. den „Düsseldorfer Nachrichten“, dem „Düsseldorfer Tageblatt“ und dem „Düsseldorfer Stadtanzeiger“ übermittelte. - Parallel dazu

Vorbeugen ist besser als heilen . . .

sagt schon eine alte Volksweisheit. Deshalb sollte man nicht erst warten, bis die Nase kribbelt, und auf ein altbewährtes und wohlschmeckendes Hausmittel zurückgreifen: den „Anti-Grippe-Grog“ mit Zutaten aus dem Lintorfer Reformhaus. Das Rezept ist einfach:

1 Teil reinen Holundersaft, 2 bis 3 Teile heißes Wasser, zum Süßen Akazienhonig, mit Gewürznelken abschmecken. Da dieser Grog keinen Alkohol enthält und somit unerwünschte Nebenwirkungen ausbleiben, ist er das Getränk für die naßkalte Jahreszeit schlechthin.

Zur Kräftigung des körpereigenen Abwehrsystems hält das Lintorfer Reformhaus die verschiedenartigsten Kräutertees von Lindenblüte über Holunder bis Isländisch Moos bereit, die ebenso wie Echinacintropfen und Vitamin-C-haltige Fruchtsäfte mithelfen, die kalte Jahreszeit gesund zu überstehen.

Frau Margarete Düwelhenke,
refo-Beraterin für Naturheilmittel,
berät Sie gerne, wenn es um Ihre
Gesundheit geht.

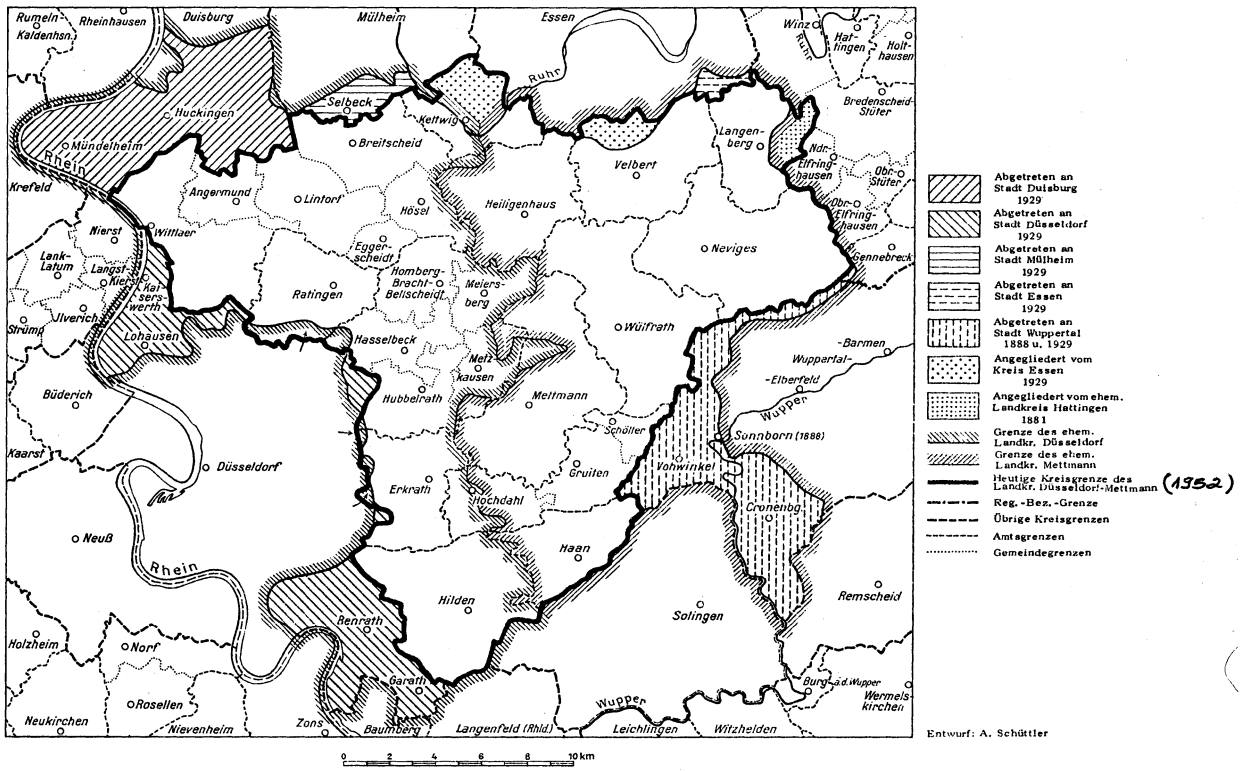
Lintorfer Reformhaus
Speestr. 6 · 40885 Ratingen (Lintorf)
Tel. 02102/3 23 32

Reformhaus
Treffpunkt gesundes Leben
Wir bilden aus.

veranlaßte er die Ratinger Arbeitgebervereinigung zu einem einstimmig gefaßten Votum gegen den Anschluß an Düsseldorf. Ebenso wies auf Initiative und unter der Regie von Scheiff der Ratinger Stadtrat in einer Resolution an den Regierungspräsidenten die Ansprüche Düsseldorfs ohne Diskussion einstimmig zurück. Das wenig diplomatische Auftreten des Düsseldorfer Oberbürgermeisters Dr. Lehr, nach 1949 Bundesminister des Innern, der unter Umgehung des zuständigen Landrats die Kreisstädte und Gemeinden wie künftige Vasallen ansprach, arbeitete Scheiff dabei in die Hände. Als der Regierungspräsident im April 1928 die Industrie- und Handelskammer Düsseldorf mit einem Gutachten zur Neugliederung beauftragte, konnte der in diesem Gremium mitberatende Direktor der Dürrwerke Scheiff alsbald vertraulich berichten, daß schon auf der ersten Sitzung von einer Eingemeindung Ratingens nach Düsseldorf nicht mehr die Rede gewesen sei. Die Düsseldorfer Attacke sei abgeschlagen. Diese Mitteilung fand ihre Bestätigung in dem im Juli des folgenden Jahres verabschiedeten Gesetz zur kommunalen Neugliederung: Düsseldorf mußte sich mit dem Erwerb von Kaiserswerth (mit Teilen Wittlaers und Kalkums) und von Lohausen begnügen, im Süden gewann es Benrath, Reisholz und Garath.

Die Expansion Düsseldorfs und der drei anderen benachbarten Großstädte ging auf Kosten der Landkreise. Darum wurden die Reste des bisherigen Kreises „Düsseldorf Land“ mit dem Sitz in Düsseldorf und die Reste des „Kreises Mettmann“ (Sitz in Vohwinkel) unter Einbeziehung von Kettwig (bisher beim Landkreis Essen) mit zusammen noch etwa 170.000 Einwohnern zum neuen „Landkreis Düsseldorf-Mettmann“ zusammengelegt.

Parallel zu den Auseinandersetzungen um die Gebietsforderungen der Großstädte hatte sich mittlerweile zwischen mehreren Mittel- bzw. Kleinstädten ein Streit um den künftigen Sitz der Kreisverwaltung entwickelt; denn nach einer Mitteilung des preußischen Innenministeriums sollte es möglich sein, bei der Neugliederung den Kreissitz in den Kreis selbst zu verlegen. Schon im Januar 1928 hatte Mettmann, das von 1816 bis 1820 und von 1861 bis 1871 Sitz des Kreises Mettmann gewesen war, dann aber wegen seiner ungünstigen Verkehrslage den Sitz an Vohwinkel hatte abgeben müssen, seine Ansprüche angemeldet. Im Frühahr 1929, als die von Düsseldorf drohende Gefahr gebannt war, trat nun Bürgermeister Scheiff auf den Plan und meldete Ratinger Ansprüche an, dies allerdings nur für den Fall, daß der bisherige Sitz vom Düsseldorfer Kreishaus am Schwanenmarkt in den Kreis selbst verlegt würde. Nach Scheiffs nicht näher erläuterter Darstellung wollte Düsseldorf die Kreisverwaltung „loswerden“. Wieder wählte Scheiff den Weg über ein einstimmiges Votum des Stadtrates und über die Presse, wobei er die Lokalzeitungen der anderen betroffenen Städte und Gemeinden in seine Kampagne mit einbezog. Als Argumente für



Karte 22. **Die Entwicklung der Kreise Düsseldorf und Mettmann zum Landkreis Düsseldorf-Mettmann**

Bei der kommunalen Neugliederung 1929 wurden ausgedehnte randliche Gebiete der ehemaligen Landkreise Düsseldorf und Mettmann in die benachbarten Grossstadtgemeinden eingegliedert und aus den beiden Restkreisen ein neuer Landkreis Düsseldorf-Mettmann gebildet.

Die kommunale Neugliederung im Jahre 1929. Hier: Die Schaffung des neuen Kreises Düsseldorf-Mettmann

Ratingen führte er in seinen Zeitungsbeiträgen die angeblich günstige Verkehrslage an drei Eisenbahnlinien, seine gut ausgebauten Institutionen (Lyzeum, Luisenschule, Realgymnasium) und die unmittelbare Nähe zu Düsseldorf und dessen Behörden an. Mettmann antwortete mit detaillierten Gegenbegründungen, und auch Heiligenhaus und - weniger deutlich - Velbert bekundeten nun ihr Interesse. Zugleich suchte Scheiff den Landrat zu veranlassen, sich beim Regierungspräsidenten gegen Mettmann auszusprechen und wurde schließlich persönlich im Regierungspräsidium vorstellig, offenbar mit wenig Erfolg. Vermutlich erkannte er nun die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, zumal Ratingen nicht zentral, sondern eher am Nordrand des neuen Kreises lag. Fortan änderte Scheiff jedenfalls den Akzent seiner Argumentation, was übrigens auch von seinem Widerpart, dem Mettmanner Bürgermeister Lembke, erkannt wurde, und trat nicht mehr primär für Ratingen als neuen Sitz, sondern für den Verbleib in Düsseldorf ein. In einer Art Schlußvotum plädierten die Bürgermeister von Hilden, Erkrath, Angermund, Eckamp, Kettwig und Ratingen für Düsseldorf, die Bürgermeister von Velbert, Wülfrath und Mettmann für die Verlegung des Sitzes in den Kreis. Der Regierungspräsident folgte offenbar stillschweigend der Mehrheit, indem er sich im September 1929 mit dem preußischen Staatsministerium in Berlin für Düsseldorf entschied.

Mitten im Kriege, 1943, erfuhr Mettmann eine späte Genugtuung, als nach der Zerstörung des Düsseldorfer Kreishauses der Sitz ohne viel Formalitäten in die damalige Oberschule an der Neanderstraße, das heutige Mettmanner Rathaus, verlegt wurde.

Noch festzulegen war die genaue Ziehung der künftigen Gemeindegrenzen. Sie erfolgte für Ratingen im Frühjahr 1930. In einer Sitzung des Stadtrates wurden am 24. Februar die Einzelheiten mitgeteilt: Der Stadt Ratingen eingegliedert wurden die Landgemeinde Ekkamp (mit Tiefenbroich), dazu Teile von Eggerscheidt, Homberg - Bracht - Bellscheid und von Schwarzbach. Damit vergrößerte sich Ratingen beinahe um das Doppelte auf 1952 ha und gewann zugleich 2815 neue Bürger. Die Entscheidung der Regierung wurde vom Stadtrat einhellig begrüßt. Für die Stadt taten sich damit für die Zukunft ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten auf.

„Die Restteile des Amtes Angermund, so die „Ratinger Zeitung“ weiter, „Lintorf, Breitscheid - Mintard, Hösel und Eggerscheidt sollen mit der Einheitsgemeinde Kalkum - Wittlaer - Bockum ein Amt Ratingen - Land bilden mit Amtssitz in Ratingen.“ 1947 wurde dieser Amtssitz von der Ecke Mülheimer Straße - Hauser Allee nach Lintorf verlegt.

Das Amtsgebäude der Bürgermeisterei Eckamp an der Ecke Mülheimer Straße / Hauser Allee im Jahre 1900. Später, im Jahre 1929, wurde es der Sitz der Verwaltung des neuen Amtes Ratingen-Land (ab 1947 Amt Angerland mit Sitz in Lintorf)

Mit Zufriedenheit konnte Scheiff 1930 auf seine Arbeit in den vergangenen Jahren zurückblicken. Zwar waren die Probleme der Wirtschaft und deren soziale Folgen im Kern unverändert geblieben, aber im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten der Stadt hatte der Bürgermeister durch Arbeitsbeschaffung sein Bestes getan und durch Notstandsarbeiten zugleich die Infrastruktur der Stadt verbessert. Die feierliche Gestaltung des Stadtjubiläums hatte die Integration der seit Kriegsende zutiefst gespaltenen Bürgerschaft gefördert und mit der Gründung des Stadtmuseums und des Heimatvereins neue kulturelle Impulse und Anstöße zu Aktivitäten ausgelöst. Das feierliche Jubiläum hatte zugleich das Ansehen der Stadt nach außen gehoben und so seine Position im Kampf gegen Düsseldorfer Eingemeindungsforderungen gestärkt. Es war nicht zuletzt Scheiffs Verdienst, daß Ratingen mit fast verdreifachtem Gebiet als Gewinner aus der Neugliederung hervorging und nun ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten hatte.

Aber es gab 1930 auch mancherlei Anlaß zu Besorgnissen und Kritik. Nach mehreren eklatanten Firmenzusammenbrüchen mußte man sich fragen, ob die Ratinger Wirtschaft dem gerade aufziehenden neuen Sturm werde standhalten können. Angesichts eines hohen Schuldenberges bestanden kaum noch für die Stadt Möglichkeiten, ihren normalen Verpflichtungen voll nachzukommen, geschweige denn ohne massive äußere Hilfe korrigierend auf den Arbeitsmarkt einzuwirken. Der Vorwurf, in „guten“ Zeiten sich leichtfertig für Prestigeobjekte - etwa das Gymnasium - verschuldet zu haben, kam nicht nur von den sich gerade formierenden Nationalsozialisten und wurde lauter.

Quellen und Literatur:

vgl. Die Quecke Nr. 64, 1994, S. 50.

Ferner Stadtarchiv Ratingen:
1 - 559 Stadtjubiläum 1926;
2 - 710/11 Ausschmückung der Stadt 1926;
2 - 761 Städtisches Angerbad 1926/52;
2 - 2639 Notstandsarbeiten 1926/28;
2 - 605 Darlehensforderungen der Stadt gegen die Ratinger Maschinenfabrik“;
2 - 360 Rechtsstreit Langner - Scheiff;
2 - 715/16 Ausbau des Progymnasiums 1927/28; 1 - 42,
2 - 61/62 Kommunale Neugliederung.

Hermann Tapken

Zur Geschichte des Stellmacher-Handwerks in Ratingen

Neben der wohl ältesten und größten Stellmacherei Ratingens, nämlich Schorn an der Düsseldorfer Straße 30, gab es noch die Stellmacherei Schorn an der Düsseldorfer Straße 127, gelegentlich auch „Schorn am Galgenbruch“ genannt.

Außer meinen persönlichen Erinnerungen an diesen Betrieb geben die im Ratinger Stadtarchiv vorhandenen Geschäftsbücher aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und diverse Schriftstücke Auskunft. Das erscheint umso wichtiger, als die beiden letzten Meister Wilhelm Schorn (12.5.1867 bis 29.4.1954) und Robert Schorn (18.9.1870 bis 27.1.1946) sowie ihre Schwester Katharina Schorn (12.1.1873 bis 8.1.1953), die ihren Brüdern den Haushalt geführt und auf dem Markt Obst und Gemüse aus dem großen Garten verkauft hat, kinderlos verstorben sind. Ihr Vermögen mit mehreren Wohnhäusern, der Werkstatt und großen Ländereien vermachten sie der Kirchengemeinde St. Peter und Paul in Ratingen. Einen großen Teil des Grundstücks stellte Pfarrer Franz Rath in den 60er Jahren als Erbpachtland für Wohnungen zur Verfügung. In der Werkstatt arbeitete als letzter Stellmachermeister Wilhelm Konrad (1894- 1984), der vorher einige Jahre in der Stellmacherei Schorn an der Düsseldorfer Straße 30 beschäftigt war.

Erster Stellmachermeister in diesem Betrieb war Wilhelm Schorn, der im Januar 1875 verstorben ist. Im Stadtarchiv liegt beim Nachlaß Schorn die Rechnung des Küsters Heinrich Samans vom 17.1.1875 an die Witwe Margarethe Schorn (geb. Wanders) über die kirchlichen Gebühren für die Beerdigung des verstorbenen Ehegatten Wilhelm Schorn, in der u.a. folgende Kosten aufgeführt werden:

4 geistliche Herren, Organist etc.
3 Reichstaler, 10 Groschen

für 3 Stürm zu läuten
15 Groschen

für den schwarzen Altarvorhang
1 Reichstaler, 15 Groschen

Der nächste Meister und Besitzer war wieder ein Wilhelm Schorn (25.6.1836 bis 1.3.1899). Aus seiner Ehe mit Karoline, geb. Hergett (1833 bis 1911), gingen die letzten Besitzer Wilhelm und Robert Schorn und deren Schwester Katharina hervor.

Grabstätte des Stellmachermeisters Wilhelm Schorn (1836 - 1899) und seiner Frau Karoline (geb. Hergett), des Sohnes Stellmachermeister Robert Schorn (1870 - 1946) und der Tochter Katharina Schorn (1873 - 1953)
Stellmachermeister Wilhelm Schorn wurde in einem Einzelgrab beigesetzt. Das Kreuz wurde bei einem Sturm zerstört.
Das Doppelgrab ist inzwischen neu belegt worden, fast 50 Jahre nach dem Tod von Robert Schorn.

Über die Ausstattung der Werkstatt gibt ein Schreiben Auskunft, das Wilhelm Schorn am 5. Februar 1921 an eine nicht näher bezeichnete Behörde gerichtet hat. Darin heißt es, „daß wir keine kaufmännische Bücher führen, also auch keine Bilanz ziehen. Unser Geschäft, Stellmacherei, treiben wir handwerksmäßig, mein Bruder Robert und ich, Schwester Katharina führt den Haushalt. Das Vermögen und Geschäft ist ungeteilt und sind wir an der Einnahme je zu einem Drittel beteiligt.

Das Betriebsvermögen habe ich geschätzt, und zwar für jeden auf 2000 Mark, dieses setzt sich zusammen :

1 Elektrischer Motor, Anschaffungspreis im Jahre 1903	650 Mark
1 Bantsäge	680 Mark
1 Hobelmaschine	800 Mark
2 Hobelbänke mit Werkzeug	370 Mark
	2500 Mark
an Holzvorräten gekauft vom RWE	1000 Mark
von Bertrams	450 Mark
	3950 Mark

Dieser Wert und Betrag gilt für uns dreien Geschwister, so daß für Jeden von uns stark dreizehnhundert 17 Mark entfielen.

Hoch. gez. Wilhelm Schorn“

Die im Stadtarchiv vorhandenen Geschäftsbücher dieser Stellmacherei aus der Zeit von 1847 bis 1895 informieren über den Kundenkreis, durchgeführte Arbeiten und Preise.

Als Kunden mehrfach genannt werden u.a. Anton Höltgen am Mühlenterhof, die Witwe Höltgen am Felderhof sowie August Höltgen am Panschobben.

Auch die in Ingrid Höltgens Familiengeschichte[1] genannten Daniel Holzapfel, Franz und Johann Holzapfel, Peter Holzapfel von Eckamp, Peter Pohlhausen und Franz Schlösser ließen bei diesen Schorns arbeiten.

1) Ingrid Höltgen „Das Leben einer Eckamper Familie in zwei Jahrhunderten“, Beiträge zur Geschichte Ratingens, Band 10, Ratingen 1982

Alte Ratinger Familien (Lipgens/ Steinernes Kreuz, Vedder, Bernhard Waller u.a.) werden in den Büchern ebenso genannt wie die Landwirte Thomashoff von Grütersaap, Johann Schorn zu Aldenbracht, Heinrich Sonnen/Mühlenterhof und Wilhelm Sandweg von Gut Rosendahl. Von diesem kaufte Friedrich Tillmann, Großvater des heutigen Besitzers Friedrich Schellberg, 1894 das Gut Rosendahl, das danach Kunde der Stellmacherei Schorn an der Düsseldorfer Straße 30 wurde.

Auch die guten alten „Bollerwagen“, über die früher viele Haushalte verfügten, wurden in Stellmachereien hergestellt. Unser Bild zeigt das Gesellenstück des Lintorfers Heinz Soumagne aus dem Jahre 1950. Heinz Soumagne legte seine Gesellenprüfung als Stellmacher im Frühjahr 1950 ab, zusammen übrigens mit Theo Scherl, der zur gleichen Zeit Lehrling in der Stellmacherei Schorn auf der Düsseldorfer Straße 30 war. Der abgebildete „Bollerwagen“ ist noch heute in einwandfreiem Zustand und wird gelegentlich dem „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ zum Transport von Büchern und „Quecken“ zum Lintorfer Weihnachtsmarkt zur Verfügung gestellt.

Für Gilles an der Niederbach wurden „eine Schlagkarre neu gescheidet, ein neuer Milchwagen gemacht, angestrichen und gefirnißt, zwei Bänk im Milchwagen und ein neuer Melkstuhl angefertigt.“ Schmiedemeister Franz Kellermann junior erhielt eine Ziehkarre und Franz Kellermann sen. im Januar 1884 für ein Rad neue Speichen und Felgen. Für Bernsau zu Nößenberg wurde ein neuer Pflug gemacht, und J. Heckhausen erhielt „3 neue Schwengelen, ein neu Schiepkarrenrath und ein neu bredere Schupkahr mit Rath dabei“.

Der Fuhrunternehmer Benninghoven zur Loh mit seiner „langen Karre“ vor dem späteren Lokal „Zum treuen Husar“ an der Ecke Bahnstraße/Graf-Adolf-Straße. Um 1900.

Für den Landwirt Adolf Peters wird am 24. April 1890 „eine lange Karre gemacht, 19 Fuß lang, 57 Thaler“. Aus dem gleichen Jahr datiert auch eine besonders interessante Eintragung. Für Benninghoven zur Loh wurde „eine lange Karre gemacht, 20 Fuß, oben kantig“, und am 8.4.1890 für 66 Thaler geliefert. Bei dem Foto aus dem Stadtarchiv muß es sich um diese „lange Karre“ handeln. Es ist vermerkt, daß Fuhrunternehmer Benninghoven zur Loh um 1900 diese Karre zum Transport von Kohlen zu Cromford benutzt hat.

Ebenfalls im Jahre 1890 erhielt Herr Johann Pönsgen, zu den Steinen, „1 neue Schlachkarre, 8 1/2 Fuß lang“ für 25 Thaler. Schlagkarren waren nach dem 2. Weltkrieg noch in Betrieb. Sie wurden bei der Kartoffel- und Rübenernte gebraucht. Auf dem Foto aus dem Stadtarchiv benutzt man eine Schlagkarre zum Abtransport von Bauschutt.

Leider sind von den Schorns „am Galgenbruch“, früher wohnhaft Düsseldorfer Str. 127, keine Fotos vorhanden, ebensowenig von Wohnhaus und Werkstatt. Lediglich die Grabstätten auf dem Katholischen Friedhof konnten von mir fotografiert werden.

Auch das Verwandtschaftsverhältnis zu den Schorns von der

Eine sogenannte Schlagkarre, die hier zum Abtransport von Bauschutt verwendet wird. Das Foto entstand beim Umbau des Textilwarengeschäftes Robert Kenntemich auf der Bechemer Straße (heute Klischan)

Düsseldorfer Str. 30 ist nicht bekannt. Ich erinnere mich nur, daß es einmal hieß, die Stellmachermeister seien Vettern meines Großvaters Heinrich Schorn gewesen.

Zusammenarbeit zwischen Stellmachermeistern und Schmiedemeistern

Das Foto der Werkstatt des Schmiedemeisters Wilhelm Leineweber an der Homberger Straße (zuerst Nr. 11, später Nr. 13) aus dem Jahre 1907 zeigt sehr anschaulich die notwendige Zusammenarbeit zwischen den Stellmachern und Schmieden. Das aus Holz gefertigte Rad mußte vom Schmied „aufgezogen", d.h. mit einem eisernen Reifen versehen werden. Auch der Nabenkopf des Rades wurde vom Schmied bearbeitet.

Schmiedemeister Wilhelm Leineweber (geb. 1873), auf dem Foto mit einem Gesellen, seiner Ehefrau Maria, geb. Esser (vom Gräfgenstein) und den Kindern Therese (geb.1906) und Fritz (geb. 1905) abgebildet, kam im Januar 1915 durch einen Arbeitsunfall auf Gräfgenstein in Eggerscheidt ums Leben. Ein halbes Jahr später wurde sein 5. Kind geboren: Elisabeth Leineweber, seit 1947 Ehefrau von Josef Schwaab von der Düsseldorfer Straße 32, der ich das Foto von der alten Schmiede verdanke.

Die Witwe Maria Leineweber konnte auf die Dauer die Schmiede nicht weiterführen. Der Betrieb wurde von Schmiedemeister Johann Betten übernommen. In den zwanziger Jahren stellte Betten einen Stellmacher ein, um auch die Holzteile selbst fertigen zu können. Nachdem der Sohn von Betten, der das Schmiede-Handwerk erlernt hatte, im Zweiten Weltkrieg gefallen und der im Betrieb arbeitende Enkel im Alter von 24 Jahren verstorben war, trat Willi Kullmann in den Betrieb ein, der heute noch als Firma Kullmann & Betten, Fahrzeugbau und Handels-GmbH, in Ratingen existiert.

Die Stellmachermeister arbeiteten in der Regel mit verschiedenen Schmiede-Werkstätten zusammen. Die Kunden, meist Landwirte aus Ratingen und Umgebung, wählten oft den Schmied aus, bei dem sie auch ihre Pferde beschlagen ließen.

Für die Stellmacherei Schorn an der Düsseldorfer Str.30 war die Schmiede von Adolf Lepper an der Düsseldorfer Str. 34 die nächstgelegene, an die sich alte Ratinger noch gut erinnern können. Die Werkstatt war allerdings sehr klein, so daß große Räder auf dem dahinterliegenden Hof aufgezogen werden mußten.

Schmiedemeister Adolf Lepper war der letzte, der am Schützenfestmontag, dem 7. August 1939, mit meinem Vater vor seinem plötzlichen Tod gesprochen hat.

In einem Artikel in der Rheinischen Post vom 24.3.1983 wird mein Bruder Wilhelm Heinrich Schorn wie folgt zitiert: „Ich bin selbst nach Homberg, Lintorf oder Breitscheid marschiert, um bei den Schmieden meine Räder endfertigen zu lassen." ... „Es war ein Kunstwerk, ein Wagenrad herzustellen." Auf dem Foto, das meinen Bruder bei der Arbeit an einem Wagenrad zeigt, sieht man im Hintergrund die sogenannte „Radmaschine", auf der ein großer Nabenkopf zur Bearbeitung aufgespannt ist.

Stellmachermeister Wilhelm Schorn bei der Arbeit an einem Wagenrad

Die engste Geschäftsverbindung bestand, wie ich mich erinnere, zwischen unserer Stellmacherei und der Schmiede der Firma Gebrüder Wetzel, die heute noch besteht. Dazu heißt es in der Rheinischen Post vom 6.1.1962:

„Neben der allgemeinen Holzverarbeitung werden vor allem die Geschäftsverbindungen mit der Firma Wetzel an der Bahnstraße weitergeführt. Diese Verbindungen bestehen schon in der dritten Generation. Waren es früher Holzwagen und Holzräder, die zum Beschlagen in die Schmiede kamen, so sind es heute die Holzteile für den Karosserie- und Anhängerbau."

Auch das hat sich längst geändert. Stellmachereien als holzverarbeitende Betriebe existieren nicht mehr. Überlebt haben die Betriebe, die sich auf Fahrzeugbau oder -aufbau umgestellt haben, wie z.B. die Firmen Kullmann & Betten und Gebrüder Wetzel in Ratingen sowie die Firma Gebrüder Schorn/ Scania in Duisburg.

Hanni Schorn

Die Schmiede Leineweber auf der Homberger Straße im Jahre 1097

Tiefenbroich und seine Geschichte

Zur Entstehung

Von vielen Einwohnern Tiefenbroichs wird heute beklagt, daß dieser Ratinger Stadtteil keinen Ortsmittelpunkt habe und damit ein urbaner Charakter weitgehend vermißt werde. Daß dieses so ist und nicht etwa wie in Homberg, Ratingen-Mitte oder Lintorf ein Kern entstanden ist, in welchem sich frühe Bauten um eine Kirche herum gruppierten, hat im Grunde mit der historischen Entwicklung Tiefenbroichs seit seiner Entstehung vor etwa 650 Jahren zu tun, die untrennbar mit der Stadtentwicklung Ratingens verbunden ist.

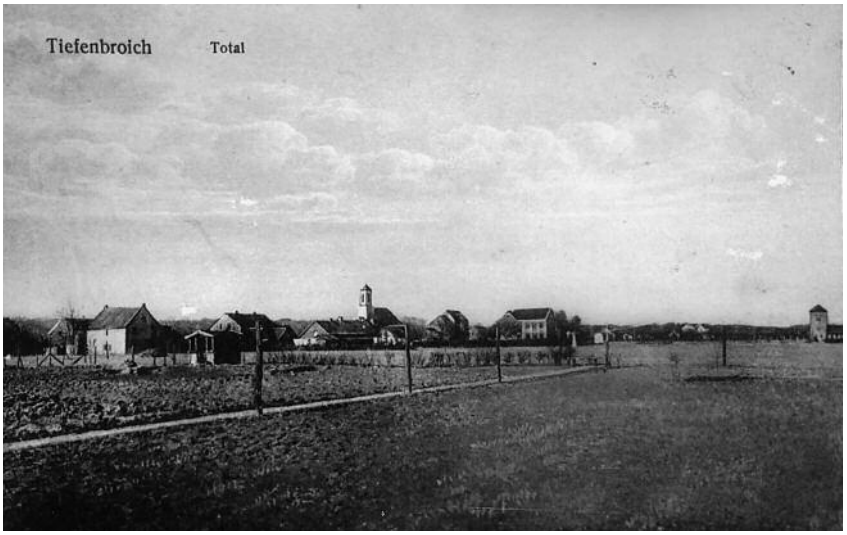
Im Jahre 1358 verlieh Graf Gerhard von Berg seiner Stadt Ratingen nämlich das Recht, das nach Westen hin vor der Stadt gelegene Land zu roden und zu kultivieren. Daneben führten auch adelige Grundherren oder die Kirche Rodungen und Urbarmachungen im Umland Ratingens durch. Die Grundherren, die „Erben“ und „Kötter“, die die Höfe bewirtschafteten, und die Bürger der Stadt Ratingen bezeichnete man als Markgenossen. Hauptsächlich waren es wohl Bürger der Stadt Ratingen, die „dat Dyetenbroich, so wye dat gelegen is“, vom Rest des Markengebietes abgrenzten. Einige von ihnen errichteten wohl auch Höfe, auf denen sie sich als Bürger vor den Toren der Stadt niederließen. Die Stadtbürger durften ihr Vieh zum Weiden in das „Tiefenbroich“ hinaustreiben, denn auch die Stadtbewohner hielten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit Vieh. Ebenfalls war es ihnen erlaubt, das Erlenholz, das dort wuchs, zu nutzen. So erklärt es sich auch, daß Bürger und Bewohner des „Tiefenbroichs“ Abgaben an die Stadt zu zahlen hatten, dafür aber im Falle kriegerischer Angriffe und sonstiger Gefahren sich hinter die schützenden Stadtmauern zurückziehen durften.

Die Schreibweise und Benennung Tiefenbroichs war damals übrigens noch längst nicht einheitlich. In der schon erwähnten Urkunde heißt es auch „Deytenbroch“, im Stadtbuch von 1343 „dat Erlbuyschken“, „dat Didtenbroech“, wenig später auch das „Detenbroich“, in einer Urkunde des Grafen Wilhelm von Berg aus dem Jahr 1399 „dat Deipenbroich“ - eine normierte hochdeutsche Sprache mit festen Rechtschreibregeln, wie wir sie heute kennen, ist ja erst in den letzten 200 Jahren entstanden.

Tiefenbroich war also in damaliger Zeit kein Dorf, sondern ein rein ländliches Gebiet, in welchem es einige verstreut liegende Höfe sowie Ackerland, Weiden und Wald gab. Namen wie der „Heyderhof“, der „Schymershof“, „dat Soitken“, „das Rodt“, sind als Hof- bzw. Flurbenennungen bereits im Mittelalter erwähnt. Seit dem späten 14. Jahrhundert war das Rittergeschlecht „vom Haus“ zum bedeutendsten Grund- und Waldherrn in der Ratinger Mark emporgestiegen. Aber auch die Herzöge von Jülich und Berg behielten sich als Landesherren Rechte vor: So heißt es 1465 im Rentbuch der Kellnerei Angermund, dem Sitz ihrer Verwaltung, „das im Diepenbroech“ niemand anders das Recht habe zu jagen „dann Ihre fürstliche Durchlaucht“. Weitere Rittergüter mit Landbesitz in der heutigen Tiefenbroicher Region waren Kalkum, das seit dem 17. Jahrhundert im Besitz der Familie von Hatzfeld lag, sowie Haus Hain, das im Gelände des heutigen Flughafens Düsseldorf lag und lange Zeit der Familie Ossenbroech gehörte, bis es nach mehrfachem Besitzerwechsel im 19. Jahrhundert zu einem Kartäuserkloster wurde. Ein großer Teil des Landes gehörte schließlich bis weit in unser Jahrhundert hinein der Familie von Spee auf Schloß Heltorf, heute zu Düsseldorf gehörig.

Nach 1900: Tiefenbroich wird zum „Dorf“

Ein richtiges Dorf zeichnete sich in früherer Zeit dadurch aus, daß es über eine eigene Kirche verfügte. Eine solche hat es bis in unser Jahrhundert in Tiefenbroich nicht gegeben, und die wenigen Bewohner besuchten die Gottesdienste in Ratingen. Der „Alte Kirchweg“ war von alters her die Verbindung, die dabei zu Fuß, zu Pferd oder von Fuhrwerken genutzt wurde. Für das Jahr 1861 lassen sich 494 Bewohner in 92 Haushalten für Tiefenbroich ermitteln,und die überwiegende Zahl war katholisch. Der größte Teil des Ackerlandes und der Weiden waren zu dieser Zeit gepachtet, und die meisten Tiefenbroicher fanden bis zum Beginn unseres Jahrhunderts als Kötter oder Tagelöhner ihr Auskommen in der Landwirtschaft. Mit der verstärkten Industrialisie-



Tiefenbroich im Jahre 1925

rung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zogen Fremde zu, die in den neu entstandenen Fabriken in Düsseldorf, Duisburg oder Ratingen Arbeit gefunden hatten.

Die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen hatten Auswirkung auf die kommunale Einteilung der Region. Neben der Stadt Ratingen, zu der Tiefenbroich seit alters her gehörte, waren es die Landgemeinde Eckamp, nach 1813 aus der gleichnamigen französischen Mairie (= Bürgermeisterei) hervorgegangen, und die Stadt Düsseldorf, die mit den Gemeindegrenzen nicht mehr einverstanden waren. So beantragte Ratingen im Jahr 1907, die Landgemeinde Eckamp ganz in ihr Stadtgebiet einzugliedern. Dagegen gab es von verschiedenen Seiten, nicht zuletzt durch den Grafen von Spee als Besitzer großer Ländereien, Widerstände. Letztlich einigte man sich auf eine Korrektur der Verwaltungsgrenzen, wobei diejenigen Gebiete, die bereits von industrieller Entwicklung und dichter Bebauung betroffen waren, zur Stadt Ratingen kamen, das eher ländliche Gebiet dagegen als eine eigene Gemeinde Tiefenbroich ausgegliedert wurde und nun, bis zum Jahr 1929, als diese aufgelöst wurde, bei der umstrukturierten Bürgermeisterei Eckamp verblieb. Bürgermeister Janßen zeigte sich 1910 erleichtert darüber, das „Sorgenkind Tiefenbroich“ endlich loszuwerden, da es die Stadt Ratingen nur Geld koste, wobei er den Unterhalt der Schule im Auge hatte. Ausschlaggebend war aber offensichtlich die Haltung des Grafen Franz von Spee, der seine Interessen als Landeigner und Steuerzahler verständlicherweise gewahrt wissen wollte.

In dieser Zeit begann sich in Tiefenbroich ein eigenes Vereinsleben zu entwickeln. So wurde 1911 beschlossen, eine Freiwillige Feuerwehr Eckamp zu gründen, wobei für Tiefenbroich der Löschzug 3 aufgebaut wurde. Ein Obst- und Gartenbauverein Ekkamp feierte im Jahr 1907 bereits sein 3-jähriges Bestehen mit einem Blumenfest im Rosensaal in Tiefenbroich, wie die Ratinger Zeitung vom 13.08.1907 berichtet. Bereits im Jahr 1904 war ein Kirchenbauverein gegründet worden, der regelmäßige Sammlungen durchführte, um ein eigenes Gotteshaus in Tiefenbroich errichten zu können. Seit 1917 wurde regelmäßig Gottesdienst in einem Raum der Schule abgehalten, und 1924 war endlich die langersehnte eigene Kirche fertiggestellt. Der erste Pfarrektor der Gemeinde, Johannes Kaiser, ein spätberufener Priester, der zuvor eine Ausbildung als Schreiner absolviert hatte, hatte neben zahlreichen Gemeindemitgliedern selbst kräftig beim Bau Hand mit angelegt. Die neue Marienkirche

Die katholische St. Marien-Kirche an der Sohlstättenstraße in den 30er Jahren

war bereits von Ferne zu sehen und stellte erstmals so etwas wie einen Mittelpunkt in der Ortschaft Tiefenbroich dar. Nötig war die Kirche auch deshalb geworden, weil in den 1920er Jahren die Einwohnerschaft Tiefenbroichs schon etwa 1.000 betrug, und in den 1930er Jahren hier weiteres Land zum Bau von Kleinsiedlungen zur Verfügung gestellt wurde und die Bevölkerungszahl noch leicht anstieg.

Tiefenbroich zur Zeit des Nationalsozialismus

1937 wurde an der Sohlstättenstraße/Am Söttgen eine SA-Siedlung errichtet. Verdiente Mitglieder der NSDAP bzw. ihrer Nebenorganisationen erhielten von seiten der Ratinger Stadtverwaltung günstige Hauszinssteuerdarlehen, so daß 14 Eigenheime gebaut werden konnten. Der Zuzug Fremder brachte Unruhe in den Ort, nicht zuletzt, weil das vorherrschend katholische Milieu dadurch aufgebrochen wurde. Clemens Prinz, Pfarrer in Tiefenbroich von 1938 bis 1951, kommentierte dies 1938 in der Pfarrchronik: „An den Großen Dörnen entstand eine neue Siedlung, die sogenannte Mannesmannsiedlung und brachte dem Rektorat neuen, allerdings wenig erfreulichen Zuwachs, da kaum einer der Zugehörigen religiös praktiziert und ein großer Teil davon in religiös gemischter Ehe lebt. Außerdem wurde Ende Oktober die neu entstandene SA-Siedlung an der Sohlstättenstraße bezogen, eine für das kirchliche Leben und die Seelsorge der Gemeinde noch weniger erfreuliche Angelegenheit“. Unruhe hatte es in Tiefenbroich seit dem Machtantritt der Nationalsozialisten auch gegeben, weil der Hauptlehrer Josef Mocken, zunächst überzeugter Katholik, Angehöriger der Zentrumspartei und Organist der Kirche, zum nationalsozialistischen Zellenleiter und Agitator geworden war. Durch zunehmenden Fanatismus Katholiken gegenüber und durch extrem antisemitische Äußerungen fiel er auf, bis er 1942 mit seiner Frau gänzlich aus der Kirche austrat. Mocken machte das Leben für Pfarrer Clemens Prinz in Tiefenbroich zur Hölle, da er ihn mehrfach bei der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) denunzierte. So mußte Prinz 1942 ein fünfstündiges Verhör bei der Gestapo Düsseldorf über sich ergehen lassen, weil er sich „staatsfeindlich“ verhalten haben sollte. 1944 wurde er auf Betreiben Mockens zur Gestapo in die heutige Anne-Frank-Schule/-Stadtarchiv bestellt, wo seit 1943 die Gestapo-Leitstelle Düsseldorf untergebracht war, weil er gesagt haben sollte, „wenn Soldaten, die aus der Kirche ausgetreten seien, im Krieg fielen, so wäre das ein Strafgericht Gottes“. Prinz konnte dies widerlegen, vor allem geriet er aber an einen couragierten Gestapo-Beamten, der eine Einweisung des Pfarrers in ein KZ verhinderte. Lehrer Mocken wurde nach dem Krieg nicht wieder in den Schuldienst übernommen, obwohl dies beabsichtigt war,

Pfarrer Küppers mit den Erstkommunionkindern auf dem Weg zur Kirche.
Die Aufnahme entstand vor 1950

denn zahlreiche Tiefenbroicher Eltern verhinderten dies durch eine schriftliche Eingabe an den damaligen, von den Engländern eingesetzten Bürgermeister Dr. Gemmert. Nach dem Kriegsende hatte sich die Haltung Josef Mockens offensichtlich verändert, denn 1947 trat er mit seiner Frau wieder in die Kirche ein, was Pfarrer Prinz zu dem Eintrag in die Pfarrchronik veranlaßte: „Im Himmel ist mehr Freude über einen einzigen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“. Hatten Trauer und Leid über Tote des Krieges bereits seit dessen Beginn Einzug auch in Tiefenbroich gehalten, so spürten die Bewohner die Auswirkungen 1944/45 ganz direkt durch zahlreiche Einquartierungen von Soldaten, Tiefflieger über dem Rhein-Ruhr-Gebiet, dann Anfang 1945 durch Granaten, die am Gratenpoet und in der Jägerhofstraße einschlugen, und schließlich, vor Kriegsende, noch durch den starken Artilleriebeschuß durch die Amerikaner, die in Düsseldorf-Oberkassel auf der anderen Seite des Rheins lagen.

Nach 1950: Wohnsiedlungen und Gewerbegebiete entstehen

Die 1950er Jahre standen auch in Tiefenbroich ganz im Zeichen des Wiederaufbaues. Wieder hatte der Ort, bedingt durch die Flüchtlingszuwächse, eine höhere Einwohnerzahl zu verzeichnen, 1950 waren es etwa 2.200. Neue Siedlungshäuser wurden gebaut, so z.B. die der Aachener Gemeinnützigen Siedlungs- und Wohnungsgesellschaft Am Gehren. 1958 konnten 30 Siedler und ihre Familien endlich ihre Häuser beziehen, die sie mit einem hohen Anteil an Eigenarbeit errichtet hatten. Immer mehr Häuser wurden gebaut, und 1960 lebten schon über 5.000 Einwohner in Tiefenbroich. Gab es immer wieder Klagen über die unzureichende Infrastruktur, z.B. die schlechten Straßen, die sich bei starken Regenfällen in „Seenplatten“ verwandelten, so wurden doch städtischerseits zahlreiche Maßnahmen ergriffen, um die Lage zu verbessern. Eine Kanalisation, der Neubau der Ev. Schule, der Ankauf von Grundstücken für weitere Wohnhäuser, worauf auch die wesentlich finanzstärkere Stadt Düsseldorf ihr Auge richtete, waren wichtige Investitionen in Tiefenbroich. So kaufte Ratingen 1960 große Gelände des Heiderhofes, die als Bauland ausgewiesen werden sollten, und verausgabte sich ziemlich dabei. Das Hochhaus an der Jägerhofstraße, im selben Jahr erbaut - die Rheinische Post sprach in diesem Zusammenhang von der Skyline „Tiefenbroichs“ -, die Eröffnung der ersten Apotheke - am Beispiel Tiefenbroichs wird die zunehmende Verstädterung unserer Region deutlich, worauf nicht zuletzt auch der Ausbau des Zubringers sowie des Flughafens Düsseldorf hindeuteten. Das Kirchen- und Vereinsleben vermochte wohl,

Haus an der Jägerhofstraße in den 20er Jahren

Das gleiche Haus im Jahre 1990. Links das Hochhaus und darüber ein Flugzeug in der Einflugschneise des nahen Flughafens

trotz der Brüche während der NS-Zeit, viele der alten Tiefenbroicher „zu integrieren“, inwieweit dies hinsichtlich der Neuhinzugezogenen aber noch gelingen konnte, erscheint fraglich.

1977 hatte Tiefenbroich mit 7.858 Einwohnern einen Höchststand erreicht, der seitdem gesunken ist, aber immer noch knapp über 7.000 liegt. Zum einen mögen dabei die Lärmbelästigungen eine Rolle spielen, zum anderen die weitere Entwicklung der Industrie- und Gewerbegebiete, die heute die bedeutendsten der Stadt Ratingen sind. Eine Wohnsiedlungserweiterung auf diesen Arealen, die in den 1960er Jahren bereits geplant war, kam aufgrund des Flughafenvergleichs nicht zustande. Trotz des Fluglärms wird Tiefenbroich vor dem Hintergrund der heutigen Wohnungsknappheit in den Ballungsräumen wohl auch langfristig als Wohnungsstandort nicht aufgegeben werden können. Dagegen würde auch sprechen, daß aus den großen privaten Gärten, über die viele Häuser verfügen, eine eher gute Wohnqualität resultiert. Das Hauptaugenmerk kann deshalb zukünftig nur auf die Verbesserung der Lebensqualität der in Tiefenbroich wohnenden Menschen ausgerichtet sein, wozu auch eine umweltverträgliche Weiterentwicklung der Gewerbegebiete gehört, um ein möglichst störungsfreies „Nebeneinander“ zu ermöglichen.

Quellen und Literatur:

Urkunden, Verwaltungsakten und Zeitungen des Stadtarchivs Ratingen; Die „Quecke“ Nr. 47/1977 (Chronik des Pfarrers Clemens Prinz).

Dr. Erika Münster

Aus der Geschichte der Pfarrgemeinde St. Marien

Prozessionen in Tiefenbroich[1]

In Tiefenbroich hatte sich bereits 1904 ein Kirchbauverein gegründet. Am 29. 9.1919 wurde Johannes Kaiser als erster Rektor der Pfarre eingeführt. Die Gottesdienste fanden zunächst in einem Raum der Katholischen Schule statt. In der Chronik der Gemeinde ist 1919 vermerkt, daß die Gläubigen von der Pfarrkirche - gemeint ist die Ursprungspfarre St. Peter und Paul - ein Zimborium und eine silberne Monstranz erhielten. Diese Monstranz, die sich noch heute im Besitz der Pfarrgemeinde St. Marien befindet, stammt aus dem ehemaligen Minoritenkloster und war diesem durch Anna Luisa von Toskana, der Gemahlin Jan Wellems, geschenkt worden. Nach der Säkularisierung des Klosters ging die Monstranz an St. Peter und Paul über.

Die erste Fronleichnamsprozession zog 1921 durch Tiefenbroich. „Der Schmuck der Straßen und die Beteiligung waren großartig. Den Himmel erhielten wir leihweise aus Lintorf”. [2]

1922 wurde den Tiefenbroichern „der alte, vor zwanzig Jahren abgesetzte Himmel überlassen für die Fronleichnamsprozession”. Er wurde „durch freiwillige Spenden instandgesetzt” und wird auch heute noch genutzt.

Monstranz, 18. Jh., Silber, vergoldet. Sie stammt aus dem alten Minoritenkloster in Ratingen und ist heute im Besitz der Pfarrgemeinde St. Marien

Nach der Weihe der St. Marien-Kirche am 25. 5.1924 fand 1925 die erste Sakramentsprozession am Kirchweihtag, dem Sonntag vor Pfingsten, statt. Die Gläubigen aus Tiefenbroich beteiligten sich fortan am Fronleichnamsfest wieder an der Prozession der Mutterpfarre St. Peter und Paul.

In dieser Zeit gründeten sich verschiedene kirchliche Vereine, so auch 1926 die St. Sebastianus-Bruderschaft. In der Satzung der Bruderschaft wurde die Teilnahme an den Prozessionen festgelegt. Das Schützenfest und die Kirmes fanden am Kirchweihfest statt. In der Ratinger Zeitung ist am 3. 6.1935 zu lesen: „...Die Feier (des Schützenfestes) am Sonntagmorgen trug in der Hauptsache kirchlichen Charakter. Um 9.00 Uhr wohnten die Schützen dem Gottesdienst in der Marien-Kirche bei und beteiligten sich danach mit der übrigen Bevölkerung vollzählig an der Sakramentsprozession. Der Weg, den die Prozession nahm, war auf das

1 Es handelt sich um den Teil eines Vortrages zum Thema „Prozessionen in Ratingen”, der am 9. 6.1994 gehalten wurde. Bezogen auf die von der Pfarrkirche St. Peter und Paul ausgehenden Prozessionen wurde der Vortrag in der „Quecke” Nr. 64 vom Dezember 1994 veröffentlicht.

2 Chronik der Pfarrgemeinde St. Marien, Bd. 1. Sofern Zitate nicht gesondert gekennzeichnet sind, stammen sie ebenfalls aus dieser Chronik.

Privater Segensaltar vor dem Haus Sohlstättenstraße 48

schönste geschmückt mit Fahnen und Girlanden. Zahlreiche Altäre waren an den Häusern errichtet worden. Die Gottestracht machte auf Teilnehmer und Zuschauer einen tiefen Eindruck...” Einem Bericht von 1938 können wir entnehmen, daß der Segen an vier Altären gespendet wurde.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahre 1933 führte zu mancherlei Einschränkungen des religiösen Lebens. Die Zahl der Teilnehmer an den Prozessionen stieg jedoch offenbar stetig an, und die Prozessionen nahmen immer mehr den Charakter eines öffentlichen Bekenntnisses zur Kirche und gegen die politische Einflußnahme auf die Religionsausübung an.

Am 17. 5.1940 verordnete der Oberpräsident der Rheinprovinz, daß „im Hinblick auf die gegenwärtige Lage... bis auf weiteres alle öffentlichen Umzüge” einschließlich der Fronleichnamsprozession zu unterlassen seien.[3]

Da der Termin für das Tiefenbroicher Kirchweihfest in diesem Jahre mit dem 5. Mai sehr früh lag, war dieses von dem Verbot noch nicht betroffen. Der Chronik ist aber zu entnehmen: „Infolge des schlechten Wetters mußte die Pfarrprozession zum Leidwesen aller Rektoratsangehörigen leider ausfallen.” 1941 konnten dann keine Prozessionen mehr stattfinden. Lediglich 1943 ist in der Chronik eine Abendwallfahrt der Frauen, Jungfrauen und Kinder zum altehrwürdigen Muttergottesbilde in Lintorf erwähnt. An dieser Wallfahrt beteiligten sich 154 Gläubige.

Mit dem Ende des Krieges im Jahre 1945 konnten dann „nach längerer Unterbrechung unter großer Beteiligung die Bittprozessionen wieder gehalten” werden. „Alle Einengung der Seelsorge durch die Nazis war vorbei. Die Festtage Christi Himmelfahrt und Fronleichnam wurden wieder -

Segensaltar am Missionskreuz auf der Jägerhofstraße. Das Bild entstand in den 50er Jahren

wie früher - gefeiert. Allerdings fiel unsere Prozession am 10. Mai zum Patronatsfest wegen Fehlens der äußeren Vorbedingungen aus.” 1946 zog auch diese Prozession wieder durch die Straßen des Stadtteils Tiefenbroich.

1954 wurde erstmals wieder der Fronleichnamstag mit einer Sakramentsprozession begangen, da diese am Kirchweihtag „wegen der schlechten Witterung nicht stattfinden konnte.” 1955 begab sich die ganze Pfarrgemeinde nach dem Festhochamt am Kirchweihtag zum Bauplatz der neuen Kirche, um den ersten Spatenstich zu tun. Die Sakramentsprozession folgte erst später am Fronleichnamstag und ist seither zu diesem Fest beibehalten worden. Das mit dem Weihetag der ersten Marien-Kirche verbundene Schützenfest und die Kirmes fanden noch viele Jahre am Kirchweihtag, dem Sonntag vor Pfingsten, statt. Erst in den letzten Jahren wurde diese Feier als Entgegenkommen an die Schausteller auf den vierten Sonntag im Mai festgelegt.

Andrea Töpfer

Prozession auf der Jägerhofstraße, 50er Jahre

3 Johannes-Dieter Steinert: Gnadenbild und Hakenkreuz. Die Wallfahrt nach Kevelaer, in: Verfolgung und Widerstand im Rheinland und Westfalen 1933 - 1945, Köln 1992, S. 86

1965 - 1995
30 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars

Entstehung und Werdegang einer neuen Pfarrgemeinde in Ratingen-Lintorf

Am 19. Dezember 1995 jährt sich die Benediktion der Pfarrer von Ars-Kirche in Lintorf durch Dechant Wilhelm Veiders zum 30. Mal. Dies soll Anlaß sein, über die Entstehung und den Werdegang einer „jungen" Pfarrgemeinde zu berichten. Besonders die ersten Jahre und Jahrzehnte einer Pfarrgemeinde sind oft die entscheidenden Jahre, in der die notwendigen Voraussetzungen geschaffen werden, daß nicht nur ein Gotteshaus gebaut wird, sondern auch eine Gemeinschaft entsteht, die sich mit dem christlichen Glauben auseinandersetzt und sich auf die daraus ergebenden Herausforderungen einläßt.

Heute stehen auf dem Kirchengelände nicht nur das Kirchengebäude mit einem freistehenden Glockenturm, einem Pfarrhaus nebst Hausmeister- bzw. Küsterwohnung, sondern auch ein selbstständiger katholischer Kindergarten und ein Pfarrzentrum mit Saal, Jugend- und Tagungsräumen, Kegelbahn, Sport- und Schießraum für die Bruderschaft. Somit sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß alle zur Pfarrgemeinde gehörenden Vereine, Verbände, Gemeinschaften, Gruppen und Gesprächskreise sich nicht nur wohlfühlen, sondern auch die Gemeinde mittragen können. Die St. Johannes-Kirchengemeinde zählt heute rund 3000 Katholiken.

Der Werdegang der Gemeinde St. Johannes ist durch folgende Tatsachen geprägt:

1. In der Zeit, als die Pfarrkirche fertiggestellt und für den Gottesdienst geöffnet wurde, lag der Abschluß des II. Vatikanischen Konzils knapp zwei Wochen zurück. Die vielen Wandlungen, die im Anschluß an das Konzil vorgenommen wurden und bis heute nachwirken, sind nicht ohne Einfluß auf die Menschen der Gemeinde geblieben.

2. Darüber hinaus ist im Lintorfer Norden in dieser Zeit viel gebaut worden, so daß zu den alteingesessenen „Büschern" viele Menschen - besonders junge Familien - aus den umliegenden Großstädten nach Lintorf kamen. Wie ist die Integration hier gelungen?

3. Schon vor dem Beginn der Errichtung der St. Johannes-Kirche bis heute wird die Pfarrgemeinde vom Kreuzherrenorden betreut. Seit 1968 besteht offiziell das Kreuzherrenkloster St. Johannes in der Pfarrgemeinde. Welchen Einfluß hat die Ordensgemeinschaft auf das Pfarrgemeindeleben gehabt?

Die katholische Kirchengemeinde St. Johannes ist in dem zur Erzdiözese Köln gehörenden Dekanat Ratingen die jüngste selbständige Pfarrei. Sie liegt im Norden des Ratinger Ortsteils Lintorf, „im Busch". Diese traditionelle Bezeichnung des Lintorfer Nordens stammt aus der Zeit, als Lintorf noch eine Streusiedlung war, bei der die meisten Gehöfte in der Nähe des Dickelsbaches um die alte St. Anna-Kirche lagen, der Lintorfer Norden aber sehr stark von Wald- und Buschwerk durchsetzt war und nur wenige Menschen hier weit verstreut lebten. So war es die Ansicht der im Ortskern lebenden „Dörper", daß die sogenannten „Büscher" außerhalb des Ortskerns „im Busch" lebten.

Die Entstehung der katholischen Kirchengemeinde St. Johannes ist eng mit der Entwicklung und der Geschichte Lintorfs selbst sowie der ehemaligen Mutterpfarrei St. Anna verknüpft. Vor mehr als tausend Jahren war Lintorf nur als große Waldgemarkung bekannt. Ob die Christianisierung Lintorfs von der Abtei Werden oder aber von Suitbertus oder einem seiner Nachfolger ausging, verliert sich ebenso im Dunkel der Vorgeschichte wie die erste Besiedlung Lintorfs überhaupt. Als Rodungssiedlung können die ersten Anfänge der alten Honschaft Lintorf im 8. oder frühen 9. Jahrhundert angenommen werden, wobei diese Siedlung meist aus kleineren Kotten im weiten Umkreis um den Dickelsbach bestand. Es gab nur einige größere und bis zum 16. Jahrhundert freie Höfe wie das Mühlengut Helfenstein und den Hof zur Beek (Beekerhof). Im Zentrum dieser Siedlung lag die alte, im romanischen Stil erbaute St. Anna-Kirche. Wenn auch diese Kirche aus dem 11. oder dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammt, so wurde sie - zum Kirchspiel Ratingen gehörend - wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eigene Pfarre. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts zeigte dieses Gotteshaus bedenkliche Schäden und wurde im Dezember 1876 und Januar 1877 abgebrochen. Der Neubau begann im Mai 1877. Am 26.Juli desselben Jahres - dem Fest der Pfarrpatronin - wurde der Grundstein gelegt. Ein Jahr später am 28. Juli 1878, dem Sonntag nach Anna, konnte die neue Kirche feierlich benediziert werden. Bedingt durch den Kulturkampf in Preußen wurde die Kirche aber erst 15 Jahre später (14.08.1893) durch den Erzbischof Antonius Fischer konsekriert.

Schon sehr früh besaß Lintorf Industrie. Die damaligen industriellen Standorte Lintorfs - hier sei vor allem neben dem Kalkabbau der Bleibergbau erwähnt - lagen hauptsächlich im Norden und reichten bis weit in die heutigen

Beginn der Bauarbeiten für die neue Kirche im Lintorfer Norden.
Im Hintergrund das damals noch stehende Maschinenhaus des Broekman-Schachtes der ehemaligen Lintorfer Erzbergwerke

Wohngebiete hinein. So lag, als 1965 die St. Johannes-Kirche benediziert wurde, die Broekman-Schachtanlage der ehemaligen Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke auf der anderen Straßenseite „Am Löken“, wo heute die Wohnhäuser der Broekmanstraße stehen. Das Äußere der Kirche mit der Verklinkerung sah dem damals noch stehenden Maschinenhaus ähnlich, so daß die Kirche in die vorhandene Bebauung integriert wurde. Wenn auch die industrielle Entwicklung bis 1939 in Lintorf die Zahl der Einwohner schon auf 3667 ansteigen ließ, so erfuhr diese nach dem zweiten Weltkrieg noch einmal eine Steigerung - u.a. bedingt durch die Flüchtlingsströme - auf 4667 Einwohner im Jahre 1946 und später durch die günstige Verkehrsanbindung und den Aufbau der Industrie auf 6263 im Jahre 1950. Allein die Bevölkerungszunahme der Katholiken in den Jahren 1946 bis 1950 von 2901 auf 3667 zeigt das schnelle Wachstum der katholischen Bevölkerung Lintorfs in diesen Jahren auf.

Diese schnell fortschreitende Entwicklung Lintorfs nach dem Kriege hatte dazu geführt, daß bei einer Visitation der St.-Anna-Kirche im Jahre 1953 der Bau eines zweiten katholischen Gotteshauses in Lintorf empfohlen und Dechant Veiders mit der Durchführung eines Planes beauftragt wurde. Da die gesamte Inneneinrichtung des Gotteshauses von der Gemeinde finanziert werden mußte, die reinen Baukosten aber vom Erzbistum zur Verfügung gestellt werden sollten, wurde 1954 ein Kirchbauverein gegründet.

Der Kirchenvorstand der St. Anna-Kirche lud die Katholiken am 26. September 1954 in die Gaststätte Doppstadt im „Busch“ ein, da die neue Kirche zweckmäßigerweise im Lintorfer Norden errichtet werden sollte. Zu dieser Zeit wollten die „Büscher“ „ihre“ Kirche noch neben der Gaststätte Doppstadt bauen. Das für den Kirchbau in Aussicht gestellte Gelände lag aber am Löken. Dechant Veiders nannte in dieser Versammlung die Gründe für den Bau einer zweiten Pfarrkirche, wobei die bereits schon erwähnte Bevölkerungszunahme entscheidend war. Noch am gleichen Abend beschloß die Versammlung, einen Kirchenbauverein zu gründen. Wenn auch in der oben genannten Versammlung die Hoffnung geäußert wurde, daß noch im gleichen Jahr begonnen werden sollte, so dauerte dies noch einige Jahre. Der Antrag, der 1954 bei der erzbischöflichen Behörde auf einen Kirchenneubau gestellt worden war, wurde zunächst bis 1960 zurückgestellt. Im Jahre 1960 versuchte der Kirchenbauverein mit neuer Tatkraft, die Voraussetzungen für den Kirchenbau im Lintorfer Norden zu schaffen. Da der bisherige Vorsitzende des Kirchenbauvereins, Peter Füsgen, aus beruflichen Gründen zurücktreten mußte, wurde am 01.02.1960 ein neuer Vorstand gewählt, der nunmehr aus dem 1. Vorsitzenden Jean Frohnhoff, dem 2. Vorsitzenden Hans Lumer, dem Schriftführer Sebastian Jakobs und dem Kassierer Josef Becker bestand. Darüber hinaus erklärten sich viele Bürger bereit, das nicht immer angenehme Amt des Sammlers zu übernehmen. Es gab kaum eine Familie im Busch, die nicht Mitglied im Kirchenbauverein war. Aber auch viele „Dörfer“ wurden Mitglied des Vereins.

Nun mußte entschieden werden, wo die neue Kirche errichtet werden sollte. Wie schon erwähnt, wollten die alten Büscher die Kirche unbedingt neben der Gaststätte Doppstadt und der Büscher-Schule bauen. Dieses Gelände lag aber zu weit nördlich und hätte zu wenig Entlastung für die St. Anna-Kirche gebracht. Nach eingehender Prüfung durch eine Gutachterkommission im Oktober 1961, bestehend aus Geistlichem Rat Dechant Veiders, Prof. Steinbach (Technische Hochschule Aachen), Baurat Göbel (Erzbischöfliches Generalvikariat Köln), Jean Frohnhoff, Hermann Speckamp und Hans Lumer (Mitglieder des Kirchenvorstandes) sowie Kaplan Köllen, wurde zunächst die Empfehlung ausgesprochen, das neue Gotteshaus auf ein Grundstück mit der Flurbezeichnung „Pieperskamp“ zu bauen. Diese bezeichnet eines der ältesten Grundstücke der St. Anna-Kirchengemeinde und ist bereits im Bruderschaftsbuch 1586 urkundlich verzeichnet. Es lag gegenüber dem alten Zechengelände des Broekmanschachtes und ist das Gelände, auf dem die Kirche auch tatsächlich gebaut wurde.

Auch untersuchte diese Kommission die vier eingereichten Pläne für den Bau der neuen Kirche und entschied sich für den Entwurf der Architekten H. Brauns und Janeschitz-Kriegl aus Düsseldorf. Nach Überzeugung der Kommission gelang es den Verfassern, in ihrem Entwurf „in glücklicher Weise durch die lockere Bauweise den durchgrünten Ortscharakter nicht nur beizubehalten, sondern durch größere Weiträumigkeit zu

steigern“. Daher empfahl man dem Kirchenvorstand die Durchführung dieses Entwurfes. Nach der Baubeschreibung der Düsseldorfer Architekten handelt es sich um eine einfache und schlichte rechteckige Kirche in den Ausmaßen 20 x 30 Meter, die 300 Sitzplätze bietet. Durch drei Dachbinder wird der Kirchenraum in drei schiffähnliche Teile aufgeteilt, der vierte Bauteil ist als Nebenschiff ausgebildet. Der Altar erhält eine der liturgischen Forderung entsprechende zentrale Lage, für Chor und Orgel ist ausreichend Platz vorhanden. Der Turm wird als Kampanile frei neben der Kirche stehen.

Nach vielen Schwierigkeiten konnte dann endlich am 24. 11. 1963 unter großer Beteiligung der erste Spatenstich vorgenommen werden. Dechant Veiders bat um Gottes Segen und die Kräfte für die Verwirklichung des großen Vorhabens, und Pater Rektor Kok, der als neuer Seelsorger der jungen Pfarre vorgesehen war, nannte es ein gutes Zeichen, daß bereits zum ersten Spatenstich so viele Menschen gekommen waren.

Pater Jakobus Kok kam schon im April 1962 nach Lintorf. Er war Kreuzherrenpater und von der erzbischöflichen Behörde Köln beauftragt, sich schon vor dem Kirchenbau in der neuen Pfarrgemeinde vertraut zu machen, Hausbesuche zu unternehmen und an der katholischen Heinrich-Schmitz-Schule den Religionsunterricht zu erteilen.

Bereits seit 1960 betreuten die Kreuzherrenpatres die junge Gemeinde in Breitscheid. Dort wurde auch der Kontakt von Dechant Veiders aufgenommen, um für die neue Pfarrkirche St. Johannes zumindest eine Aushilfe zu erbeten. Bis auf wenige Wochen nach der feierlichen Benediktion im Dezember 1965 wurde die Pfarrgemeinde bis heute vom Kreuzherrenorden seelsorgerisch betreut. Seit 1968 besteht offiziell das Kreuzherrenkloster in der Pfarrgemeinde St. Johannes. Diesem Kreuzherrenkonvent in Lintorf gehören auch die Kreuzherren in Essen-Kettwig an.

Grundsteinlegung am 12. 7. 1964.
Links der Kirchenchor von St. Anna unter der Leitung von Wolfgang Kannengießer, rechts Dechant Veiders, Kaplan Köllen und Pater Rektor Kok

Der erste Bauabschnitt umfaßte die Kirche und die Sakristei. Am Sonntag, dem 12.07.1964, fast 10 Jahre nach der Gründung des Kirchbauvereins, konnte in den nicht überdachten Mauern des neuen Gotteshauses der Grundstein gelegt werden. Die Gemeinde hatte sich im Kirchenraum vor einem großen Holzkreuz, wo heute etwa der Altar steht, versammelt. Nach der Segnung des Grundsteins durch Dechant Veiders verlas Pater Rektor Kok die Urkunde, die anschließend eingemauert wurde. In dieser Urkunde werden Papst Paul VI., Bundespräsident Lübke, Bundeskanzler Erhard, Erzbischöflicher Rat Dechant Veiders, Kaplan Köllen, der Provinzial des Kreuzherrenordens und außerdem die Mitglieder des Kirchenvorstandes und des Vorstandes des Kirchenbauvereins namentlich aufgeführt. Die Urkunde wurde dann zusammen mit Münzen unserer Zeit, einer Festschrift der St. Sebastianus-Bruderschaft, die im Jahre 1964 ihr 500-jähriges Bestehen feierte, und Tageszeitungen in eine Kupferbüchse gesteckt, verlötet und in den Grundstein versenkt. Abschließend bezeichnete Dechant Veiders die Grundsteinlegung als erste heilige Handlung im neuen Gotteshaus. Er dankte allen, die mit dazu beigetragen hatten, das Werk in die Tat umzusetzen.

Die neue Kirche sollte dem damals bei uns noch wenig bekannten Hl. Pfarrer von Ars, Johannes Maria Vianney, geweiht werden, dem Schutzpatron der Priester und Pfarrer. So war es der Wunsch von Dechant Veiders, dem Initiator dieser Kirche. Johannes Maria Vianney, der als Sohn einer Bauernfamilie 1786 kurz vor der französichen Revolution (1789-1799) in der Nähe von Lyon in Mittelfrankreich geboren wurde, äußerte mit 14 Jahren erstmals den Wunsch, Priester zu werden, obwohl die kirchenfeindlichen politischen Verhältnisse nach der französischen Revolution für dieses Amt Gefahren mit sich brachten. Erst im dritten Anlauf gelang ihm der Abschluß seiner Studien, so daß er 1815 zum Priester geweiht werden konnte. Drei Jahre später wurde er zum Pfarrer von Ars ernannt, einem Gebiet, das beim Lyoner Klerus durch Sonntagsarbeit, Lokale und Tanzveranstaltungen mit zweifelhaftem Ruf und vor allem durch religiöse Unwissenheit bekannt war. Er gewann in kurzer Zeit die Zuneigung seiner Pfarrmitglieder, da er offen wie ein Freund die Sorgen der Leute ansprach. Die Armen erhielten bei ihm einen Vorzugsplatz, da er auch selbst in äußerster Armut lebte. Dies sprach sich schnell herum, so daß im Jahre 1840 eine tägliche Verbindung zwischen der Großstadt Lyon und dem kleinen Dorf Ars errichtet wurde, um die Pilgerströme zu bewältigen. Seine schlechte Ernährung, der zu geringe Schlaf und die ärmlichen Verhältnisse führten dazu, daß Johannes Maria Vianney am

4. August 1859 starb. Als Beichtvater und Prediger erwarb er sich hohes Ansehen weit über seine Pfarre hinaus. Der Pfarrer von Ars, so die Meinung des heutigen Ruhrbischofs Dr. Hubert Luthe, „könnte mit seinem verborgenen Leben, das doch vielen so viel Licht gab, die Richtung weisen“. Eine seiner ersten Aufgaben sah der Pfarrer von Ars darin, das ihm anvertraute Ars zu einer großen Familie zu machen. Unter dem Aspekt der Integration vieler neuer Lintorfer Bürger „im Busch“ kann dies auch heute noch als ein vordringliches Ziel der St. Johannes-Gemeinde angesehen werden.

Im Oktober 1964 verließ Pater Jakobus Kok nach zweieinhalbjähriger Tätigkeit die Ordensniederlassung der Kreuzherrenpatres in Breitscheid, um auf Anweisung seines Ordens sich an der Universität Münster mit einem pastoraltheologischen Studium zu beschäftigen. Für ihn kam Kaplan Jan Rooyakkers, der ebenfalls den Kreuzherren angehörte, nach Breitscheid. Er übernahm die seelsorgerische Tätigkeit von Pater Kok und gab Religionsunterricht an der Heinrich-Schmitz-Schule. Doch Kaplan Rooyakkers blieb nicht lange in Lintorf. Er war von Ende November 1964 bis Mitte 1965 in Lintorf tätig. Bereits zur Weihe der drei Glocken und der Orgel am 12. Dezember 1965 war Kaplan A. Verhoeven in Lintorf. Er stammte aus einem anderen Orden in den Niederlanden, war aber zum Diözesanklerus übergetreten und als Kaplan von St. Anna angestellt. Durch die große finanzielle Hilfe, die Dechant Veiders vermittelte, war es auch möglich, schon bald eine Orgel und drei Glocken zu bestellen. Die Glocken wurden in der Westfälischen Glockengießerei in Gescher bei Coesfeld gegossen.

Eine Woche nach der Glockenweihe am 19.12.65 wurden die langjährigen Bemühungen erfüllt und die Kirche vom erzbischöflichen Rat Dechant Wilhelm Veiders unter Assistenz der beiden Kapläne Dr. Obeid und Verhoeven feierlich benediziert. Während der Weihehandlung sang der Kirchenchor unter der Leitung seines Dirigenten Wolfgang Kannengießer die gregorianischen Antiphonen und einige Motetten. Zum Abschluß der kirchlichen Feier wies Dechant Veiders auf die Bedeutung der Benediktion hin: Die Benediktion bedeute für die junge Gemeinde einen Tag großer Freude und den Beginn eines ersprießlichen Wachstums.

Die drei neuen Glocken, die eine Woche vorher geweiht worden waren, schwiegen noch an diesem Tag, obwohl sie schon im freistehenden Glockenturm ihren Platz gefunden hatten. Sie sollten die Heilige Nacht einläuten, in der die erste Heilige Messe nicht nur für den Pfarrbezirk, sondern für den gesamten katholischen Bevölkerungsteil Lintorfs stattfand. Die größte Glocke ist dem Hl. Josef, die zweite der Gottesmutter und die dritte Glocke dem Hl. Pfarrer von Ars geweiht. Die Namen der Glockenpaten waren Maria Jacobs, Anna Majoli, Katharina Kaisers, Jean Frohnhoff, Johannes Lutter und Gerhard Mansfeld.

Fünf Tage nach der Benediktion wurde in der Hl. Nacht um 24.00 Uhr der erste Gottesdienst gefeiert. Damit begann ein wichtiger Abschnitt im katholischen Kirchenleben Lintorfs. Denn von diesem Tage an wurde nun regelmäßig in der Pfarrer von Ars-Kirche das Hl. Opfer gefeiert, wurden die Sakramente gespendet und alle kirchlichen Handlungen vorgenommen.

Neben der Kirche waren der Sakristeitrakt mit dem Pfarrbüro und einige Meter weiter der freistehende Glockenturm bereits fertiggestellt. Der Kindergarten daneben befand sich im Rohbau.

Schon nach wenigen Wochen verließ Kaplan Verhoeven Lintorf. Die neugebaute Kirche war ohne Seelsorger. Aus diesem Grund kam Dechant Veiders am 11. März 1966 wieder nach Breitscheid und bat um Hilfe für seine Filialkirche, die Pfarrer von Ars-Kirche. Mit dem Regionaloberen und Pfarrer von St. Christopherus Breitscheid, Pater Carl Fischer, besprach Pater van Gestel die Lage in Lintorf. Sie beschlossen, dem Dechanten zu helfen. Am Mittwoch, dem 23.03.1966 nahm Pater Jacobus van Gestel als Seelsorger der St. Johannes-Pfarre seine Arbeit auf.

Die ersten Anfänge gestalteten sich schwierig, da zwar das Gebäude stand, aber noch viele Dinge zu beschaffen waren. Wenn die Meßdiener z.B. sonntags zu viert oder zu sechst die Messe dienen wollten, mußte

Das Innere der Pfarrkirche St. Johannes um 1970

man im ehemaligen „Klösterchen“, das auf dem Grundstück des jetzigen Pfarrhauses von St. Anna stand, erst einmal Meßdienergewänder leihen. Aber auch für Pater van Gestel war es ein schwerer Einstieg. Als er nach Lintorf kam, war es zwei Wochen vor Ostern. Den Kranken wollte er die Osterkommunion bringen und die Kommunionkinder auf ihre erste Hl. Kommunion am Weißen Sonntag vorbereiten. Daneben gab er Religionsunterricht. Da die Pfarrei nicht eigenständig war, waren dem Kaplan auch in finanziellen Angelegenheiten die Hände gebunden.

Viele Dinge mußten geklärt werden, z.B. die Anstellung eines Küsters und Organisten. Erster Organist wurde Ludwig Pützer, und als Hilfsküster versah Herr Peter Spürkel seinen Dienst. Durch Spenden konnten notwendige Meßgewänder und andere Paramente gekauft werden. Auch die Frauen und Jugendlichen halfen beim Aufbau mit. Um den Kindern eine Freude zu machen, fertigte Pater van Gestel mit viel Geschick aus Knetholzmasse selbst Krippenfiguren an und stellte mit den Kolpingsbrüdern eine Weihnachtskrippe zusammen.

Nachdem Pater van Gestel etwa zwei Jahre in der St. Johannes-Pfarrei tätig war, teilte er dem Provinzialvikar, Prior A. Hogema, am 29.4.68 mit, daß er und Bruder Anton Tünnissen ab dem 1.5.68 nicht mehr zum Konvent St. Christopherus Breitscheid gehörten, sondern ein eigenes Konvent in Lintorf aufbauen sollten.

Lintorfer Geistlichkeit zu Beginn der 70er Jahre. von links: Dechant Wilhelm Veiders, Pfarrer Wilfried Bever von der evangelischen Kirchengemeinde, Bruder Anton Tünissen und Pfarrer Pater Jacobus van Gestel

Die St. Johannes-Pfarrgemeinde war zunächst eine Filialkirche der St. Anna-Gemeinde. Es bestand aber der Wunsch, einmal unabhängig von St. Anna zu werden. Die Bemühungen, eigenständige Pfarre zu werden, wurden am 14.01.1971 erfüllt. Der neue Kirchenvorstand setzte sich am 16.04.1971 erstmalig zusammen. Pater van Gestel bekam den Titel Pfarrer und wurde am 8. Mai 1971 in sein Amt eingeführt. Nachdem Pater van Gestel im August 1972 sein 40-jähriges Ordensjubiläum feiern konnte, wurde er am 24.09.1972 auf seine Bitte hin als Pfarrer entpflichtet. Er war aber noch lange Jahre als Subsidiar tätig und hat vor allem viele Alten- und Krankenbesuche unternommen, bis er am 6. Mai 1987 achtzigjährig starb.

Sein Nachfolger als Pfarrer wurde Pater Nico van Rijn, der am 26.09.1972 zum Pfarrer von St. Johannes ernannt wurde. Er blieb hier als Seelsorger bis Ende 1984. Er hat nicht nur die erfolgreiche Arbeit von Pater van Gestel weiterführen können, sondern auch neue Impulse in die Pfarrgemeinde gebracht. Hier sei nur stellvertretend der Bereich der Kinder- und Jugendarbeit genannt. Im Jahre 1979 wurde er auch noch Pfarrer von St. Christopherus in Breitscheid und von St. Laurentius in Mintard. Im selben Jahr wurde er aber auch zum Proprovinzial der Kreuzherren in Deutschland gewählt. Eine solche Fülle von Aufgaben kann von einer Person auf längere Zeit kaum wahrgenommen werden. Zu diesem Zeitpunkt war Pater Julius Dürlich Kaplan der beiden Pfarreien St. Johannes und St. Christopherus in Breitscheid. Als die Fülle der Aufgaben von Pater van Rijn zu groß wurde, wechselten beide ihre Ämter, so daß am 17.10.1982 Pater Julius Dürlich Pfarrer beider Pfarreien wurde, und Pater van Rijn nunmehr als Kaplan tätig war. Pater Dürlich

Die „junge Generation“ der Pfarrer von St. Johannes: Pater Christian Aarts und Pater Nico von Rijn beim 25-jährigen Pfarrjubiläum im Jahre 1990

blieb bis Mitte des Jahres 1984. Als er aus Gesundheitsgründen ausscheiden mußte, übernahm wieder Pater van Rijn seine früheren Aufgaben. Mit Ende des Jahres 1984 verabschiedete sich Pater van Rijn und ging als Proprovinzial der Ordensgemeinschaft der Kreuzherren nach Bonn.

Seit dem 01.02.1985 ist Pater Christian Aarts Pfarrer der St. Johannes-Gemeinde. Mit ihm kam als Subsidiar Herr Pater Martien Jilesen, der auch gleichzeitig Hausoberer der Klostergemeinschaft St. Johannes wurde. Am 24.05.1992 verließ Pater Martien Jilesen Lintorf wieder, da er zum Subsidiar in St. Laurentius in Asbach, Dekanat Eitorf, ernannt worden war.

Die St. Johannes-Pfarrgemeinde kann in ihrer noch recht kurzen Geschichte schon eine Reihe von Praktikanten und Priesteramtsanwärtern aufweisen. Am 8.7.68 zog Guido Krefft als Praktikant des Kreuzherrenordens nach Lintorf um. Er wurde am 8.Juni 1969 durch Weihbischof Dr. Augustin Frotz in der St. Johannes-Kirche zum Priester geweiht. Einen Tag zuvor hatte Weihbischof Dr. Frotz die Kirche konsekriert. Pater Guido Krefft war anschließend als Kaplan in St. Johannes tätig und erteilte bis November 1969 Religionsunterricht. Pater Guido Krefft war zwar der erste, aber nicht der einzige Priesteramtskandidat in der Gemeinde. Mit Joachim Decker ging der erste Priester, der in der St. Johannes-Gemeinde aufgewachsen war, aus ihr hervor. Nach dem Studium und der Diakonzeit wurde Joachim Decker am 16.6.1989 in Köln zum Priester geweiht. Mit ihm wurde an diesem Tag auch Matthias Heidrich zum Priester geweiht, der als Praktikant und Diakon in St. Johannes tätig war. Weitere Praktikanten waren: Diakon Peter Cryan, Diakon Hans-Peter Kippels. Zur Zeit ist Ottfried Wallau als Priesteramtskandidat in der St. Johannes-Gemeinde tätig.

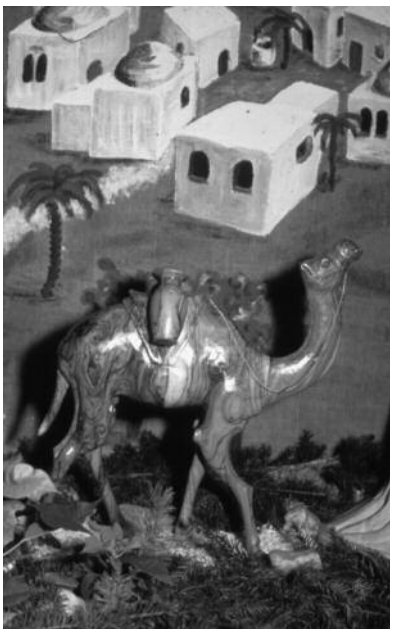
Das reiche Angebot der Vereine und Gruppen wäre ohne ein Pfarrheim nicht denkbar. Darum bestand schon früh der Wunsch in der Pfarrgemeinde, ein eigenes Pfarrheim zu besitzen. Der ursprünglich im Plan vorgesehene Bau eines Pfarrheims wurde aber zunächst vom Generalvikariat in Köln abgelehnt. Doch in den letzten Tagen des Jahres 1974 gelang es dem Kirchenvorstand - nicht zuletzt auch durch eine großzügige finanzielle Zuwendung der Gemeinde Lintorf vor ihrer Eingemeindung nach Ratingen -, die Genehmigung der Pläne des Architekten Hugenbruch für das neue Pfarrheim durch das Generalvikariat zu erhalten. Doch auch die Pfarrgemeinde selbst hatte sich für dieses Vorhaben aktiv eingesetzt und durch Weihnachtsbasare, Gemeindefeste etc. über 30.000,- DM für die Ausstattung zusammengebracht. Das gut eingerichtete Pfarrheim mit großem Saal, Gruppenräumen und Kegelbahn wird von Vereinen und Privatpersonen rege genutzt, so daß es zu einem Zentrum des aktiven Gemeindelebens geworden ist.

Die Kirche selbst erfuhr ebenfalls einige Umbauten: So wurde im Jahre 1988 die Orgel gründlich renoviert und nebst Spieltisch umgestellt. Darüber hinaus erhielt

Ein Kamel aus Bethlehem

Wer aus der großen Familie der Pfarrgemeinde St. Johannes kennt nicht das herrliche Kamel aus dunkelbraunem Olivenholz, das alljährlich zur Weihnachtszeit die Krippe der St. Johannes-Kirche ziert. Treu und ergeben, aber mit stolz erhobenem Haupt, wandert es als Begleiter der Könige durchs Morgenland zum Jesuskind im Stall von Bethlehem. Wer aber weiß, daß das edle Tier wirklich aus Bethlehem stammt und im Jahre 1988 in Begleitung frommer Pilger nach Lintorf kam?

Etwa 40 Pfarrangehörige unternahmen damals mit Pater Christian Aarts eine Fahrt ins Heilige



Land. Unter ihnen war Frau Grete Niesen von der Speestraße, eine erfahrene „Weltenbummlerin“.

Obwohl als Kriegerwitwe sicher nicht auf Rosen gebettet, gelang es ihr durch eisernes Sparen immer wieder, Reisen in die weite Welt zu unternehmen.

In Bethlehem mußte Pater Aarts sie in ein Geschäft begleiten, das sich auf hölzerne Kamele spezialisiert hatte. Grete Niesen forderte ihn auf, sich eins für die Kirchenkrippe im fernen Lintorf auszusuchen, sie wolle es der Gemeinde schenken. Doch damit brachte sie ihren Pfarrer in arge Verlegenheit, denn er mußte blitzschnell überlegen: „Haben wir eigentlich ein Kamel in Lintorf oder haben wir keins?“ Als er sich beim besten Willen nicht entsinnen konnte, fragte er seine Pfarrkinder. Doch siehe da, keins seiner vierzig Schäfchen wußte es so ganz genau. Also wurde ein Kamel gekauft, schön handlich verpackt und mit den nötigen „Auswanderungspapieren“ versehen. Natürlich gab es beim Zoll noch so manches Gelächter, wenn die Pilger aus Deutschland den verblüfften Beamten auf die Frage, was denn in ihrem Paket sei, erklärten: „Ein Kamel, was denn sonst!“

M.B.

die Kirche im Haupteingangsbereich einen Windfang. Der Altarraum wurde 1994 umgestaltet.

Wer die Kirche heute besucht, dem fällt besonders der Kreuzweg auf, den Walter Gondolf (1912-1989) gestaltet hat. Nach seiner Berufstätigkeit als Bühnenbildner lebte und arbeitete Gondolf als Maler in Lintorf. Sein Kreuzweg, bestehend aus 14 Schwarzweißbildern, stellt den Leidensweg Jesu wie auf einer Bühne dar. Jesus ist dem Spott und der Gleichgültigkeit der Zuschauer ausgesetzt - die Zuschauer erinnern in vielen Merkmalen an heutige Menschen. So wird dieser Kreuzweg auch zur Frage an uns. Im Jahre 1991 ging aber auch der Wunsch der Pfarre in Erfüllung, eine Statue des Pfarrpatrons, des heiligen Johannes Maria Vianney, aufzustellen. Die Kölner Künstlerin und Dombildhauerin Elisabeth Baumeister-Bühler schuf eine etwa 1,10 Meter hohe Bronzestatue vom heiligen Pfarrer von Ars. Diese Statue zeigt den Heiligen stehend in seiner ruhigen, besinnlichen Haltung in einem einfachen Priestergewand. In seinen Händen hält er ein Buch als Symbol seiner Verkündigung.

Mit der Selbstständigkeit der Pfarrgemeinde im Jahre 1971 erhielt diese auch einen eigenen Kirchenvorstand, der zunächst aus vier Mitgliedern des Vorstandes von St. Anna und vier neuen Mitgliedern bestand. Der erste Vorsitzende hieß Jean Frohnhoff, von 1984 bis 1994 war Hans Lumer, seit 1994 ist Gerhard Decker Vorsitzender. Herr Holtschneider bekleidet das Amt des Rendanten.

Am 04.10.1968 trat der erste Pfarrgemeinderat zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen. Er konnte erst aufgrund einer Sondergenehmigung des Erzbischofs gebildet werden, weil zu diesem Zeitpunkt St. Johannes noch keine selbständige Pfarrgemeinde war. Der erste Vorsitzende war Herr Gerhard Decker. Vorsitzender des Pfarrgemeinderates ist heute Peter Groos. Die zwölf gewählten und berufenen Mitglieder vertreten nahezu alle Einrichtungen und Vereinigungen in der Gemeinde, nämlich den Kirchenvorstand,die kath. Grundschule, den kath. Gemeindekindergarten, die Frauengemeinschaft, die Kolpingfamilie, Jugend, Kirchenchor, Caritas, Liturgiekreis, Pfarrbesuchsdienst, Katechetenkreis, Caritas-Ausschuß und Öffentlichkeitsarbeit. Ein Festausschuß unterstützt die Pfarrgemeindearbeit. Ein Pfarrbesuchsdienst existiert seit Herbst 1975 und hatte als erstes die Aufgabe, Kontakte zu Neuzugezogenen herzustellen. 1978 bekam der Pfarrbesuchsdienst eine weitere Aufgabe. Er soll den viermal im Jahr erscheinenden Pfarrbrief verteilen. Seit einem Jahr besteht ein Kreis, der neu hinzugezogene Pfarrmitglieder besucht und willkommen heißt, um somit eine Integration leichter zu ermöglichen.

Die Frauengemeinschaft besteht in der St. Johannes-Gemeinde seit dem 1.1.1967. Aus St. Anna wurden damals ca. 300 Mitglieder übernommen, die in dem neuen Pfarrbezirk wohnten. Als Ziel und Zweck der „Frauen- und Müttergemeinschaft“ wurde in einer Niederschrift aus dem Jahre 1967 angegeben: „Soziales Arbeiten in der Gemeinde, aber auch Geselligkeit pflegen.“ Diese Ziele sind heute noch aktuell. Ein weiterer Schwerpunkt der Frauengemeinschaft liegt aber heute im Bereich der Weiterbildung.

Die Kolpingfamilie, von dem nach hier verschlagenen Essener Kolpingssohn Franz Preuß im Jahre 1951 gegründet, versteht sich als familienhafte Gemeinschaft. Neben einem interessanten Vortragsangebot hilft sie nach besten Kräften, wenn sie gebraucht wird. Um nur ein Beispiel zu nennen: Seit Mai 1994 übernimmt die Kolpingfamilie die Pflege und Restaurierung des Holzkreuzes an der Krummenweger Straße. Es ist gute Tradition, daß die Kolpingfamilie im „Busch“ zu Hause ist, aber ihre Mitglieder aus beiden Pfarrgemeinden Lintorfs stammen.

Weitere Gruppierungen sind die KAB, die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft und die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg, die zwar die Räumlichkeiten in St. Anna nutzen, sich aber auch in St. Johannes zu Hause fühlen.

Katecheten und Katechetinnen bereiten Kinder auf die erste Hl. Kommunion und Jugendliche auf die Firmung vor. Die Kommunion, Beicht- und Firmvorbereitung war früher Aufgabe des schulischen Religionsunterrichts und der Priester/Seelsorger der Gemeinde. Heute werden die Kinder und Jugendlichen in kleinen Gruppen von Laien, Katecheten/Katechetinnen genannt, vorbereitet. Die Gründe liegen nicht nur am Mangel von hauptamtlichen Seelsorgern, sondern auch am erneuerten Gemeindebewußtsein. Sie schaffen die Möglichkeit der Kleingruppenarbeit. Im Jahre 1976 wurde diese Art der Gemeindekatechese für die Kommunion- und Beichtvorbereitung eingerichtet. Seit dem Jahre 1982 wird auch die Firmvorbereitung in kleinen Gruppen durch Kateche-

Die Pfarrkirche St. Johannes mit Nebengebäuden von einem Haus an der Broekmanstraße aus gesehen

ten durchgeführt. Der Katechetenkreis trifft sich regelmäßig mit dem Pfarrer zu einem Gespräch über Themen des Glaubens und zu Fragen der Vorbereitung für den Unterricht. Durch das wachsende Interesse an Glaubensvertiefung wurden Bibel- und Glaubensgesprächskreise eingerichtet, die sich in kleinen Gruppen monatlich treffen. Im kleinen Gesprächskreis wird die Vertiefung des Glaubens in der persönlichen Glaubenserfahrung erreicht.

In die Zeit der Entstehung der St. Johannes-Gemeinde fallen auch erste Aktivitäten der Jugendarbeit, die aber in den ersten Jahren fast ausschließlich durch die Meßdienerarbeit gekennzeichnet war. Die Meßdienerarbeit verstand sich nicht nur als „Dienst am Altar“, sondern war neben inhaltlicher Arbeit auch Gruppenarbeit. Die Mitgliederzahl liegt heute bei etwa 60. Daneben versehen Lektoren und Kommunionhelfer ihren Dienst.

Die eigentliche Jugend- und Gruppenarbeit konnte in den Jahren 1974/75 aktiviert werden. Das Jahr 1974 brachte auch die erste Ferienfreizeit für Jungen und Mädchen. Sie ist bis heute eine feste Einrichtung im Gemeindeleben geworden. Im Laufe der nächsten Jahre stieg die Zahl der Kinder- und Jugendgruppen - nicht auch zuletzt durch die Einweihung des Pfarrheims 1976 - kontinuierlich an, so daß zeitweilig bis zu 20 Gruppen bestanden. Neben der Jugendgruppenarbeit konnte den rund 300 Kindern und Jugendlichen mit jährlich etwa 70 weiteren Aktionen ein zusätzliches reichhaltiges Angebot geschaffen werden. Heute existieren Kinder- und Jugendgruppen, und die Verantwortlichen treffen sich regelmäßig in der Jugendleiterrunde. Ein offenes Angebot für Jugendliche und junge Erwachsene bietet der Dämmerschoppen, der seit 1979 einen Treffpunkt bildet.

Kirchenchor, Jugendchor „Klangfarben“, Kinderchor und Instrumentalkreis singen und spielen zusammen und tragen zur Gestaltung der Messen bei. Die erste Probe des Kirchenchors fand am 2. Juni 1966 unter der Leitung von Pater van Gestel statt. Heute wird der Chor von der Organistin Birgit Krusenbaum geleitet, die ebenfalls auch für den Kinderchor und den Instrumentalkreis zuständig ist. Der Chor „Klangfarben“ (früher Jugendchor genannt) besteht nun seit 18 Jahren unter der Leitung von Markus Lumer und gestaltet mit etwa 20 Sängerinnen und Sängern sowie einer fünf-köpfigen Band Messen durch moderne rhythmische Lieder.

Mit ihren vielfältigen Aktivitäten wirkt die Pfarrgemeinde auch in die bürgerliche Gemeinde hinein, sei es mit den Angeboten für Kinder und Jugendliche und für Senioren, sei es mit den Vortrags- und Bildungsangeboten der Frauengemeinschaft und der Kolpingsfamilie, sei es über die Zusammenarbeit mit der Heinrich-Schmitz-Schule, die als Katholische Grundschule den Kontakt zur Pfarrgemeinde besonders pflegt, sei es - sicher nicht zuletzt - durch den Kindergarten. Seit dem 1. September 1966 ist der Kindergarten von St.Johannes eingerichtet.

Die St. Johannes-Gemeinde versteht es auch zu feiern. Hier kann die Gemeinde manches Defizit in einer schnell wachsenden Wohngegend und in einer Randlage mildern. Kindergartenfeste, Pfarrfeste, Pfarrkarneval, Jugendfreizeiten, Familiensonntage u.a.m. werden regelmäßig in der Gemeinde veranstaltet. Aber auch genügend Anlässe gab es für Feierlichkeiten. Neben den runden Geburtstagen der Geistlichkeit waren besondere Ereignisse das 40- und 50-jährige Ordensjubiläum von Pater van Gestel, das 40-jährige Ordensjubiläum von Bruder Hubertus, der Küster und von 1974 bis 1988 Hausmeister in St.Johannes war, das 40-jährige Ordensjubiläum von Pater Jilesen und das silberne Priesterjubiläum von Pater van Rijn und Pater Aarts.

Die Pfarrgemeinde setzt neben der Caritasarbeit besondere Akzente in der Arbeit für das jährliche Misereor-Projekt und die Unterstützung der Kreuzherren in der Dritten Welt. So wurde bis 1986 für den Priester- und Ordensnachwuchs in Brasilien gesammelt. Von 1986 - 1991 kamen 35.000,- DM für ein Besinnungshaus in Bandung/Indonesien zusammen. Seit September 1991 wird der einheimische Ordensnachwuchs der Kreuzherren in Zaire unterstützt. 1995 konnte hier die Spendengrenze von 100.000,- DM überschritten werden.

Schon lange besteht auch ein enger Kontakt zur evangelischen Kirchengemeinde, und alljährlich werden gemeinsame Veranstaltungen der beiden Gemeinden durchgeführt. Hierbei werden besonders die Gemeinsamkeiten des christlichen Glaubens gepflegt. Hier sind der Weltgebetstag der Frauen, die ökumenische Bibelarbeit, der jährlich stattfindende Friedensgottesdienst und die ökumenische Gebetsnacht zu nennen. Daneben gibt es viele seelsorgerische und organisatorische Absprachen. Als äußeres Zeichen der ökumenischen Zusammenarbeit steht „Im Kreuzfeld“, Ecke Johann-Peter-Melchior-Straße, ein Kreuz mit der Inschrift: „Auf daß alle eins seien.“ (Joh.17,21)

Nach Pfarrer Christian Aarts versteht sich Gemeinde heute so: „Eine christliche Gemeinde lebt von dem Glauben einzelner, aus dem dann das Miteinander wächst, und aus dem gemeinsam gehandelt wird. Erst im Miteinander des Glaubens entsteht Gemeinde.“

So ist denn die St. Johannes-Gemeinde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgebrochen, neue Wege zu gehen und eine Gemeinschaft zu werden. Es ist ein Weg zu Gott, der entsprechend der Aufschrift des in der Kirche stehenden Tabernakels von der Hoffnung der Emmaus-Jünger geprägt ist: „Herr, bleibe bei uns“. Viele Neubürger konnten in die Pfarrgemeinde integriert werden. Es war eine große Hilfe, daß in der Gemeinde eine Ordensgemeinschaft besteht, die es ermöglichte, neue Impulse zu geben.

Michael Lumer

ORDO SANCTAE CRUCIS

Die Geschichte des Kreuzherren-Ordens

„Kreuzherren? ... Ist mir kein Begriff!“ Dies ist oft die erste Reaktion, wenn einer sich als Kreuzherr vorstellt. Dennoch hat dieser relativ kleine Orden während der fast acht Jahrhunderte seiner Existenz seine - bescheidene - Rolle in der Kirchengeschichte gespielt.

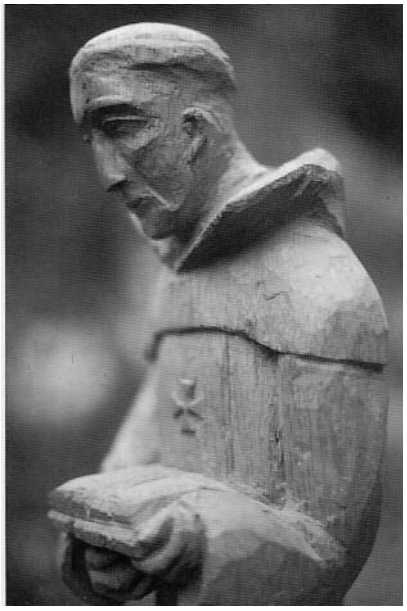
Es fing an um 1210. Fünf idealistische junge Männer waren zutiefst betroffen von den Nöten ihrer Zeit, von den Mißständen in Kirche und Gesellschaft. Sie waren der Überzeugung, daß allein in einer radikalen - heute würden wir sagen alternativen - Lebensweise nach dem Evangelium Jesu das Heil zu finden sei. Diese Kleingruppe hatte sich außerhalb der Stadt Huy (Belgien) niedergelassen. An einem stillen Ort (Clairlieu genannt) beteten sie gemeinsam, unterhielten sich über den Sinn der Worte Jesu, die doch als eine Frohbotschaft für alle Menschen in Not und als eine Sinndeutung des Lebens gemeint waren.

Im 12. und 13. Jh. gab es zahlreiche solcher Gruppen. Viele sind gescheitert, weil die ursprüngliche Begeisterung nachließ und die auf die Dauer notwendigen Strukturen fehlten.

Diese fünf jungen Männer, die ersten Kreuzherren, übernahmen die Lebensweise der Regularkanoniker. Sie wollten nach einem Kanon (Richtschnur) leben. Diese Richtschnur war für sie die Regel des hl. Augustinus. In dieser Regel läßt sich Augustinus durch das Ideal der ersten Christen in Jerusalem inspirieren, wie die Apostelgeschichte es uns beschreibt (4, 32): „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam.“ Diese sogenannte VITA APOSTOLICA im Geiste der Augustinusregel wurde das Lebensideal dieser fünf jungen Männer.

Weiter wünschten sie „Regulare“ zu sein, das heißt Mitglieder einer Ordensgemeinschaft. Dies im Gegensatz zu Bistumspriestern (SAECULARES), vor allem Kanonikern (Mitgliedern eines Domkapitels), die auch manchmal in Gemeinschaft lebten.

Wenigstens einer von ihnen, Theodor von Celles, hatte sich zuvor im Gefolge des Lütticher Bischofs Radulphus von Zähringen am dritten Kreuzzug (1189-1191) beteiligt. Auf dieser mühevollen Expedition hatte er die Erfahrung gemacht, daß man mit dem Schwert keine Menschen für Christus gewinnen kann. Die Begeisterung jedoch für die Sache des Kreuzes hatte sich ihm unauslöschlich eingeprägt. So wurde das lebensspendende Kreuz zum Leitmotiv der Spiritualität der kleinen Gemeinschaft. Daher bezeichneten sie sich als „Kreuzbrüder“ (FRATRES SANCTAE CRUCIS). Ihre Ordenstracht bestand aus einem wollenen Habit mit Gürtel und darüber ein graues, später schwarzes Skapulier mit Kapuze. Auf dem Skapulier und Mantel war auf Brusthöhe ein rot-weißes Kreuz angebracht. Dieses rot-weiße Kreuz ist Jahrhunderte hindurch das Abzeichen des Ordens geblieben.



Der selige Theodor von Celles.
Holzschnitzarbeit von Pater Jacobus van Gestel o.s.c. aus den 50er Jahren

Im Jahr 1248 erhielt die kleine Gemeinschaft von Papst Innozenz IV. ihre offizielle Bestätigung. Ihre Satzungen (Konstitutionen) wie auch ihre Liturgie entnahmen sie größtenteils den Dominikanern, obwohl sie eigene Akzente setzten. Die Feier der Liturgie stand bei ihnen als Regularkanonikern an erster Stelle. Ihre pastorale und soziale Sorge galt vor allem den Kreuzfahrern, Pilgern und Armen.

Bald stießen neue Gefährten zu ihnen. Innerhalb kürzester Zeit verbreitete sich dieser Orden vom Heiligen Kreuz (lat. ORDO SANCTAE CRUCIS; Abk. o.s.c.) über Frankreich, England, Deutschland und die Niederlande. Die ersten Niederlassungen in Deutschland waren: Beyenburg bei Wuppertal (1298), Hohenbusch bei Erkelenz (1302), Köln (1307), Schwarzenbroich bei Düren (1340) und Aachen (1372).

Die Klöster blieben durch ihre gemeinsame Spiritualität, durch die Regel des hl. Augustinus und die eigenen Konstitutionen miteinander verbunden. Diese Verbundenheit wurde auf dem jährlichen Generalkapitel im Mutterhaus des Ordens in Huy gefestigt.

Auch die jedes Jahr stattfindenden Visitationen hatten eine einigende und hilfebringende Funktion.

Im allgemeinen zählten ihre Häuser nur zehn bis zwölf Bewohner, obwohl einige bedeutend größer waren. Das Chorgebet und die Feier der hl. Eucharistie wurden mit großer Sorge gepflegt. Pilger und Reisende nahm man gastfreundlich auf. Arme klopften niemals vergeblich an die Klosterpforte.

Im ausgehenden 14.Jh. zeigten sich im Ordensleben die Folgen des Abendländischen Schismas sowie des 100jährigen Krieges. Aber auf dem Generalkapitel von 1410 setzte eine starke Reform ein, beeinflußt von der DEVOTIO MODERNA, einer geistlichen Erneuerungsbewegung in den Niederlanden. Das 15.Jh. wurde so eine Goldene Ära in der Ordensgeschichte. Zu keiner Zeit wurden so viele Klöster gegründet. Nie erreichte das spirituelle Leben solch eine Blüte. In Deutschland entstanden folgende Niederlassungen: Osterberg bei Osnabrück (1427), Falkenhagen bei Höxter (1432), Bentlage bei Rheine (1437), Düsseldorf (1438), Marienfrede bei Bocholt (1444), Höhnscheidt bei Waldeck (1468), Dülken (1480), Emmerich (1483), Brandenburg bei Aachen (1484), Brüggen (1484), Ehrenstein bei Neustadt/ Wied (1486), Helenenberg bei Trier (1488), Wickrath bei Mönchengladbach (1490), Duisburg (1499), Glindfeld bei Medebach (1499).

Manche Klöster waren im 15. und 16. Jh. Zentren von Spiritualität und Kultur. Davon zeugen noch heute einige wunderschön illuminierte Gradualien und Antiphonarien, die uns erhalten sind, sowie viele andere kostbare Manuskripte, Inkunabeln und wertvolle Bücher, die in Staats- und Universitätsbibliotheken sowie in Stadtarchiven aufbewahrt werden. Auch andere uns erhaltene Kunstschätze vermitteln einen guten Eindruck vom hohen Stand des geistlichen Lebens.

Die innere Reform im 15. Jh. schützte den Orden vor den Wirren der Reformationszeit (16.Jh.). Trotzdem haben auch die Kreuzbrüder - später wurden sie ‚Kreuzherren" genannt - infolge kirchenpolitischer Verwicklungen empfindliche Verluste erlitten. König Heinrich VIII. hob 1538 alle englischen Klöster auf. In den nördlichen Niederlanden gingen durch die Reformation zehn Häuser verloren. Der Grundsatz CUIUS REGIO, EIUS RELIGIO (wessen Land, dessen Religion) wurde auch für drei Häuser in Westfalen verhängnisvoll: Osterberg, Falkenhagen und Höhnscheidt.

Historisch ist dennoch gesichert, daß vor allem die deutschen Klöster sich nach dem Trienter Konzil (1545-1563) nach Kräften bemüht haben, die katholische Reform in ihren Seelsorgebereichen zu verwirklichen. Denn allmählich wurden mehrere Pfarreien dem Orden anvertraut. Mit manchen Klöstern waren auch Lateinschulen verbunden. Der Einfluß des Humanismus führte zum tieferen Verständnis von Literatur und Kunst.

Im 16. und 17.Jh. wurden die Niederlande und Deutschland wiederholt von zwei großen Plagen heimgesucht: von andauernden Kriegen (u.a. dem niederländischen Freiheitskampf und dem 30jährigen Krieg) und von Pestepidemien. Die Kriege zerstörten Städte und Dörfer und brannten Klöster nieder, die Pestepidemien entvölkerten ganze Landstriche und rafften viele Ordensmitglieder hinweg. In diesen Zeiten der Not blieben die Kreuzherren auf ihren Posten. Die Kraft, Gott und dem Nächsten treu zu dienen, fanden sie in ihrem Glauben und in ihren Gemeinschaften.

Einer Katastrophe schien der Orden nicht gewachsen zu sein: der Französischen Revolution und der darauffolgenden Säkularisation. Innerhalb von zwanzig Jahren wurden in Frankreich, den südlichen Niederlanden und Deutschland alle Klöster vom Staat aufgelöst, unter ihnen 44 Niederlassungen der Kreuzherren. Nur zwei Klöster in den Niederlanden konnten ihr Dasein fristen: St.Agatha bei Cuyk und Uden in Brabant. Aber auch diesen Häusern hatte König Wilhelm I. verboten, Novizen aufzunehmen. So waren auch sie zum Aussterben verurteilt. Im Jahr 1840, als der neue König Wilhelm II. dieses Verbot aufhob, lebten noch vier alte Patres. Es war für den Orden tatsächlich eine Rettung in letzter Minute.

Priester und Abiturienten baten um Aufnahme. Der erste Novize, Henricus van den Wijmelenberg, Bistumspriester und Konrektor einer Lateinschule, wurde bald nach seiner Profeß von Rom zum Generalkommissar des fast ausgestorbenen Ordens ernannt. Im Jahr 1853 wurde er zum Generalmagister gewählt. So gut wie möglich versuchte er, das alte Ordensideal beizubehalten. Dennoch, die Zeiten hatten sich geändert, und der Trend zur pastoralen Tätigkeit in Schulen und Missionen war unverkennbar. Unter den Generalmagistern Henricus Holl-

Country- und
Landhausmode
romantisch - topaktuell

Doris König
Modehaus

Lintorf · Speestraße 37
Telefon 0 21 02 / 3 57 50

mann (1899-1927) und Wilhelmus van Dinter (1927-1940) wurden die Missionen ein integrierender Bestandteil des Ordens und wurde der Orden durch Ausbreitung in den USA, im Kongo (Zaire), in Indonesien und Brasilien stärker internationalisiert. Unter dem vorletzten Generalmagister Wilhelmus van Hees (1946-1981) kehrten die Kreuzherren auf Bitte von Kardinal Josef Frings wieder nach Deutschland zurück. Auch in Österreich (Wien) gründeten sie eine Niederlassung. In Deutschland betreuen sie Pfarrgemeinden in Wuppertal, Bonn-Beuel und Ratingen. Weiter arbeiten sie auch als Religionslehrer und Krankenhausseelsorger. Zwei ihrer alten Klöster, das in Wuppertal-Beyenburg und Kloster Ehrenstein erhielten sie samt den damit verbundenen Pfarreien zurück. Ehrenstein wurde außerdem zum Besinnungshaus für Einzelpersonen und Kleingruppen.

In den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts zählte der Orden noch über 700 Mitglieder. Aber wie in der Zeit der Aufklärung (18.Jh.) Priester- und Ordensberufe nachließen, so erlebten wir durch die weitgehende Säkularisierung in den letzten 20-30 Jahren viele Austritte und wenige Eintritte, vor allem in Europa und in den USA. Aber anscheinend hat dieser Prozeß seinen Tiefstand erreicht. Wird auf diese Krise eine neue Blütezeit des Ordenslebens folgen? Das Bedürfnis nach vertiefter Religiosität nimmt jedenfalls wieder zu. Viele Jugendliche sind auf der Suche nach einer Sinndeutung ihres Lebens.

Das Kloster „Liebfrauenthal“ zu Ehrenstein bei Neustadt an der Wied

Die Kreuzherren sind zwar immer ein relativ kleiner Orden gewesen. Es hat jedoch den Anschein, daß Gott diesen Orden auch in unserer Zeit noch brauchen will, wie er das 1840 eindeutig gezeigt hat. Ob der Orden noch Zukunft hat, wird allerdings auch dadurch bestimmt, ob es uns gelingt, das Ordensideal überzeugend zu leben: „Kreuzbrüder“ zu sein in der heutigen Zeit, verwurzelt in der Tradition, ausblickend in die Zukunft.

Pater Dr. Ger. Q. Reijners o.s.c.

IMMOBILIEN IDS DIETER SCHYMIK GMBH

Ihr kompetenter Partner bei der Vermittlung und Finanzierung von Ein- und Mehrfamilien-Häusern, Eigentums- und Mietwohnungen, gewerblichen Wohn- und Geschäftsobjekten.

...wir vermitteln Ihre Immobilien

Turmstraße 30 · 40878 Ratingen
Telefon (0 21 02) 2 80 88 · Telefax (0 21 02) 2 67 62

St. Jakobus im Schöffensiegel zu Homberg

Im letzten Heft dieser Zeitschrift hat Dr. Kurt Holzapfel dankenswerterweise das alte Homberger Schöffensiegel vorgestellt.[1] Wenn wir trotz seiner trefflichen Interpretation hier noch einmal auf dieses Siegel eingehen und einige ergänzende Hinweise geben, so geschieht dies aus einem allgemeinen siegelkundlichen Ansatz heraus: Das auf den ersten Blick eher unscheinbare Siegel, das durch die Ausführungen von Dr. Holzapfel schon zum Sprechen gebracht wurde, hat den Verfasser zu den nachfolgenden Bemerkungen angeregt; er verbindet damit die Hoffnung, bei den Lesern dieser Zeitschrift Interesse für übergreifende sphragistische Fragen wecken zu können.

Die Sphragistik (Siegelkunde), ursprünglich Teil der Urkundenlehre, gehört zu den klassischen Hilfswissenschaften der Geschichte, führt aber im Vergleich zu anderen Historischen Hilfswissenschaften, etwa der Genealogie, Heraldik und Numismatik, ein Schattendasein. Die Sonderstellung der Sphragistik zeigt sich darin, daß wir in Deutschland weder eine siegelkundliche Vereinigung noch eine eigene siegelkundliche Zeitschrift besitzen. Daraus ergibt sich, daß Untersuchungen zu einzelnen Siegeln oder Siegelgruppen meist in landes-, heimat- oder ortsgeschichtlichen Zeitschriften erscheinen und daher nur einem begrenzten Leserkreis bekanntwerden. Da sich die Verfasser dieser Beiträge in der Regel auch nur punktuell mit solchen Themen beschäftigen, ist es nicht übertrieben, wenn wir behaupten: Die Siegelkunde vollzieht sich weitgehend in lokaler Isolation. Zwei gravierende Tatsachen kommen hinzu: Seit langem ist bekannt, daß Siegel nicht selten Kleinkunstwerke von Rang sind, doch haben nur wenige Kunsthistoriker die Konsequenzen daraus gezogen. In den letzten Jahrzehnten ist nun verstärkt der besondere Quellenwert der Siegel, die in aller Regel über ihren vordergründigen Zweck als Beglaubigungsmittel hinaus auch der Selbstdarstellung des Siegelführers dienten und insofern Bedeutungsträger waren, herausgearbeitet worden; trotzdem läßt die Zunft der Profanhistoriker Siegel auch dort, wo sie neue Erkenntnisse bieten, allzu oft unbeachtet. Um so erfreulicher ist es, daß die Bedeutung des Homberger Schöffensiegels[2] für die Ortsgeschichte durch den erwähnten Beitrag von Dr. Kurt Holzapfel im letzten Heft dieser Zeitschrift herausgestellt worden ist.

Abbildung 1: Siegel der Schöffen in Homberg, 2. H. 15. Jh.

Für den Kundigen brauchte das Homberger Siegel (Abb. 1) allerdings nicht „unverhofft aus dem Dunkel der Geschichte“[3] hervorgeholt zu werden. Der Altmeister der rheinischen Siegel- und Wappenkunde, Wilhelm Ewald, hat das Homberger Schöffensiegel nämlich schon 1931 im Rahmen seines großen Siegelcorpus publiziert.[4] In seinem knappen Text zu diesem Siegel gibt Ewald an, dieses sei ihm schon an einer Urkunde vom 22. Januar 1510 begegnet.[5] Leider hat sich hierbei ein kleiner (Druck?)Fehler eingeschlichen: Die Urkunde, die sich jetzt im Historischen Archiv der Stadt Köln befindet, datiert nämlich vom 22. Juni 1510.[6] Aufgrund der im Homberger Schöffensiegel verwandten runden Form des Wappenschildes, vor allem aber wegen der gotischen Minuskel in der Umschrift, läßt sich das Siegel mit einiger Sicherheit in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts datieren.[7] Es stammt also aus dem Mittelalter und wurde, wie die Angabe bei Dr. Holzapfel zeigt, noch 1683 benutzt. Möglicherweise war es bis zum Ende des Ancien régime im Gebrauch. Damit ist das Siegel eine wichtige Quelle zur Homberger Ortsgeschichte, möglicherweise sogar das einzige Homberger „Hoheitszeichen“, wenn man den im Siegel dargestellten Wappenschild nicht als Ortswappen, sondern als Phantasiewappen des hl. Jakobus ansieht.

Dieser Interpretation möchten wir - und dabei ist besonders der Zeitpunkt der Siegelentstehung im Auge zu behalten - den Vorzug geben. Natürlich haben Heilige der vorheraldischen Zeit niemals ein Wappen geführt, aber das war im Spätmittelalter, der Blütezeit der Heraldik, kein Hinderungsgrund, auch Heilige mit einem Wappen zu versehen und entsprechend darzustellen. Das geschah natürlich mit Vorliebe bei ritterlichen Heiligen (z. B. bei den hll. Quirinus, Gereon, Viktor, Mauritius und Cassius). Sehr beliebt war weiterhin die Kennzeichnung der Heiligen Drei Könige durch begleitende Wappenschilde.[8] In Köln finden sich daneben auch Wappen der Stadtpatronin St. Ursula und ihres Verlobten, des hl. Ätherius.[9] Der gesamte Komplex der Heiligenwappen ist leider noch zu wenig erforscht, doch liegt es nahe anzunehmen, daß man auch den hl. Jakobus, der auf unzähligen Darstellungen mit seinem kennzeichnenden Attribut, der Pilgermuschel, zu sehen ist, gelegentlich auch mit einem Muschelschild ausgestattet hat. Als die Homberger Schöffen ihr Siegel in Auftrag gaben, werden sie den Muschelschild nicht einfach auf sich selbst bezogen und damit gleichsam usurpiert haben. Andererseits ist aber gut denkbar, daß die Verwendung des Homberger Schöffensiegels über Jahrhunderte hinweg die Einwohner von Homberg dazu brachte, nicht nur das Siegel selbst, sondern auch seine Inhalte immer stärker für sich selbst in Anspruch zu nehmen. So mag man schließlich in dem Wappenschild mit der Jakobusmuschel ein Kenn-, Sicht- und Eigentumszeichen,

kurz ein Ortswappen, von Homberg gesehen haben, was ja auch die Verwendung der Muschel in dem Siegel der reformierten Gemeinde von Homberg nahelegt.[10)]

Wir wollen auf Kompetenz, Funktion und Bedeutung des Schöffengerichtes von Homberg hier nicht näher eingehen, aber soviel festhalten, daß das Siegel kaum bei der Ausübung der Strafgerichtsbarkeit, um so mehr aber bei Akten der sog. freiwilligen Gerichtsbarkeit benutzt wurde. Das Schöffengericht war eine Instanz, die man zum Zweck der Beurkundung und Rechtssicherung in zivilen Angelegenheiten gern anging, zumal es auf dem Lande kaum öffentlich bestellte Notare gab, die rechtskräftige Urkunden - sog. Notariatsinstrumente - ausstellen konnten. Von Interesse ist vielleicht aber die Lage des Homberger Schöffengerichts in der Gerichtslandschaft des Herzogtums Berg im Jahre 1555, weshalb hier ein Ausschnitt aus der von Wilhelm Ewald publizierten Karte abgebildet wird (Abb. 2).[11)]

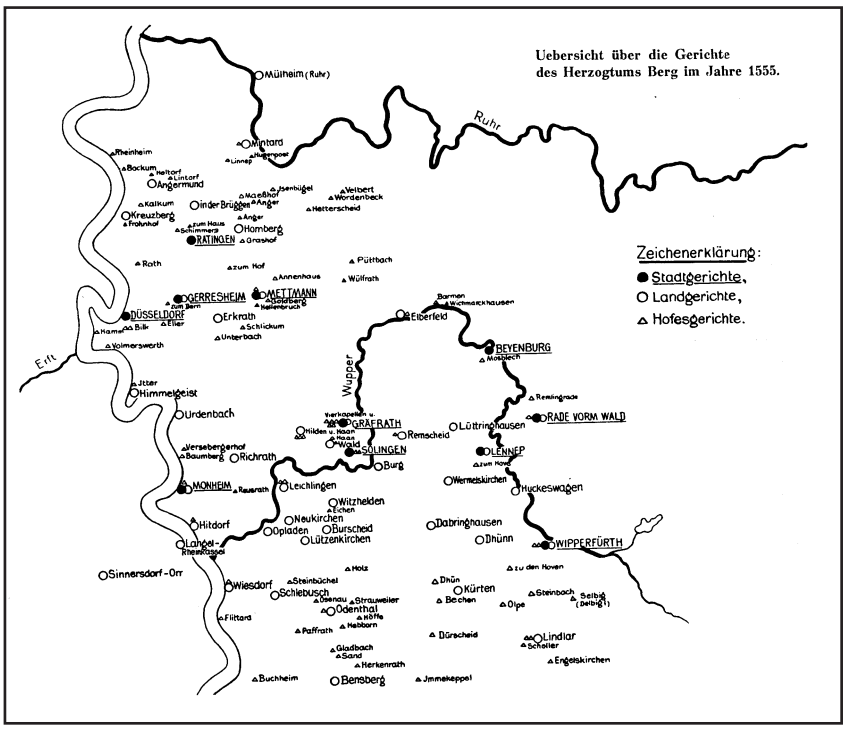


Abbildung 2: Übersicht über die Gerichte des Herzogtums Berg im Jahre 1555 (Ausschnitt)

Die interessanteste Frage hat Dr. Holzapfel im letzten Abschnitt seines Artikels erörtert. Es geht um die Ikonographie des hl. Jakobus, zu deren Verständnis wir aus allgemeiner siegelkundlicher Sicht beitragen wollen. Die Gestalt im Homberger Schöffensiegel ist durch den Heiligenschein und die Muschel in der Rechten schon eindeutig als der hl. Jakobus d. Ä. ausgewiesen. Das große aufgerichtete Schwert in der Linken des Heiligen ist außergewöhnlich und bedarf der Erklärung. Hier ist den Ausführungen von Dr. Holzapfel zu folgen. Das Schwert könnte wie bei anderen Märtyrern, die durch das Schwert umkamen, als weiteres Attribut des hl. Jakobus in das Siegel aufgenommen worden sein; seine Darstellung in aufgerichteter (bedrohlicher) Form wäre aber sehr eigenartig. Ob hier ein Bezug zu Jakobus als Maurentöter (Matamoros) hergestellt werden sollte, ist fraglich. Dieses Bild hatte sicherlich für Spanien und Santiago de Compostela seine Bedeutung; man denke an den bekannten, heute als Rathaus genutzten Palast Rajoy in Santiago de Compostela, wo im Giebel die Schlacht bei Clavijo von 844 dargestellt ist; darüber erscheint der schwertschwingende hl. Jakobus auf dem sich aufbäumenden Pferd.

Es wäre schon sehr eigenartig, wenn man in Homberg das Schwert dem Bild des hl. Jakobus als Maurentöter entlehnt haben sollte. Ganz auszuschließen ist ein solcher Gedanke allerdings nicht, wenn man sich die Bedeutung der Wallfahrt nach Santiago de Compostela vor Augen führt. Ob Märtyrerschwert oder Schlachtschwert des hl. Jakobus, in jedem Falle wäre es im Siegel von Homberg ein Zeichen, das auf unseren Heiligen anspielt. Wir lassen zunächst einmal offen, was die Auftraggeber und der Siegelstecher im Sinn hatten. Das Schwert wäre jedoch in beiden Fällen ein dem hl. Jakobus zuzuordnendes Attribut.

Wenn Dr. Holzapfel sich schließlich dafür entschied, das Schwert als Richtschwert des hl. Jakobus zu interpretieren, so unterstellt er dem Schwert einen Symbolgehalt, der uns heute noch ohne weiteres vertraut ist. Die Verwendung von Symbolen war im Mittelalter außerordentlich beliebt; allerdings schwindet die Kenntnis derselben heutzutage immer mehr. Charakteristisch für das Sinnbild oder Symbol ist, daß es über das Konkrete hinaus auf einen übersinnlichen, abstrakten Sachverhalt hinweist. Das ist im vorliegenden Falle die Richtergewalt. Wir glauben, dies einprägsam durch zwei Siegel Karls IV. (1346-1378) belegen zu können. In seinem großen kaiserlichen Majestätssiegel (Abb. 3) läßt Karl IV. sich thronend mit den Herrscherinsignien - Krone, Zepter und Reichsapfel - darstellen. Es sei nur nebenher erwähnt, daß das Kreuz auf dem Reichsapfel und die wappenhaltenden Adler wie auch die Wappen selbst eine eigene Symbolik besitzen. In dem großen Hofgerichtssiegel (Abb. 4) hält Karl IV., wiederum mit Krone und Reichsapfel dargestellt, ein Schwert in der Rechten. Hiermit wird eindeutig die Gerichtsgewalt des Kaisers herausgestellt. Daß er damit nicht selbst Urteile vollstreckte, also Verbrecher vom Leben zum Tod beförderte, braucht nicht eigens betont zu werden. Insofern ist das Schwert in der Hand des Kaisers kein Zeichen, das auf (s)eine Tätigkeit anspielt, sondern ein Symbol, das auf die kaiserliche Gerichtsgewalt als solche hinweist.

Folgt man dieser Deutung, dann macht es wenig Sinn, in dem hl. Jakobus den (eigentlichen) Gerichtsherrn von Homberg zu

Abbildung 3: Majestätssiegel Kaiser Karls IV., 1355

Abbildung 4: Hofgerichtssiegel Kaiser Karls IV., 1355

sehen. Es kann m. E. kein Zweifel sein, daß das Schwert im Homberger Siegel die Gerichtsgewalt der Schöffen, nicht die des hl. Jakobus, symbolisiert. Dieser Schluß erscheint mir deshalb zwingend, weil der Siegelführer, d. h. das Homberger Schöffenkollegium, nicht von seinem Siegel abgekoppelt werden darf. Die Schöffen ließen ja ein Siegel stechen, mit dem sie sich selbst identifizierten, das sie dann auch gleichermaßen repräsentierte. In dem Homberger Siegel stellt der örtliche Patron, der hl. Jakobus, den unverwechselbaren Ortsbezug her; das Schwert aber steht für die Schöffen und ihre Richtergewalt. Daß man nun dieses Schwert dem hl. Jakobus in seine linke Hand drückte, ist eine typisch mittelalterliche Vorgehensweise. Die Probleme, die sich dem modernen aufgeklärten Menschen stellen, hatte man im Mittelalter und in der frühen Neuzeit nicht. Wir stoßen daher immer wieder auf ikonographische Merkwürdigkeiten, die uns über die Unbefangenheit unserer Vorfahren staunen lassen. Wir wollen dies am Beispiel des hl. Martin zeigen.

Abbildung 5: Stadtsiegel von Courtrai (Kortrijk), Belgien, 2. H.13.Jh.

Abbildung 6: Siegel des Augustinerchorherrenstifts zu Sindelfingen, (1477)

Der hl. Martin wird meistens als Bischof oder aber als Soldat zu Pferde in der Mantelteilungsszene dargestellt. Bekanntlich hat Martin als junger Reitersoldat vor den Toren von Amiens seinen Mantel mit dem frierenden Bettler geteilt. Nachdem er getauft worden war und die Armee verlassen hatte, wurde er nach einigen Zwischenstationen der erste Klostergründer Galliens und im Jahre 371 schließlich Bischof von Tours. Die Darstellungen, die Martin zu Pferde beim Teilen seines Mantels zeigen, sind überaus zahlreich. Wir bilden hier zwei Siegel ab, die diese Szene eindrucksvoll darstellen, das Stadtsiegel von Courtrai (Kortrijk) in Flandern (Abb. 5) und das Siegel des Augustinerchorherrenstifts zu Sindelfingen bei Böblingen (Abb. 6). Der Bettler ist in dem zweiten spätmittelalterlichen Siegel als Krüppel auf einem Wägelchen dargestellt, das man einmal als den ersten Mercedes apostrophiert hat. Aber zurück zu unserem Thema! In dem Siegel des Prämonstratenserklosters „Martinstal“ (Abb. 7), d. i. Le Parc bei Löwen in Belgien, erscheint der hl. Martin als Bischof in einer gotischen Tabernakelarchitektur; an seiner rechten Seite steht der Bettler mit bloßem Oberkörper. Hier wird - entgegen der Lebens-

Abbildung 7: Siegel des Prämonstratenserklosters „Martinstal“ Le Parc bei Löwen, Belgien, 2. H. 15. Jh.

Abbildung 8: Siegel des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, 1518

chronologie des hl. Martin - der Bettler dem Bischof von Tours zugeordnet. Noch unbefangener und für den heutigen Betrachter noch überraschender ist die Darstellung des hl. Martin als Mainzer Bistumspatron in dem Siegel des Mainzer Erzbischofs und Kardinals Albrecht von Brandenburg (Abb. 8). Eingerahmt von den Bistumspatronen von Magdeburg (St. Mauritius) und von Halberstadt (St. Stephanus)[12], steht der hl. Martin als Bischof mit Mitra und Heiligenschein in der Mitte, seinen Mantel mit dem Schwert teilend; vor ihm kauert der Bettler, der nach dem Mantel greift. Hier werden also verschiedene Zeitstufen imaginär zusammengelegt: Mantelteilung, Bischofswürde, Heiligenstatus. Es geht also nicht um eine historisch korrekte Schilderung der berühmten Szene vor dem Stadttor von Amiens, sondern um eine zusammenfassende Darstellung des Mainzer Bistumspatrons in einem gleichsam höheren Sinne. Der Siegelführer selbst, Albrecht von Brandenburg, wird übrigens durch sein Wappen im Siegel vertreten. Die Bistumspatrone aber stehen für die Bistümer, denen der Siegelführer vorstand.

In den letzten hier beigebrachten Siegeln wird deutlich, welche Bedeutung der jeweilige Patron für den Siegelführer besaß: St. Martin als Stadtpatron von Courtrai, als Klosterpatron von Le Parc bei Löwen und als Bistumspatron von Mainz. Letzterem sind, wie dargestellt, St. Mauritius und St. Stephanus als Bistumspatrone von Magdeburg und Halberstadt an die Seite gestellt. In der gleichen Weise ist St. Jakobus als Ortspatron von Homberg anzusprechen. Die große Bedeutung der Stadt- und Ortspatrone hat man in der deutschen Forschung bisher nur ansatzweise gesehen.[13] Gerade hierfür sind die Siegel der Städte und Gerichte aussagekräftige Belege, die im Falle der Städte auch den Vorzug haben, vielfach noch dem 12. und 13. Jahrhundert anzugehören, einer Zeit also, in der einschlägige schriftliche Quellen noch selten sind.

Werden in den Siegeln von Städten, Gerichten, Universitäten, Zünften, Stiften, Klöstern, Hospitälern, Kirchen und Klerikern die jeweiligen Patrone allein dargestellt, so sind diese Siegel dem Typ des Heiligensiegels zuzurechnen.[14] Häufiger als diese „reinen“ Siegeltypen sind aber die Mischtypen. Zu ihnen gehört auch das Homberger Siegel. In einer Kurzangabe würde man es als „Mischtyp (Heiligen-/Wappen-/Symbolsiegel)“ charakterisieren. In seiner Aussage erweist sich das Homberger Schöffensiegel als sehr komplex, was bei der unscheinbaren Größe und der anspruchslosen künstlerischen Darstellung nicht sofort zu vermuten ist. Hier liegt eben die Aufgabe der Siegelkunde, den Bildinhalt und seine spezifische Aussage zu erschließen.

Daß man in einem Schöffensiegel den örtlichen Pfarrpatron darstellte, wie dies in dem Homberger Siegel der Fall ist, lag nahe. Entsprechend häufig kommt dieser Siegeltyp vor. Allein aus der näheren Umgebung von Homberg gibt es schon genügend Beispiele: Mettmann (St. Lambertus), Erkrath (St. Johannes Evangelist), Gerresheim (St. Margareta ?), Monheim (St. Gereon) und Solingen (St. Clemens).[15] Auch diese Siegel verdienen hinsichtlich ihrer Aussage und ihrer künstlerischen Gestaltung eine kleine Untersuchung. Sie würde erweisen, daß das Schöffensiegel von Homberg sich einerseits in eine größere Siegellandschaft gut einfügt, andererseits aber wegen seiner komplexen Darstellung ein besonderes Interesse verdient.

Prof. Dr. Toni Diederich

Anmerkungen

1) Vgl. Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter 64 (1994), S. 66 f.

2) Wir bevorzugen die Bezeichnung „Schöffensiegel“, weil das Homberger Siegel in seiner Umschrift exakt als solches ausgewiesen ist, weiterhin weil das Schöffensiegel in der siegelkundlichen Literatur auch unter diesem Namen einen festen Platz hat, schließlich aber auch, weil die Bezeichnung „Siegel des Landgerichts“ eine falsche Assoziation zu den Landgerichten der heutigen Gerichtsverfassung herstellen könnte.

3) Wie Anm. 1, S. 66.

4 Wilhelm Ewald, Rheinische Siegel III: Die Siegel der rheinischen Städte und Gerichte (Publikationen der Gesellsch. für rhein. Geschichtskunde 27), Bonn 1931, Taf. 73, Nr. 8, neuerdings wieder leicht zugänglich durch den Neudruck, Düsseldorf 1993.

5) Ebenda, Textband, S. 165.

6) Historisches Archiv der Stadt Köln, St. Georg U. 3/254; vgl. Anna-Dorothee von den Brincken, Das Stift St. Georg zu Köln (Urkunden und Akten 1059-1802) (= Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 51, 1966), S. 104.

7) Dr. Holzapfel hat selbst auch schon eine Entstehung des Siegelstempels weit vor 1683 in Erwägung gezogen (wie Anm. 1, S. 66). Fest steht nunmehr allerdings, daß die ebenda abgebildete Holzplastik vom Anfang des 16. Jahrhunderts, wenn diese Datierung zutrifft, erst nach dem Homberger Schöffensiegel entstanden ist.

8) Vgl. das Kapitel „Die Wappen der Heiligen und andere Phantasiewappen“ bei Wilhelm Ewald, Rheinische Heraldik (Rhein. Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 27, 1934, Heft 2), S. 109-116; Hans Horstmann, Die Wappen der Heiligen Drei Könige, in: Kölner Domblatt 30 (1969), S. 49-66; Fritz Timmermann, Die Wappen der Heiligen Drei Könige, in: „Es führt drei König' Gottes Hand...“ hinein ins schöne Sauerland. Dreikönigenverehrung und -brauchtum im ehemaligen Herzogtum Westfalen, Arnsberg 1994, S. 22-24.

9) Toni Diederich, Stadtpatrone an Rhein und Mosel, in: Rhein. Vierteljahrsblätter 58 (1994), S. 74.

10) Vgl. die Abbildung bei Holzapfel (wie Anm. 1), S. 67.

11) Komplette Karte bei Wilhelm Ewald (wie Anm. 4), Textband S. 20.

12) Albrecht war nämlich auch Erzbischof von Magdeburg und ab 1513 Administrator des Bistums Halberstadt.

13) Vgl. dazu jetzt meinen in Anm. 9 genannten Aufsatz.

14) Zur Siegel-Typologie habe ich einen neuen Ansatz vorgeschlagen, der inzwischen in der Forschung positiv aufgenommen worden ist; vgl. Toni Diederich, Prolegomena zu einer neuen Siegel-Typologie, in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 29 (1983), S. 242-284; Toni Diederich, Rheinische Städtesiegel, Neuss 1984, S. 92-120 (=Kapitel „Typologie der rheinischen Städtesiegel“); Toni Diederich, Réflexions sur la Typologie des Sceaux, in: Janus - Revue Archivistique, 1993. 1, S. 48-68.

15) Vgl. Wilhelm Ewald (wie Anm. 4), Taf. 71 und 72, Text S. 157-163.

Bildnachweis

Abb. 1:
Stadtarchiv Ratingen;

Abb. 2:
Reproduktion aus W. Ewald (wie Anm. 4), S. 20;

Abb. 3:
Orginalabdruck an Urkunde v. 10. Mai 1375 (Histor. Archiv d. Stadt Köln, HUA 2/2917), Foto: Rolf Zimmermann, Köln;

Abb. 4:
Orginalabdruck an Urkunde v. 12. März 1377 (Histor. Archiv d. Stadt Köln, HUA 1/3068/2), Foto: Histor. Archiv d. Stadt Köln;

Abb. 5-7:
Moderne, von den Typaren genommene Abdrücke im Histor. Archiv d. Erzbistums Köln, Siegelsammlung Stephan Beissel, Fotos: Rhein. Bildarchiv Köln (Fotograf: Rolf Zimmermann);

Abb. 8:
Abguß im Histor. Archiv d. Erzbistums Köln, Siegelsammlung Stephan Beissel, Foto: Rolf Zimmermann, Köln.

Lob der Spatzen

Grau mit viel Braun und wenig weißen Federn,
Das Männchen auf der Brust mit schwarzem Fleck,
Sie leben unter Palmen, Fichten, Zedern,
Und auch in jedem Straßendreck.

In Ingolstadt und in der City Boston,
Am Hoek van Holland und am Goldnen Horn
Ist überall der Spatz auf seinem Posten
Und fürchtet nicht des Schöpfers Zorn.

Inmitten schwarzer Dschungeln von Fabriken
Und todgeladner Drähte Kreuz und Quer
Sieht man die Spatzen flattern, nisten, brüten,mausern, picken
Als ob die Welt ein Schutzpark wär!

Es stört sie nicht der Lärm der Transmissionen
Und keineswegs das Tempo unsrer Zeit -
Sie leben (schnell und langsam) seit Äonen
Wo sie der Himmel hingeschneit.

Als Jesus über Gräser, Zweige, Blumen
Einritt, und alle Hosianna schrien,
Da pickt ein Spatz gemächlich gelbe Krumen
Aus dem noch warmen Mist der weißen Eselin.

Herr gib uns Kraft und Mut wie Deinen Spatzen,
Mach unser Leben ihrem Rinnstein gleich.
Dann mag wer will von edleren Tauben schwatzen,
Denn unser ist Dein gutes Erdenreich.

Carl Zuckmayer

Die St. Sebastiani-Bruderschaft stand vor 100 Jahren auf ihrem Tiefpunkt

Vier neue Kompanien brachten wieder den Aufschwung

Die altehrwürdige St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen Anno 1433 hat alle Stürme der Zeit überdauert und steht nach mehr als 550 Jahren in voller Blüte. Vor einem Jahrhundert allerdings, nämlich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, hatte sie einen Tiefpunkt erreicht, von dem aus es kaum noch Hoffnungen auf ein Wiederaufleben gab. Das einstmals blühende Ratinger Schützenleben hatte sich nur schwer wieder vom Verfall durch den Dreißigjährigen Krieg erholt, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der Franzosenzeit neue Bedrängnis und neue Einschränkungen kamen. Einen starken Anstieg der Mitgliederzahlen brachte die 1811 erfolgte Einrichtung der »Kranken- und Sterbelade«, durch die die Hilfen bei Krankheit und Tod für die Mitglieder auch durch Statuten geregelt wurden. Als aber zwei Jahre nach dem Krankenversicherungsgesetz von 1883 auch in Ratingen eine Ortskrankenkasse eingerichtet wurde, ging die Zahl der Mitglieder rapide zurück, und bald konnte aus Mangel an Beiträgen aus der »Kranken- und Sterbelade« kein Krankengeld mehr ausgezahlt werden. Zum Ende des Jahres 1895 zählte die Bruderschaft von ehemals 650 Mitgliedern gerade noch 28 meist betagte aktive Schützen, zwei Witwen und kaum mehr als dem Namen nach 33 Ehrenmitglieder. Überdies war schon seit Jahrzehnten das eigentliche Schützenwesen stark vernachlässigt worden. Zu den verschiedenen Kriegszeiten hatte man natürlich die Schützenfeste und das Vogelschießen mit »guter Begründung« ausfallen lassen. Aber auch sonst schien man zuweilen geradezu nach Gründen gesucht zu haben, um den Ausfall in der Öffentlichkeit verständlich zu machen. Genannt werden Geldmangel, mangelnde Vereinstätigkeit oder gar der Hinweis, daß ohnehin schon zu viele Feste von anderen Ratinger Vereinen gefeiert würden. Vielleicht deshalb hatte es schon seit 20 Jahren keine »Blutauffrischung« mehr durch Neuaufnahmen gegeben, und schon seit einem Jahrzehnt waren kein Schützenfest und kein Königsschießen mehr durchgeführt worden. In dieser Situation taten sich Ratinger Bürger in der Sorge um den Fortbestand der altehrwürdigen Bruderschaft zusammen, warben um Mitarbeit und hatten tatsächlich Erfolg. Beim nächsten Titularfest am St. Sebastianustag, dem 19. Januar 1896, und der eine Woche später stattfindenden Generalversammlung traten über 40 neue Mitglieder in die Bruderschaft ein. Den entscheidenden Schritt aber, der der alten Bruderschaft neue Wege zeigen sollte, tat der Schützenbruder Louis Schmitz in der Generalversammlung vom 25. März mit der Erklärung, daß er eine nach dem Schweizer Volkshelden Wilhelm Tell benannte »Schützen-Kompanie« als Untergliederung der Bruderschaft bilden werde. Gleich darauf erklärte der als Garde-Grenadier gediente Gustav Bovers, eine Grenadier-Kompanie aufstellen zu wollen, und Heinrich Keusen machte sich für die Errichtung der Reserve-Kompanie stark. Ein paar Wochen später wurde auch noch die Jäger-Kompanie, heute Hubertus-Kompanie, von Wilhelm Langenberg und Johann Kröll ins Leben gerufen.

Von da an begann sich nicht nur in den vier neuen Kompanien, sondern in der gesamten St. Sebastiani-Bruderschaft wieder neues Leben zu regen. Bereits in der nächsten Generalversammlung wurde beschlossen, Mitte Juni 1896 an den drei Kirmestagen wieder das Schützenfest zu feiern und das Königsschießen durchzuführen. Bis dahin gab es noch viel Arbeit. Die Bruderschaft kaufte im April 1896 das heutige Gelände der Calor-Emag als Schützenplatz. Darauf wurden

Gustav Bovers,
ehemaliger Gardegrenadier, gründete 1896 die Grenadierkompanie

Heinrich Keusen
gründete 1896 die Reservekompanie und wurde ihr erster Hauptmann

Wilhelm Langenberg
Gründer und erster Hauptmann der Hubertuskompanie von 1896 - 1900

Seit 1913 ist die Gaststätte Flammer (heute „Zu den Drei Königen“) am Markt das Vereinslokal der Hubertuskompanie

Vogelstange und Sicherungen gezimmert, außerdem aber mußten die aus der Übung gekommenen Schützen beim Generalappell zum Kommando des Obersten, des Majors und der Hauptleute - wie im Protokoll vermerkt wird - »die beim Schützenzug nötigen Schwenkungen exerzieren. Schließlich wurden dann auch wieder die Lose für das Vogelschießen gezogen. Und dann kamen - so das Protokoll - »die längst ersehnten Tage, an denen die St. Sebastiani-Bruderschaft das in früheren Jahren so beliebte und feierlich begangene Schützenfest wieder in selber Weise feiern wollte«. In überschwenglicher Weise berichtet das Protokoll über vier Seiten von diesem Schützenfest, bei dem nach einem Jahrzehnt Karenz wieder einmal alle »Schützenherrlichkeit« aufgeboten wurde und offen- sichtlich ganz Ratingen mitfeierte. Das Preis- und Königsvogelschießen allerdings zog sich über Erwarten in die Länge, obwohl - wie das Protokoll vermerkt - mit Eifer geschossen wurde. Es wird aber auch auf die Hitze von 25 Grad hingewiesen mit dem Zusatz: . . . natürlich wurde auch dem Bier fleißig zugesprochen, wobei auch mancher ein Glas über den Durst genommen hatte, auch mancher ohne Preis abziehen mußte«. Spannend wurde es dann schließlich am Dienstagnachmittag, nachdem die letzten Pfänder gefallen und der Schießnagel von der Vogelstange entfernt« worden war. Als der Vor- stand später dann schon beschlossen hatte, daß »die Platte durch eine Büchse eine Handbreit höher gelegt werden sollte, da tönte auf einmal von allen Seiten ein Hurra! Das Mitglied der Schützenkompanie (Tell) Ferdinand Keil hatte auf Nro. 116 für seinen Bruder Johann dieselbe abgeschossen, und im Triumph wurde der neue König Johann Keil von den Schützen zum Festzelt getragen und von allen Seiten beglückwünscht«. Der neue König bekam das Königssilber umgelegt, nahm die Parade der Schützen ab und wurde dann im Triumph durch die Stadt zu seiner Wohnung gefahren, danach zogen die Kompanien in ihre Stammlokale. Der Schriftführer sagt abschließend: »Und so endigte der Tag in froher Stimmung, und obwohl sich mancher gute Schütze in seinen Erwartungen getäuscht fand, so freuten sich doch alle, daß das wieder auferstandene Fest so gut verlaufen und mit Beifall aufgenommen wurde«.

Erst am Sonntag darauf wurde das Krönungsfest gefeiert. Schon am frühen Nachmittag rollten - so das Protokoll - die Festwagen durch die Stadt, um den Hofstaat nach dem Festlokale zu bringen, um 9 Uhr erschienen Se. Majestät, der Schützenkönig, und die Schützenkönigin im festlich dekorierten Saal«. Sie schritten durch das Spalier der Kompanien, »während das ›Heil Dir, im Siegerkranze‹ unter Musikbegleitung ertönte«. Der Vize-Präses Heinrich Keusen beglückwünschte das Königspaar, setzte ihnen die Lorbeerkränze auf und legte dem Könige noch den verdienten Orden an. Es wurde ein »dreimaliges donnerndes Hoch ausgebracht, und dann erklangen die Gläser«, bevor der Tanzreigen eröffnet wurde, »und erst in später Morgenstunde endigte das schöne Fest«.

Bezeichnend für den Elan, mit dem die Ratinger Schützen auch weiterhin an die Wiederbelebung ihrer Bruderschaft herangingen, ist der Nachsatz des Schriftführers: »Nachdem nun die Tage des Feierns und der Lust zu Ende waren, begann wieder die Ar-

Bei der Gründung der Grenadierkompanie blieb man bei der alten Bruderschaftsuniform: Zylinder mit grünem Kränzchen, schwarzer Gehrock und weiße Hose. Seit 1969 trägt die Kompanie blaue Röcke mit schwarzem Hut und grauer Hose

beit, indem das neue Statut zum zweiten Male vom Landrathsamte an uns zurückgegangen war, unter Berufung eines Normalstatutes, nach welchem zur Erlangung der für uns so wichtigen Korporationsrechte unsere Statuten umgeformt werden sollten, worauf sich unser Herr Präses von neuem die Mühe gab und dieselben ohne wesentliche Änderungen dem Normalstatut anzupassen, welche dann vom Vorstand geprüft und unterschrieben und in der zweiten Woche des Monats Juli an die höhere Behörde zur Genehmigung eingesandt wurden. Hoffentlich wird alle Mühe nicht vergebens sein, und die Bruderschaft das lang Erwünschte erreichen«. In einer späteren Generalversammlung wurde die Aktivität der neuen Kompanien bestätigt und mit »großer Stimmenmehrheit beschlossen, daß sich sämtliche active Mitglieder, welche nicht über 50 Jahre alt sind, oder welche vor dem St. Sebastianifeste 1896 in der Bruderschaft waren, einer Kompanie anschließen sollen, letztere können aber doch als Ehrenmitglied einer Kompanie beitreten ohne jedoch an die speziellen Beiträge derselben gebunden zu sein«. Tatsächlich brachten die neuen Kompanien eine sich bis heute fortsetzende Belebung des Schützenwesens. Nach den vier Kompanien der Anfangszeit bildete sich 1904 die Hohenzollern-Kompanie, jetzt Bürger-Kompanie, 1926 das Reitercorps, 1927 die Jäger-Kompanie, 1931 die Andreas-Hofer-Kompanie, 1954 die Suitbertus-Kompanie und 1970 die Wilhelm-von-Berg-Kompanie, nachdem bereits 1968 aus den Reihen aller Kompanien die Sportschützengruppe unter dem Namen »Sportschützen St. Sebastiani« entstanden war.

Dr. Richard Baumann

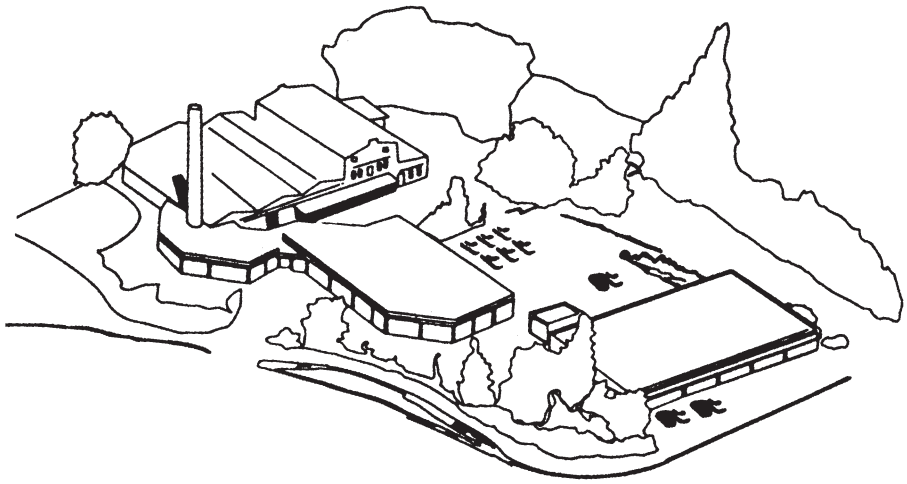
75 Jahre Handball in Ratingen und im Angerland

„TV Angermund fünf Spieltage vor Schluß Oberliga-Meister. Mit der Präzision eines Uhrwerks." - So lautete die Schlagzeile im Lokalteil der Rheinischen Post vom 13. März 1995. Eine andere Schlagzeile vom 08. Mai 1995: „Oberligist Lintorf erstmals in der Vereinsgeschichte abgestiegen, es fehlte nur ein Tor/Protest: Die Uhr war längst abgelaufen." So nah wie in der vergangenen Saison lagen Freude und Trauer wohl selten zusammen in der 75jährigen Geschichte des Handballs im Raum Ratingen-Angerland. Denn im hiesigen Raum wurde und wird überwiegend erfolgreich Handball gespielt. Ratingen gehörte zu den ersten Städten im Rheinland, in denen Handball begeisterte Anhänger fand. Am 10. August 1921 wurde eines der ersten Spiele zwischen dem TV Ratingen 1865 und der Ratinger Spielvereinigung ausgetragen, zu einem Zeitpunkt, da das Handballspiel erst wenige Jahre alt war. Zum ersten Mal tauchte das Spiel während des Ersten Weltkriegs in Berlin unter der Bezeichnung Torball auf und wurde - man höre und staune - nur von Frauen gespielt. Das Jahr 1917 kann als das eigentliche Geburtsjahr des Handballspiels angesehen werden. In diesem Jahr wurden die ersten Regeln festgelegt, die u. a. besagten, daß das Torballspiel von nun an Handballpiel genannt werden sollte. Die Maße des Spielfeldes wurden auf 20 x 40 m begrenzt, auf dem es auch heute in der Halle gespielt wird. Drei Jahre später veröffentlichte Carl Schelenz, Sportlehrer an der Sporthochschule für Leibesübungen in Berlin, neue Spielregeln, die das im Fußball übliche Spielfeld von 60 x 110 m vorsahen. Auf diesem Spielfeld trat der Handballsport seinen Siegeszug in Deutschland an. Eine zeitgenössische Beschreibung des Handballspiels finden wir in der Ratinger Zeitung vom 21. Juli 1921: „Neben dem Fußballspiel hat heute ein anderes Ballspiel Eingang und Verbreitung in den Turn-, Sport- und Spielvereinen gefunden: Das Handballspiel. Es ist zu den leichtathletischen Rasenspielen zu zählen, die in den letzten Jahren manche Bereicherung erfahren haben. Von den beiden ursprünglichen Spielweisen scheint sich die süddeutsche durchzusetzen. Das Spiel erfor-

Die 1. Handballmannschaft der „Ratinger Spielgemeinschaft" im Jahre 1946. Von links nach rechts: A. Wilms (+), H. Blättler (+), M. Paprocki (+), H. Esser, E. Hinsen (+), F. Werner, M. Dahl (+), P. Wolterhoff, P. Kaufmann, A. Janssen (+), „Jonny" Schnölzer (+), W. Janssen (+) als Begleiter. Bei der „Ratinger Spielgemeinschaft" handelte es sich um einen kriegsbedingten Zusammenschluß der Vereine TV Ratingen 1865, TV Tiefenbroich 1910, SV Germania Eckamp 1919 und Ratingen 04. Nach dem Krieg gehörten ihr allerdings nur noch Spieler von Ratingen 04 und SV Germania Eckamp an. Seit 1948 nannte man sich aus Traditionsgründen wieder SpVg Ratingen 04. Seit 1965 lautet der offizielle Vereinsname RSV Germania Ratingen 04/19, doch handelt es sich nun nur noch um einen reinen Fußballverein.

Die 1. Handballmannschaft des TV Ratingen 1865 anläßlich des Jubiläumsturnieres „25 Jahre Handball im TV 1865“ auf dem Platz von Ratingen 04 im Jahre 1946. Von links nach rechts: P. Schopshoff (+), H. Danscher (+), K. Püttmann, F. Gillhaus, H. Oberwinster, H. Sobeck, K. Oster (+), F. Wagener (+), H. Piegeler (+), F. Armbrust, K. Besting (+), W. Kamp (+) als Begleiter.

dert von jedem ausgiebigste Muskel-, Herz- und Lungenarbeit. Körperliche Gewandheit und Ausdauer sind durchaus erforderlich. Dazu tritt eine neue, eigenartige Balltechnik, die Behandlung des Balles nur mit Hand und Kopf: Die Mannschaft als Ganzes muß flüssiges, offenes Spiel, gute Zusammenarbeit und ausgeprägtes Kombinationsspiel zeigen; in der Abwehr über ein gewisses Maß Stehvermögen verfügen. An spannenden Momenten fehlt es im Spiel nicht, sind doch Überraschungsmomente zu erfassen und sofort auszunutzen, Durchbrüche geschickt und schnell durchzuführen oder in der Abwehr zu vereiteln und sicheres Schußvermögen vor dem Tore zu entwickeln. Für den Zuschauer ist es leicht verständlich, faßlich und übersichtlich, da es nicht an ein eingehendes und umständliches Regelwerk gebunden ist. Es ist der leichtathletischen Abteilung der Ratinger Spielvereinigung gelungen, für Samstag 7 Uhr auf dem Platze der R.S.V. 04 an der Kaiserswertherstraße eine Mannschaft des D.S.C. 99 zum Handballspiel zu verpflichten. Hoffentlich erwirbt sich das Spiel auch in Ratingen Freunde und Anhänger“. Auch in den heutigen Hand- und Lehrbüchern findet man ähnliche Charakterisierungen des Spiels: „Einfach im Spielgedanken, abwechslungsreich in seinem Spielcharakter, vereinigt das Handballspiel alle Vorzüge eines Mannschaftsspiels in sich, dessen Grundzüge balltechnische Fertigkeiten, geistige Reaktion und Entschlossenheit sowie mannschaftliches Denken und Handeln sind“. Dies müssen sich wohl auch die Ratinger und ihre Nachbarn gedacht haben. Denn im Raum Ratingen-Angerland gründeten sich neben den bereits erwähnten Vereinen TV Ratingen 1865 und Ratinger Spielvereini-



Ford

Giertz

Ford-Haupthändler

40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74

Telefon 0 21 02 / 2 20 47

gung 04 in den 20er Jahren noch weitere Vereine bzw. Abteilungen schon bestehender Turn- und Sportvereine, die das Handballspiel förderten und den Bekanntheitsgrad des neuen Spiels vergrößerten: der TV Angermund, TuS 08 Lintorf, DJK Turnerbund 1908 Ratingen, TV Tiefenbroich, TuS Homberg, SV Germania 1919 Ratingen-Eckamp, DJK TuS Hösel, TV Kalkum und die Freie Deutsche Turnerschaft Ratingen. Teilweise konnten schon in den Anfangsjahren beachtliche Erfolge erzielt werden. So wurde der TV Ratingen 1865 bereits 1922 der höchsten Spielklasse, der Gauklasse, „zugeordnet" und der DJK Turnerbund 1908 Ratingen stand sogar im Endspiel der DJK Reichsmeisterschaft von 1925. Endspielgegner war die DJK Sachsenhausen, die das Spiel mit 3:2 gewann. 1943 kam es zur Gründung der Ratinger Spielgemeinschaft, die notwendig wurde, weil die einzelnen Vereine aufgrund des Krieges keine vollständigen Mannschaften mehr aufstellen konnten. Sie setzte sich zusammen aus den Vereinen TV Ratingen, TV Tiefenbroich, SV Germania 1919 Ratingen- Ekkamp und Ratingen 04 und blieb auch nach dem Krieg bis 1948 bestehen, allerdings setzte sie sich schließlich nur noch aus den beiden zuletzt genannten Vereinen zusammen. Der Handballsport nahm in den ersten zwanzig Jahren seines Bestehens einen großen Aufschwung, wenngleich er nie an die Bedeutung des Fußballspiels herankommen konnte. Ende der 30er Jahre spielten in Deutschland bereits ca. 270.000 Männer und 40.000 Frauen Handball. Auch international gaben die deutschen Mannschaften als „Erfinder" des Spiels den Ton an. Von insgesamt 125 Länderspielen im Feldhandball wurden nur fünf verloren, und aus allen Weltmeisterschaften mit deutscher Beteiligung gingen die Nationalmannschaften als Sieger hervor. Nach dem Zweiten Weltkrieg, genauer in den 60er und 70er Jahren, begann der Niedergang des Feldhandballs, und der Hallenhandball rückte immer stärker ins Blickfeld. 1966 wurde die letzte Feldhandball-Weltmeisterschaft ausgespielt. Obwohl der Deutsche Handball Bund (DHB) darum bemüht war, den Feldhandball nicht aufzugeben und sogar 1966 noch eine Feldhandball-Bundesliga einführte, in die der TV Angermund 1967 als Westdeutscher Meister und als einziger Verein aus dem hiesigen Raum aufstieg, konnte der Niedergang des Feldhandballs nicht mehr aufgehalten werden. Mitte der 70er Jahre gaben deshalb nach und nach alle Ratinger und Angerländer Vereine das Feldhandballspiel auf und betrieben und förderten nur noch das Hallenhandballspiel, das auf dem kleinen Spielfeld von 20 x 40 m gespielt wird. So ist der Handball wieder dorthin zurückgekehrt, wo er während des Ersten Weltkriegs begonnen hatte - auf das Kleinfeld. Fragt man nach den Ursachen dieses Niedergangs, so müssen auf jeden Fall zwei Gründe genannt werden: 1. verschiedene Regeländerungen aus den 50er Jahren, als u. a. die Dreiteilung des Spielfeldes eingeführt wurde; die dadurch vorgeschriebene Höchstzahl von nur je 6 Spielern pro Mannschaft je Drittel entsprach praktisch der Grundform des Hallenhandballspiels auf kleinerem Raum, und 2. die permanente Überlegenheit der deutschen Mannschaften, die andere Nationen gleich resignieren ließ. Die Mannschaften des ehemaligen Ostblocks versuchten erst gar nicht, hier mitzuhalten, sondern verlegten sich gleich auf das Kleinfeld- und damit auf das Hallenhandballspiel, das sie dann jahrelang beherrschten. Die Ratingen-Angerländer Vereinsmannschaften spielen heute, wie auch schon damals, einen recht erfolgreichen Handball. 1995 konnten mehrere Meisterschaften errungen werden: der TV Angermund stieg in die Regionalliga, der TV Ratingen in die Oberliga, die DJK Hösel in die Landesliga und der TV Tiefenbroich und der TB 08 Ratingen in die Bezirksliga auf, während der TuS Lintorf als einziger Verein absteigen mußte, und zwar aus der Oberliga in die Verbandsliga. Bleibt zu hoffen, daß der Ratinger und Angerländer Handball in der Zukunft noch viele Meisterschaften feiern kann und sich die Jugendlichen auch weiterhin für den Handballsport begeistern lassen. Die Erfolge der vergangenen Saison zeigen, daß der Handball in den Angerlandgemeinden lebendig ist.

Joachim Schulz-Hönerlage

Literatur: - Hans-Peter Oppermann, Handball, Grundlagen für Training und Spiel, Niedernhausen/Ts., 1990 - Anwurf. Ein Geschichtsbuch zur Erinnerung an das Feldhandballspiel in Ratingen- Angerland, sowie: Anhang zum Anwurf. Von Ferdi Werner, Ratingen 1993 und 1994. Die beiden Bilder und die Bildunterschriften stellte uns freundlicherweise der Vorsitzende der Feldhandball-Freunde Ratingen-Angerland", Ferdi Werner, zur Verfügung.

In jedem Jahr zur Winterszeit,
da bieten hier die Bäckersleut
die schönsten Köstlichkeiten an,
weil man in Lintorf backen kann.

Ganz nahe bei der Ladentür,
da backt ab morgens früh um vier
der Bäcker Schmackhaftes in Masse,
man riecht es meist schon auf der Straße.

Zur gleichen Zeit gibt's auch die „Quecke",
man sitzt gemütlich in der Ecke,
wie's heute ist, was einst gewesen,
das alles kann man darin lesen.

Und zwischendrin, in nettem Rahmen,
gibt's eine Fülle von Reklamen,
auch wir sind wieder mit dabei,

die Lintorfer Dorfbäckerei

GÜNTER VOGEL
Seit 25 Jahren

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19
Telefon 3 21 98

Laudatio auf Hugo Schlimm zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 1994

Auch im vergangenen Jahr zeichnete der Heimatverein „Ratinger Jonges“ einen bekannten Bürger unserer Stadt mit der „Dumeklemmer-Plakette“ aus. Diesmal war es Alt-Bürgermeister Hugo Schlimm, dem Jonges-Baas Heinz Beyer in einer Feierstunde im Stadtmuseum am 11. Dezember 1994 in Anerkennung seiner Verdienste um unsere Heimatstadt diese hohe Auszeichnung verlieh. Für den musikalischen Rahmen sorgte das Akkordeon-Trio der Städtischen Musikschule Ratingen. Die Laudatio auf den neuen Plakettenträger hielt Sparkassendirektor Heinrich Thissen:

Lieber Baas Heinz Beyer, liebe Jonges, lieber Hugo Schlimm, sehr geehrte Frau Schlimm, verehrte Gäste,

gern habe ich mich bereit erklärt, für einen prominenten Bürger unserer Stadt die Laudatio zu übernehmen.

Mit der heutigen Festveranstaltung ehrt der Heimatverein „Ratinger Jonges“ zum neunten Mal einen Bürger mit der „Dumeklemmer-Plakette“.

Viele haben sich sicherlich schon gefragt: Was muß man eigentlich tun, um geehrt zu werden?

Nun, in einem Vorstandsbeschluß aus dem Jahre 1986 wurde festgeschrieben, daß die Dumeklemmer-Plakette an Personen verliehen werden kann, die sich um die Stadt Ratingen verdient gemacht haben. Ergänzt wird dieser Beschluß durch den Satzungszweck. Dort heißt es: Der Satzungszweck wird verwirklicht durch die Förderung und Aufrechterhaltung heimatlicher Belange, historischer Baudenkmäler und der Pflege des Brauchtums.

Im Sinne der soeben genannten Verpflichtungen unterbreitet ein von der Mitgliederversammlung gewählter „Findungsausschuß“ dem Vorstand einen geeigneten Vorschlag.

Es soll sich hierbei um eine Person handeln, der man nachsagt: Dieser Mensch hat etwas Besonderes für Ratingen und die Menschen, die hier wohnen, leben und arbeiten, getan. In diesem Jahr fiel die Wahl auf Herrn Hugo Schlimm.

Ein Multitalent also? Eine Ausnahmeerscheinung etwa?

Nein, denn wer Hugo Schlimm kennt, der weiß auch, daß er davon nichts wissen möchte. Hugo selbst meint, das sei alles so selbstverständlich und überhaupt nichts Besonderes. Es ist einfach so und nicht anders.

Ich frage mich: Widersprüchlichkeiten zwischen Beobachter und Beobachtetem ?

Damit Sie sich, verehrte Gäste, ein eigenes Urteil bilden können, hier nun das Leben unseres Hugo Schlimm im Zeitraffer:

Geboren wurde Hugo Schlimm am 4. 12. 1932 als Stammhalter; das war in Heiligenhaus-Isenbügel.

Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette“ 1994.
Von links: Jonges-Baas Heinz Beyer, Hugo Schlimm und Sparkassendirektor Heinrich Thissen

Aber schon bald erfolgte der Umzug nach Eggerscheidt. Dies erlaubt den Ausspruch:

Hugo ist ein „Ratinger Jong“.

Er wuchs hier auf, besuchte die Schule und begann 1946 eine Lehre als Schleifer in Heiligenhaus.

Seinen Vater - er wurde 1940 eingezogen - hat Hugo nur schwach in Erinnerung, denn in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 traf die Nachricht ein, daß er an der Ostfront gefallen sei. Hugos Mutter mußte fortan für sich und die Söhne Hugo und Heinz allein aufkommen. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß Mutter Schlimm bald einen Lebensgefährten fand.

Als sich dann Nachwuchs anmeldete - just zu diesem Zeitpunkt - trat in Hugos Leben etwas ganz Besonderes ein.

Eine Begebenheit, die ich mit Zustimmung seiner lieben Frau gerne wiedergebe:

Als das Umstandskleid für die erwartete Geburt des Bruders Herbert genäht wurde, begann Hugo im für ihn schon „männlichen Alter“ von 14 Jahren zarte Bande zu knüpfen, und zwar mit Hildemarie, seiner seit nunmehr 40 Jahren angetrauten Ehefrau.

Hildemaries Mutter war nämlich die Näherin des besagten „Umstandskleides“; es war deshalb gar nicht verwunderlich, daß Hildemarie gern ihre Mutter von der Bleichstraße 12 nach Eggerscheidt begleitete.

Immerhin, die anfängliche Freundschaft schlug 1951 anläßlich einer Karnevalsfete im „Kessel am Pött“ in Liebe um.

Weihnachten 1952 stand die Verlobung an und am 10. Juli 1954 wurde geheiratet. Zu diesem Zeitpunkt erfolgte dann auch der Umzug zu der bestens bekannten Adresse „Bleichstraße 12“.

Damals wie heute eine Wohnung der Wohnungsgenossenschaft. Bestens mit 2 1/2 Zimmern und Bad ausgestattet.

Aber: . . . Mutter war immer dabei.

Als Andreas - schon damals ein kräftiger Stammhalter - geboren wurde, erfolgte der Umzug zur Weststraße 11, eine Anschrift, an der sich die Familie Schlimm, auch nachdem Stefan 1960 geboren wurde, bis heute noch wohl fühlt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, nach der Schilderung des Familienlebens möchte ich noch kurz einige weitere markante Punkte im Leben des heute zu „Ehrenden“ erwähnen.

Sicherlich laufe ich dabei Gefahr, daß manches über Beruf, Politik, Gewerkschaft und Hobby bereits hinreichend bekannt ist.

Beginnen möchte ich mit den Stationen, die Hugo Schlimm in seinem Berufsleben durchlief. Ich habe schon erwähnt, daß seine Berufsausbildung als Schleifer in Heiligenhaus begann. Er setzte diese erlernte Tätigkeit 1954 bei den „Hoffmann-Werken“ in Lintorf fort. Ich habe erfahren, daß die Produktpalette dieser Firma einen bestimmten Reiz auf den stets strebsamen Hugo auslöste. Den größten Umsatz erzielten die Hoffmann-Werke damals mit der Produktion der „Vespa“. Ein Gefährt, daß für jeden jungen Menschen damals die Bedeutung besaß wie heute ein „Rolls-Royce“.

Aber auch Fahrräder wurden beim besagten Werk mit hoher Qualität produziert.

Hugo liebte es damals schon, sich nicht durch das Gaspedal einer Vespa fortzubewegen, sondern lieber selbst in die Pedalen zu treten.

Er entschied sich deshalb kurzerhand für ein Rennrad, eine Vorliebe, die bis auf den heutigen Tag unvermindert angehalten hat.

Wenn Sie, verehrte Gäste, einmal in den Genuß kommen möchten, einen rennradfahrenden prominenten Bürger unserer Stadt sehen zu wollen, müssen Sie allerdings recht früh aufstehen. In aller Frühe ist nämlich die Zeit gekommen, wo Hugo meilenweit Ratingen umkreist.

Zurück zum Beruf. Ein besonderes Attribut besteht in seiner Flexibilität. So war es durchaus verständlich, daß Hugo Schlimm sich 1965 zum Flexographen - welch ein Wortspiel - umschulen ließ.

Sein Förderer Heinz Weggen war es, der auch bald eine entsprechende Stelle bei der Firma Stempel Baumann in Düsseldorf für ihn ausfindig machte; hier bestand auch die Möglichkeit der weiteren beruflichen Bewährung.

Der Erfolg stellte sich auch relativ schnell ein, denn 1971 wechselten Sie, lieber Herr Schlimm, zum Berufsbildungswerk des DGB nach Hochdahl. Dort übernahmen Sie sehr zügig die Leitung der Druckerei. Diesem Job blieben Sie bis zu Ihrer Pensionierung Ende 1992 treu.

Der Beruf - meine Damen und Herren - war für Hugo Schlimm nicht das „Alleinseligmachende“. Er brauchte mehr und er fand es . . . .

Mit 17 Jahren entschloß er sich zu einer Mitgliedschaft in der SPD; gleichzeitig lag es nahe, auch Gewerkschaftsmitglied zu werden.

Es ist nachzuvollziehen, daß Hugo Schlimm sich stets schnell das Vertrauen seiner Vorgesetzten erwarb. Besonders hoch zu werten ist es jedoch, daß er auch das Vertrauen seiner Mitarbeiter besaß.

Er war aufgrund seines geradlinigen Charakters prädestiniert für das Amt eines „Betriebsratsvorsitzenden“; in dieser Position, lieber Herr Schlimm, waren Sie bundesweit tätig.

Meine Damen und Herren,

die politischen Stationen von Hugo Schlimm sind meines Erachtens hinreichend bekannt und in vielen Pressemitteilungen würdigend dargestellt. Stichwortartig sei die 30jährige Mitgliedschaft im Rat dieser Stadt erwähnt, davon die letzten fünf Jahre als Bürgermeister und zuvor fünf Jahre als stellvertretender Bürgermeister.

Hugo Schlimm hat erst kürzlich den Ehrenring dieser Stadt erhalten; ein weiteres Zeichen seiner Hochschätzung bei allen, die ihn kennen.

Das, meine Damen und Herren, war die Vita, das war der Lebenslauf des Hugo Schlimm.

Aber nicht allein das Vorgetragene, sondern der Mensch und sein Wirken veranlaßten den Vorstand der „Ratinger Jonges“, Herrn Hugo Schlimm die „Dumeklemmer-Plakette“ anzutragen.

Hugo Schlimm hat nämlich Beachtliches zu bieten. Wie kaum ein anderer verstand er es, berufliche und parteiliche Möglichkeiten in menschliche Hilfe umzusetzen. Er investiert viel Zeit und persönliches Engagement, um selbst vor Ort zu wirken. Hugo Schlimm überläßt ungern das Feld anderen, weil er helfend selbst zupacken möchte.

Ihm liegen die kleinen Leute am Herzen, weil sich die Gesellschaft zu wenig um sie kümmert. Die in wirtschaftlich besseren Verhältnissen Lebenden können seiner Meinung nach für sich selbst sorgen.

Getreu seinem Charakter ist es ihm ein Herzensanliegen, überall da zu helfen, wo seine Hilfe in Wort und Tat gefragt ist. So war Hugo Schlimm als Bürgermeister für alle Bürger dieser Stadt gleichermaßen da, oftmals zum Leidwesen seiner eigenen Partei. Sie, lieber Herr Schlimm, haben den Schirm aufgehalten, gerade dann, wenn es regnete.

Dies, meine Damen und Herren, bedeutet auch, den sozialen Gesichtspunkt in den Mittelpunkt zu stellen. So ist es zu verstehen, daß Hugo Schlimm sich z.B. in vorbildlicher Weise für die Förderung des sozialen Wohnungsbaus engagiert.

Seit 1954 ist Hugo Schlimm Mitglied der hiesigen Wohnungsbaugenossenschaft. Es dauerte nicht lange, und Hugo wurde als Vertreter der Mieter in den Aufsichtsrat gewählt. Seit vielen Jahren bekleidet er nun das Amt eines ehrenamtlichen Vorstandsmitgliedes.

Viele Bürger dieser Stadt verdanken ihm durch seine unbürokratische Hilfestellung eine Wohnung.

Wann Hugo Schlimm seine vielfältigen Aufgaben in Beruf, Partei und Gewerkschaft sowie in den übrigen Organisationen erledigt, fragen Sie, verehrte Damen und Herren?

Ganz einfach, für ihn als „Hans Dampf in allen Gassen“ bedeutet der Tag eben 24 Stunden Arbeit. Deshalb paßt auch der Wunsch, den er hat: Er möchte 100 Jahre alt werden, bei bester Gesundheit, in Ratingen, und natürlich in trauter Zweisamkeit mit seiner Frau Hildemarie.

Lieber Herr Schlimm, ich bewundere Sie, wir bewundern Sie und Ihren persönlichen Einsatz.

Die „Ratinger Jonges“ sind stolz, Sie und Ihr vorbildliches Wirken den Mitbürgern näher bringen zu dürfen, denn Sie sind einer unter uns, der Vorbildliches geleistet hat.

Ich danke für’s Zuhören.

HELM NATUR-PRODUKTE
seit 60 Jahren

Ihre Einkaufsstätte für biologische Produkte!

demeter – sämtliche Erzeugnisse
Obst, Gemüse, Brot, Milchprodukte, Fleisch- und Wurstwaren, Getreide, Konserven, Säfte, Kindernahrung

Gärtnern ohne Gift! – mit E.-O. Cohrs
Sämtliche natürlichen Dünge- und Pflegemittel der Firma E. O. Cohrs auf Lager vorrätig

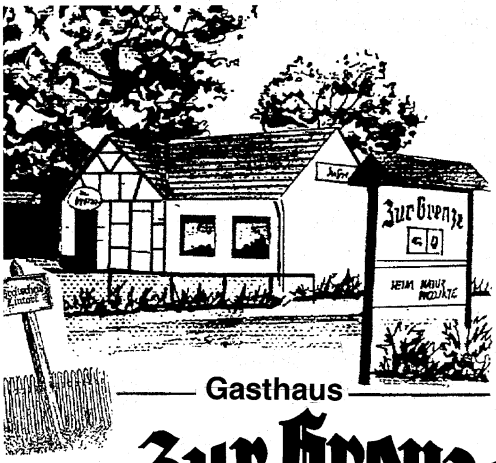
Livos – Pflanzenfarben für eine gesunde Umwelt

Große Auswahl in Getreidemühlen und Fachliteratur

NATURGARTEN
Alles für den naturbelassenen Garten

AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
40885 RATINGEN-LINTORF, TELEFON (0 21 02) 1 71 25

Verkaufszeiten:
Dienstag - Freitag 10.00 - 13.00 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen



Gasthaus
Zur Grenze

Am Krummenweg 28 - Ratingen
Telefon 0 21 02 / 1 71 93

Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier

Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Wechsel an der Spitze von Rat und Verwaltung

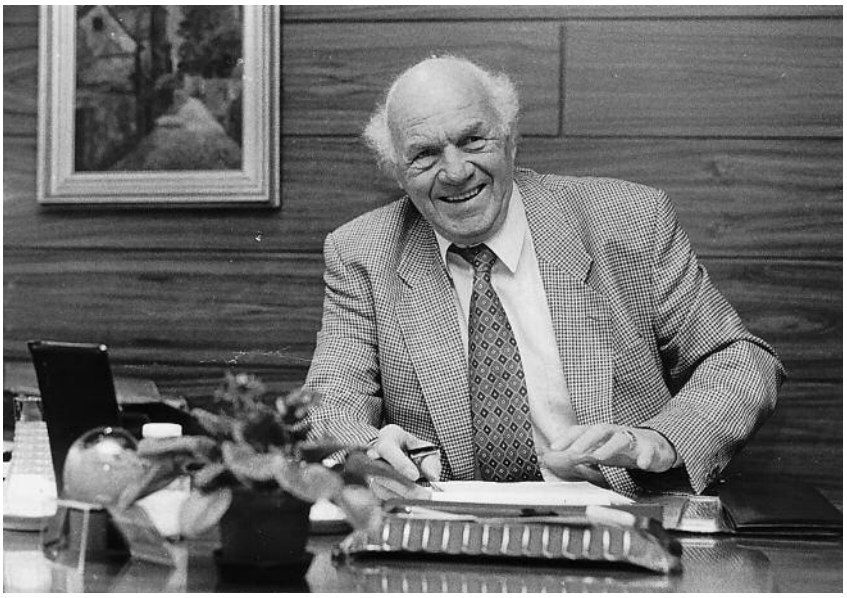
Das letzte Quartal des vergangenen Jahres und das erste Quartal 1995 ist in Ratingen die Zeit der personellen Wechsel an der Spitze von Rat und Verwaltung.

Abschiedsempfang für den scheidenden Stadtdirektor Dr. Horst Blechschmidt am 27.10. 1994 im Bürgerhaus am Markt. Von links: Ewald Vielhaus (CDU), Wolf Metelmann (SPD), Dr. Blechschmidt, sein Sohn Jörg und seine Frau Rosemarie

Zum 31. Oktober 1994 geht Stadtdirektor Dr. Horst Blechschmidt in den Ruhestand. Der offizielle Empfang zu seinem Abschied findet am 27. Oktober im Bürgerhaus am Markt statt. Geboren 1934 in Meerane/Sachsen, studiert Horst Blechschmidt in Münster, Berlin und Bonn Jura. 1960 legt er das 1. und im Jahre 1965 das 2. Staatsexamen ab. Die Promotion erfolgt 1969 in Bonn. Den juristischen Vorbereitungsdienst leistet er von 1962 bis 1965 am Oberlandesgericht in Hamm und Düsseldorf. Während seiner Tätigkeit bei der Bezirksregierung in Düsseldorf, von 1966 bis 1970, wird er für ein Jahr zum Kreis Düsseldorf-Mettmann abgeordnet. Vielen Lintorfern noch vertraut ist seine erfolgreiche Arbeit als Erster Beigeordneter und stellvertretender Amtsdirektor der Amtsverwaltung Angerland - von 1970 bis 1974 -, zuständig für die Gemeinden Angermund, Breitscheid, Eggerscheid, Hösel, Lintorf und Wittlaer. Zusammen mit Amtsdirektor Johannes Overmanns (Siehe dazu den Beitrag von S. Hoymanns) wirkt er für die Selbständigkeit des Amtes Angerland. Nach der kommunalen Neugliederung wechselt Dr. Blechschmidt 1975 als Beigeordneter zur Stadt Ratingen. Am 1. November 1986 tritt er dann die Nachfolge von Stadtdirektor Dr. Alfred Dahlmann an.

Der Verein Lintorfer Heimatfreunde kann dankbar verzeichnen, daß Dr. Horst Blechschmidt sich stets im Rahmen seiner Möglichkeiten für die Belange des Vereins eingesetzt hat. Die Freunde des Gesangs wird er zusammen mit der Kantorei Lintorf-Angermund zukünftig wieder häufiger erfreuen können, da ihm nun mehr Zeit für dieses Hobby bleibt.

Bei der Verabschiedung von Dr. Blechschmidt schließt Bürgermeister Hugo Schlimm seine Rede mit den Worten: „Ich denke, es ist richtig, daß ich mich heute mit Ihnen gemeinsam verabschiede". Das ist auch sein Abschied von der aktiven politischen Arbeit. Hugo Schlimm, Jahrgang 1932, tritt 1948 mit 16 Jahren der IG Metall bei. Mitglied der SPD wird er 1959. 30 Jahre hat er die Entwicklung der Stadt Ratingen mitgeprägt, seit er im September 1964 Ratsmitglied wird. Von 1984 bis 1989 ist er erster stellvertretender Bürgermeister unserer Stadt. Im Jahre 1989 wird er dann zum Bürgermeister gewählt. Für den neuen Stadtrat kandidiert er nicht mehr und scheidet am 7. November 1994 als erster Bürger aus diesem Amt. Vollzieht sich sein Abschied eher lautlos, so werden ihm doch noch ab-



Am 13. 10. 1994 hielt Bürgermeister Hugo Schlimm zum letzten Mal Sprechstunde im Rathaus, dann nahm er Abschied von seinem Dienstzimmer, in dem sich die Ratinger fünf Jahre lang mit Anregungen, Fragen und Wünschen an ihn wenden konnten

schließende Ehrungen zuteil. Am 11. 12. 1994 überreichen ihm die Ratinger Jonges die Dumeklemmer-Plakette 1994, mit der Dr. Johann-Christian-Eberle-Medaille erhält er die höchste Auszeichnung des Rheinischen Sparkassen- und Giroverbandes. Am 22. November 1994 überreicht ihm der neue Bürgermeister Wolfgang Diedrich in der Ratssitzung den Ehrenring der Stadt Ratingen. In der Verleihungsurkunde heißt es dazu: „Wegen seiner Art, auf die Menschen zuzugehen und ein offenes Ohr für ihre Probleme zu haben, galt er als Bürgermeister zum Anfassen. Mit großem und unermüdlichem persönlichen Einsatz hat er für die Entwicklung der Stadt und die Belange der Bürgerinnen und Bürger gesorgt."

In seiner konstituierenden Sitzung am 8. November 1994 wählt dann der neue Stadtrat mit den Stimmen von CDU (24) und FDP (3) Wolfgang Diedrich zum neuen Bürgermeister Ratingens. Stellvertreter sind Peter Kraft (SPD) und Ursula Redhardt (FDP). Damit stellt die CDU nach fünf Jahren mit ihrem Spitzenkandidaten wieder das Stadtoberhaupt. Für den bisherigen 1. stellvertretenden Bürgermeister - gebürtiger Ratinger des Jahrgangs 1948 - erfüllt sich damit „ein Wunschtraum".

Nach dem Abitur studiert er einige Semester Jura, bevor er eine journalistische Ausbildung beginnt. Nach seiner Tätigkeit als Lokalredakteur in Ratingen wechselt er als Pressereferent zum Landschaftsverband Rheinland.

Wolfgang Diedrich „will der Bürgermeister für alle Ratinger sein". Als letztes Stadtoberhaupt „alter Art" - ab 1999 sieht die Gemeindeordnung den hauptamtlichen Bürgermeister vor - wird er in Ratingens Stadtchronik eingehen.

Am 15. Mai 1995 tritt der 46jährige Jurist Reinhard Fischer die Nachfolge von Stadtdirektor Dr. Horst Blechschmidt an. Mit 31 Stimmen von CDU (24), BÜNDNIS 90/ Die GRÜNEN (4) und FDP (3) wird er zum neuen Verwaltungschef von Ratingen gewählt und kann sich so auf eine klare Mehrheit stützen - ähnlich wie an seiner bisherigen Wirkungsstätte im sauerländischen Ennepetal.

Am 8. 11. 1994 fand im Stadtrat die Wahl des neuen Bürgermeisters und seiner beiden Stellvertreter statt. Von links nach rechts: stellvertretende Bürgermeisterin Ursel Redhardt (FDP), Bürgermeister Wolfgang Diedrich (CDU) und stellvertretender Bürgermeister Peter Kraft (SPD)

Fischer, Vater dreier Kinder, stammt aus (Bochum-)Wattenscheid. Von 1969 bis 1974 studiert er Rechtswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum. Nach der Referendarzeit beginnt er 1977 seinen beruflichen Werdegang als Justitiar bei der Stadtverwaltung Gelsenkirchen. Im Jahre 1987 wechselt er nach Ennepetal, um die Stelle des Ersten Beigeordneten und Kämmerers zu übernehmen. 1992 erfolgt hier seine Wahl zum Stadtdirektor. Durch die in Ennepetal erfolgreiche Arbeit ausgewiesen, präsentieren die Fraktionen von CDU und FDP Reinhard Fischer Anfang Februar 1995 als „idealen Kandidaten" für das Amt des Stadtdirektors. Seine Wahl findet am 28. Februar 1995 statt.

Ulrich Rauchenbichler M.A.

Das neue Gespann an der Spitze der Stadt Ratingen:
Bürgermeister Wolfgang Diedrich (links) und Stadtdirektor Reinhard Fischer

Palmström

Palmström steht an einem Teiche
und entfaltet groß ein rotes Taschentuch:
Auf dem Tuch ist eine Eiche
dargestellt sowie ein Mensch mit einem Buch.

Palmström wagt nicht, sich hineinzuschneuzen.
Er gehört zu jenen Käuzen,
die oft unvermittelt-nackt
Ehrfurcht vor dem Schönen packt.

Zärtlich faltet er zusammen,
was er eben erst entbreitet.
Und kein Fühlender wird ihn verdammen,
weil er ungeschneuzt entschreitet.

Christian Morgenstern

Ein Berliner in Lintorf

Ja, wie kam ein Mensch, dessen Vorfahren in Generationen Berliner gewesen waren, nach Lintorf? Auf Umwegen natürlich!

Ich hatte in den dreißiger Jahren an der Akademie in Berlin „Gebrauchsgraphik" studiert und dort auch meine aus Kopenhagen stammende Frau kennen - und liebengelernt. Und daß es kein Strohfeuer war, beweist, daß wir trotz Krieg und Trennung immer noch glücklich zusammen sind. Nach der Hochzeit hatten wir nur wenige Monate in Berlin gelebt, dann flog meine Frau nach Dänemark zurück, da ich, als Reserveoffizier, im August 1939 eingezogen wurde. Übrigens pflege ich wahrheitsgemäß zu sagen, daß meine Frau meine zweite Frau ist. Aber auch meine erste! Nach meiner Verwundung im Jahre 1943 kam ich 1944 als Ausbilder nach Dänemark. Nach der Kapitulation ließen wir uns pro forma scheiden, weil wir in Dänemark Nachteile für Frau und Kind, das sich 1940 eingestellt hatte, befürchteten, hatten uns später aber, mit dem Fahrrad zum Standesamt fahrend, wieder trauen lassen, damit Frau und Tochter in eine der deutschen Besatzungszonen nachkommen konnten.

Auf meiner Irrfahrt durch die verschiedenen Zonen landete ich schließlich in Aach im schönen Hegau, dort, wo der im Württembergischen versickernde Arm der Donau wieder zutage tritt. Dorthin kamen dann auch Frau und Tochter nach. Wir hatten eine richtige kleine Wohnung im Erdgeschoß eines Bauernhauses und vor der Tür einen kleinen Garten mit Bohnen, Schnittlauch und Petersilie. Unsere Tochter, nun acht Jahre alt, hatte aus begreiflichen Gründen während des Krieges in Kopenhagen kein Wort Deutsch gelernt, holte dies aber in unglaublich schneller Zeit in der Dorfschule und beim Spielen auf der Dorfstraße nach. Ebenso schnell gewöhnte sie sich an das zur Verfügung stehende ländliche Plumsklo. Obwohl sie sich als Großstädterin zunächst strikt weigerte, dieses zu frequentieren (da unten liegt ja alles drin), las sie dort schon eine Woche später genüßlich ihr Buch.

Wir zogen dann noch im Herbst desselben Jahres nach Konstanz um, wo wir vier glückliche Jahre idyllisch verlebten. Meine Frau und ich zeichneten für die örtlichen Zeitungen und lebten davon ganz ordentlich.

Wir hatten einen großen, reizenden Freundeskreis, lebten am Bodensee in einer herrlichen Landschaft, und die Viertele waren gut und billig. Trotzdem war es uns bald klar, daß wir beruflich in einer Sackgasse steckten. Denn für gelernte Gebrauchsgraphiker gab es dort unten wenig Möglichkeiten. Es war daher wie ein Wink des Schicksals, als ein Freund aus alten Berliner Tagen aus Düsseldorf schrieb, er arbeite für eine Werbeagentur, die einen Art-director suche, ob ich mich nicht bewerben wolle? Ich kann mich erinnern, daß ich eines Abends, als wir in größerer Runde beim Wein saßen, den Architekten Egon Eiermann fragte, was er meine, ob ich nach Düsseldorf gehen solle, wo doch da schon so viele Graphiker wären. Er antwortete: „Du bist gut, dort wo die alle sind, da mußt du hin!" Also setzte ich mich in unseren VW, stellte mich vor und bekam die Stellung. Bei dieser Agentur blieb ich zwei Jahre, dann machte ich mich selbständig. Übrigens der Chef der Agentur, mit dem ich ein sehr herzliches Verhältnis entwickelte, wurde zwölf Jahre später, als ich Präsident unseres Berufsverbandes wurde, mein Geschäftsführer.

Prämiertes Plakat für das Von der Heydt-Museum der Stadt Wuppertal

Als Freiberufler gelang es mir mit Hilfe meiner Frau, die fleißig mitzeichnete, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen ansehnlichen Kundenkreis aufzubauen. Zu ihm gehörten: Mannesmann, Bayer Leverkusen, Krupp in Essen, die Chemischen Werke in Hüls, Philips in Eindhoven und die Stadt Düsseldorf. Außerdem hatte ich mich an Plakatwettbewerben beteiligt, von denen ich einige gewinnen konnte. Ich denke da besonders an einen Wettbewerb der Stadt Heidelberg, der international ausgeschrieben worden war und an ein Plakat für das „Von der Heydt-Museum" der Stadt Wuppertal, das auch unter die 20 besten Plakate eines Jahrgangs gewählt wurde. Mit dem Werbeamt der Stadt Düsseldorf entstand im Laufe der Zeit eine äußerst rege und fruchtbare Zusammenarbeit. Diese begann übrigens mit einem Karnevalsplakat für das Motto „Wenn wir alle Engel wären", das im Jahre 1961 für viel Furore sorgte. Der Berliner muß also bei den rheinischen Jecken den richtigen Nerv getroffen haben.

Karnevalsplakat für die Stadt Düsseldorf aus dem Jahre 1961

Eine meiner spektakulärsten Aufgaben, vielleicht mein beruflicher Durchbruch, war dann ein anderer Plakatauftrag der Stadt Düsseldorf, der auf kuriose Weise zustande kam. Der damalige Werbe- und Verkehrsdirektor der Stadt Düsseldorf, der sagenhafte Charly Schweig, ließ mich kommen und präsentierte mir ein Foto, das die Kö aus der Vogelperspektive zeigte. In dieses Foto sollte ich einige Radschläger und einige damals gerade neu angeschaffte öffentliche Stühle einkopieren. Das ganze sollte dann ein Plakat ergeben. Ein Auftrag, der in dieser Art für mich überhaupt nicht in Frage kam, den ich aber auch nicht sofort ablehnen konnte. Ich nahm das Foto mit nach Hause und überlegte hin und her. Schließlich entschloß ich mich zu einem aquarellistischen Plakatentwurf auf der Basis besagten Fotos mit Radschlägern und Stühlen. Damit erschien ich wieder bei Schweig, ließ aber meinen Entwurf zunächst im Flur stehen. Das Foto gab ich Schweig zurück und erklärte mich außerstande, da etwas hineinzuretuschieren. Er war sichtlich enttäuscht. Dann aber holte ich meinen Entwurf, und da war der Teufel los! Begeistert raste er durch alle Räume, um das Plakat herumzuzeigen. So habe ich ihn weder vor- noch nachher je wieder erlebt. Dieses Plakat wurde also ein Riesenerfolg - weltweit. Es wurde verschiedentlich prämiert, unter anderem gelangte es unter die 20 besten Plakate seines Jahrgangs in der Bundesrepublik.

In Düsseldorf hatten wir in drei verschiedenen Wohnungen gewohnt, nun mußten wir erneut umziehen. Diesmal dachten wir daran, selbst zu bauen. Nun

Prämiertes Plakat für das Werbe- und Verkehrsamt der Stadt Düsseldorf. Motiv: Die Kö

begann die Suche nach einem passenden Grundstück. Ich hatte inzwischen eine Berufung an die Folkwangschule für Gestaltung in Essen-Werden erhalten. Da aber viele meiner Kunden in Düsseldorf saßen, bot sich Lintorf, als in der Mitte liegend, geradezu an. Wie oft waren wir doch in Lintorf, um Grundstücke zu besichtigen, ohne daß wir etwas Geeignetes gefunden hätten. In der Straße „An der Schmeilt" entdeckten wir ein Stück Land, das genau unseren Vorstellungen entsprach, von dem wir aber annahmen, daß es -

Plakat aus einer ganzen Serie von Plakaten, die für die Museen und Institute der Stadt Düsseldorf werben sollten. Hier das Plakat für das Heinrich-Heine-Institut

gerade wegen seiner günstigen Lage und Abmessung - längst in festen Händen wäre. Eines Tages lasen wir die Anzeige eines Maklers, der in Angermund und Lintorf Grundstücke anbot. Bei ihm besahen wir uns auf der Landkarte zuerst die verschiedenen Angebote und taten eines davon in Lintorf als „schmales Handtuch" ab. Dann fuhren wir kreuz und quer durch Angermund, ohne etwas Geeignetes zu finden. Wir wollten schon, wie so oft, wieder unverrichteter Sache nach Düsseldorf fahren, als meine Frau meinte: „Gucken wir noch einmal auf die Lintorfer Karte". Da erst bemerkten wir, daß das „schmale Handtuch" an der Schmeilt lag. Da hieß es dann natürlich: Nichts wie hin! Und tatsächlich, in Lintorf standen wir vor dem Grundstück, das wir uns so gewünscht hatten. Da gab es überhaupt kein Handeln und kein Feilschen mehr. Mit Handschlag wurde der Kauf abgeschlossen und am übernächsten Tag mußte ich mit viel Barem in der Tasche beim Notar erscheinen.

Wir hatten am 17. Mai 1939 geheiratet, hatten in Berlin und Düsseldorf in einem Haus Nr. 17 gewohnt. Als sich nun herausstellte, daß unser gerade erworbenes Grundstück auch die Nr. 17 tragen würde, sahen wir dies nicht als puren Zufall an.

Im Herbst 1963 begannen wir mit dem Hausbau, im Juli 1964 zogen wir ein. Nun leben wir 31 Jahre in Lintorf, länger als in unseren Geburtsstädten Kopenhagen und Berlin. Hier sind wir seßhaft geworden, hier fühlen wir uns wohl. Sind wir wohl immer noch Zugereiste?

Prof. Harald Gutschow

Auf Modelsuche bei Tackenbergs

Es gibt Häuser, die voller Geschichten stecken, und die über 400 Jahre alte „Oberste Mühle" an der Krummenweger Straße in Lintorf könnte gut und gerne dazugehören. Genauso gibt es Menschen, die Geschichten anziehen. Ein Paradebeispiel ist Hanna Tackenberg auf ebendiesem Hof. Wer ist nun für die vielen kuriosen und denkwürdigen Vorfälle, die von hier aus seit Jahrzehnten die Runde machen, verantwortlich: Frau oder Haus? Die temperamentvolle Bäuerin faßt sich freiwillig an die eigene Nasenspitze: „Also, wenn ich meiner seligen Schwiegermutter glauben schenke, dann war es vor meiner Zeit immer ruhig, da geschah nie etwas Aufregendes in der Obersten Mühle. Erst als August Tackenberg mich als Ehefrau von der anderen Rheinseite nach Lintorf brachte ..."

Was die Tackenbergs so erlebt haben und noch erleben, könnte Bände füllen, es muß nur einer mal anfangen, die Dinge aufzuschreiben. Im Zuge der Familiengeschichte in der vorjährigen „Quecke" gab es schon einen Vorgeschmack. Diesmal geht es um Fernsehen und Werbung und wie es dazu kam, das Hof und Chef darin Hauptrollen spielten.

Es war im August 1990. Man war gerade beim Strohabladen, als ein junger Mann auf einem Motorrad, ein Agent, in der Werbebranche sagt man dazu auch Media-Einkäufer, die Zufahrt heruntergeknattert kam, vor August Tackenberg hielt und ihm eröffnete: „Wir suchen einen Bauernhof mit Misthaufen und Tieren für die Fernsehsendung 'Rote Couch'. Das wäre hier ganz gut." „So?" sagte der Hausherr trocken, „da hole ich mal meine Frau."

August Tackenberg rief zum Scheunenboden, auf dem Hanna die Strohballen zu stapeln begonnen hatte, hinauf: „Komm mal her, da sucht einer 'nen Misthaufen für 'ne rote Couch." Sie dachte zuerst, sie würde verkohlt, steckte aber doch den Kopf durch das Tor und kam heraus. Der Wortschwall des Agenten war nun noch etwas umfangreicher, das Klagelied, er habe zwischen Aachen und Essen sonst nichts gefunden, schon zwei Töne höher und: „Sie sollen das ja auch nicht umsonst machen".

Die Kombination aus roter Couch, ZDF und 100 bis 200 Mark reizte Hanna Tackenberg immerhin so weit, daß sie einwilligte. Der Agent atmete auf: „Dann kann ich ja morgen den Hoffmann einfliegen lassen." Die Bäuerin zuckte kurz. Einfliegen? Auf was hatte sie sich da wohl eingelassen? Der eingeflogene Karl-Heinz Hoffmann von der DORO-Filmproduktions GmbH in München stand schon am gleichen Abend an der Obersten Mühle und war begeistert. In dieser Nacht schliefen alle befriedigt und gut.

Drei Tage später jedoch kam es wie Sturmgebraus über die beiden Ruhestands-Landwirte. Eine Karawane näherte sich über die Krummenweger Straße: Voran ein riesiger Lkw, aus dem eine stattliche rote Couch nebst Kameras, Scheinwerfern, Spiegeln, Feldtelefon, Kabelgewirr und sonstigem Kram abgeladen wurde, dann mindestens vier BMW und sechs Männer und vier Frauen, die sofort Haus und Hof requirierten: „Wo ist hier der Elektroherd? Wo ist das Bad? Ja, Badewanne! Hier machen wir Büro. Wo ist die Deutsche Bank? Wo ist der nächste Supermarkt? Stehen'se doch nicht im Weg."

Hanna Tackenberg blieb cool, wie meistens in solchen Fällen, da sie nun schon mal A gesagt hatte. Aber sie wandte sich an besagten Hoffmann und meinte, bevor sie gar nichts mehr auf ihrem Eigentum zu sagen hätte, sollte er doch erstmal die versprochene Aufwandsentschädigung zahlen. Sie hielt demonstrativ die Hand auf,

der Produktionsleiter zückte die Brieftasche und legte den ersten Hunderter hinein. Hanna rührte die Hand nicht und schaute gelangweilt in die Baumkronen. Sie fühlte den zweiten Hunderter. Die Hand blieb offen, der Blick abgewandt. Bei soviel Krawall? Der dritte Blaue kam, der vierte. Beim fünften schloß sie die Faust um das Papiergeld: Nun ließ sich das Chaos etwas besser ertragen.

Während sich Miss X um das Mittagessen kümmerte und Miss Z badete, wurden draußen Kulissen geschoben. Irgendwie paßte dem Regisseur die Misthaufengröße nicht. Gut, das Geviert war auch ziemlich platt, denn in einer Woche sollte Polterabend vor der Hochzeit der Tochter auf dem Hof sein, und den mußte man ja nicht gerade mit einem Berg Mist dekorieren. Für die rote Couch war nun aber mehr gefragt. Hanna Tackenberg beschaffte es aus den Ställen. Als sie gerade mit dem Aufstapeln fertig war, kam Mr. Hoffmann und fragte, ob man den Haufen nicht umpacken könnte. Sie schluckte nur kurz, sagte „Ja" und verschwand. Zurück kam sie mit vier Mistgabeln. „Bitte", jetzt können ihre Herren den Mist umpacken!" Komisch, jetzt paßte der Haufen auch so.

Ungewöhnlich: Die rote ZDF-Couch auf dem Misthaufen der „Obersten Mühle"

Die Couch wurde in Positur gesetzt, und nun wurde der vierbeinige Star gesucht. Im Stall ein prächtiger Wurf schwarzrosa Ferkel, da fiel die Wahl nicht schwer. Lieb und brav blieb das kleine Schwein dann auch auf der von der Sonne durchwärmten roten Couch liegen. Während Menschen- und Fotoaugen ganz mit dem ungewöhnlichen Idyll beschäftigt waren, hatte allerdings auch die Muttersau gewittert, daß der Tag nicht normal war. Bei dem ganzen Ah und Oh hatte das

Ausgebüxt: Tackenbergs prächtige Zuchtsau wollte 1990 auch auf den Film

Team nämlich vergessen, die Stalltür zu schließen, und Schweinemadam nutzte die Chance für einen Familienausflug. Wie da die Kameras um 90 Grad schwenkten! Und dann ging es ans Einfangen.

Das Ferkel auf der roten Couch, das im ZDF das ganze folgende Jahr im Vorspann der Werbesendung nach dem Freitagabend-Krimi für Eingeweihte satt und gesund Grüße aus Lintorf über den Bildschirm schickte, bildete an diesem Drehtag aber nur ein Kapitel. So wie später das Sofa an einem Hochhaus stand, als es um Putzmittel ging, oder ein Versicherungsmensch mit Fallschirm darauf landete, so ging es auf Tackenbergs Misthaufen in der Hauptgeschichte sinnigerweise um ein französisches Parfum. Hanna Tackenberg beobachtete schmunzelnd, wie sich ein graumilierter Herr immer wieder vorstellen, sich auf die Couch setzen und seinen kleinen Vortrag über Düfte halten mußte, der darin gipfelte, daß der französische Parfum - sogar den Mistgeruch übertreffen würde. Bei der fünften Wiederholung der Szene fragte sie den 60jährigen mitleidig: „Müssen Sie immer das gleiche Verschen aufsagen?" Worauf dieser sich, entrüstet über soviel Banausentum, in die Brust warf: „Ich bin der Hauptdarsteller!"

Zweibeinige Hauptdarsteller hin, vierbeinige her - der Tag war futsch für normale Landarbeit. Es wurde 17 Uhr, ehe sich die Schaulustigen verliefen, der Trupp seine Sachen packte und das Feld endlich für den Erntewagen räumte, dem bis dahin die Einfahrt verwehrt worden war. Als letztes hatte gar noch die Parfumflasche am Mistkran baumeln müssen. Übrigens gab es von der roten Couch auch eine Miniaturausgabe, auf der gerade eine Katze bequem Platz hatte. Sollte also nochmal irgendwann im Fernsehen die rote Couch mit Ferkel, Mist oder Katze oder gar eine prachtvolle Zuchtsau auftauchen: Schönen Gruß von Tackenbergs!

Die Bewohner der Obersten Mühle hatten den Agenten, der die Komödie angezettelt hatte längst vergessen, er sie aber nicht. Nach fast genau zwei Jahren lenkte er wieder einmal sein Motorrad auf den Hof und fragte Hanna Tackenberg, ob sie ihm nicht einen gutaussehenden älteren Herren nennen könnte. Die vom ersten Werbespektakel mittlerweile gewitzte Frau erkundigte sich zunächst nach dem Tageshonorar und fand es so annehmbar, daß sie erklärte: „Dafür können Sie meinen Mann sechs Wochen haben." August Tackenberg wurde gar nicht erst gefragt. Dafür fragten ihn in den kommenden Tagen alle möglichen Anrufer nach Konfektions- und Schuhgröße und wer weiß was sonst noch allem.

Auf was habe ich mich da nur wieder eingelassen, dachte der Landwirt und wurde, nachdem endlich eine Terminbestellung für den 13. August 1992 nach Krefeld erfolgt war, so nervös, daß er beim morgendlichen Duschen ausrutschte und sich das Schienbein schmerzhaft anbläute. Mit zusammengebissenen Zähnen ging es auf die linke Rheinseite. Im Parkhotel erfuhr er endlich, was Sache war und traf seine „Star-Kollegen". Im Auftrag einer Hamburger Werbefirma sollten

Eingeflogen:
Der Fotograf für die Hannen-Angler-Bilder kam eigens aus USA

August Tackenberg, ein weiterer älterer Herr und ein Junge Angler für eine Hannen-Alt-Reklame darstellen. Geangelt werden sollte aber nicht in einem Gewässer Krefelds oder Umgebung, sondern weit weg am unteren Niederrhein.

Die Autos wurden gestartet, und das war wieder ein illustrer Konvoi: Eine fahrbare Schreibstube mit Telefon, ein Garderobenwagen, ein Geländewagen und in August Tackenbergs Pkw das Darstellertrio. Der Fotograf samt Assistent (diesmal ging es zur Abwechslung mal nicht um bewegliche Bilder) war natürlich wieder eingeflogen worden - aus USA, man gönnt sich ja sonst nichts. Das Ziel lag bald 100 km von Krefeld entfernt hinter Kleve, ein toter Rheinarm bei Millingen. Es wurde verkleidet, es wurde posiert, allein das Wetter spielte nicht mit. Eine verhangene, verregnete Atmosphäre war unbrauchbar.

Um 18 Uhr wurde das Vorhaben abgebrochen, alle Wagen zurück nach Krefeld gesteuert. Im Parkhotel sollte die gesamte Truppe übernachten, um am nächsten Morgen um 5 Uhr erneut zu starten. Der amerikanische Meisterfotograf schwärmte von sommerlichem Frühlicht und Nebelhauch. August Tackenberg spürte jedoch inzwischen sein lädiertes Schienbein so sehr, daß er sich „Heimaturlaub" erbat und hoch und heilig versprach, um 4 Uhr wieder in Krefeld zu sein. Diese Nacht vergißt Hanna Tackenberg nicht so schnell. Nicht nur, daß sie um 22 Uhr bei Heimkehr ihres Mannes erst Köchin, dann Krankenschwester spielen mußte, letzteres hielt sie die halbe Nacht auf Trab. Alle 30 Minuten wurde sie nämlich aus dem Nebenbett angestoßen: Der Kühlverband sei wieder verrutscht.

Keiner vom Werbefototeam, der am Freitag in aller Frühe erneut am Millinger Meer seinen Platz einnahm, war so richtig ausgeschlafen, das Wetter aber anscheinend auch nicht: Es war wieder launisch und trübe. Zäh wälzte sich der Tag dahin, und der Verantwortliche wollte gerade das Kommando zum Umziehen geben und die ganze Geschichte auf Montag vertagen, da kam die Sonne heraus. Jetzt hatten August Tackenberg und seine Mitdarsteller allen Grund zum Staunen: In einer Viertelstunde waren alle Einstellungen im Kasten, der Auftrag erledigt. Nach den mannigfachen Strapazen stimmte wenigstens das Honorar. Bald danach konnten die Lintorfer ihrem Ratsherrn einmal nicht nur auf Wahltafeln und Parteizetteln zuwinken, sondern friedlich entspannt auf Brauerei-Plakatwänden, Postern, Anzeigen und gar auf Bierdeckeln. Aber man mußte ihn schon sehr genau kennen oder von dem Ereignis gewußt haben, um ihn unter dem Schlapphut, mit großkariertem Hemd, Anglerweste und halbabgewandtem Gesicht identifizieren zu können.

Gisela Schöttler

Original und Fälschung: Links der Schnappschuß vom Angelmotiv aus Tackenbergs Sofortbildkamera, rechts das Endprodukt auf dem Bierdeckel

In Lintorf wird eine Theatergemeinde gegründet

Nach den schlimmen, entbehrungsreichen Jahren des Krieges und der harten Zeit des Wiederaufbaues wurde das Bedürfnis recht lebendig, wieder einmal Theater zu erleben. Der Verein Lintorfer Heimatfreunde versuchte, diesen Wunsch vieler Lintorfer zu erfüllen. Durch meinen Schwager, Ratsherr in Oberhausen, hatte ich Beziehungen zum Oberhausener Theater, bei dem wir für unsere Gruppe günstige Preise aushandeln konnten. So fuhren wir in den fünfziger Jahren jedesmal mit einem vollbesetzten Bus zum Stadttheater nach Oberhausen. Ich vergesse nicht, wie wir einmal in dichtem Nebel im Fußgängertempo von der Autobahnabfahrt zum Theater fuhren. Aber alle Schwierigkeiten wurden gern in Kauf genommen.

Theaterkreis hört Zauberflöte

LINTORF. Der Theaterkreis der Lintorfer Heimatfreunde fährt am Sonntag, 17. November, nach Oberhausen zur Aufführung der Oper „Die Zauberflöte" von Mozart.

Aus „Rheinische Post", November 1957

Doch schließlich fühlte sich der Rat der Gemeinde Lintorf zu einem kulturellen Angebot verpflichtet und schloß mit dem Rheinischen Landestheater in Neuss einen Vertrag. Dieses Ensemble spielte nun von Zeit zu Zeit im Hause Anna. Es waren sicherlich keine schlechten Aufführungen, doch es kam keine rechte Theateratmosphäre auf. Die Bestuhlung war schlecht, aus der Küche vernahm man das Klopfen, wenn Schnitzel vorbereitet wurden, und von der Kegelbahn dröhnten die rollenden Kugeln und die fallenden Kegel. Der Besuch wurde immer schlechter. Da erfuhr ich von Theatergemeinden in Köln und Düsseldorf und nahm Kontakt zu diesen auf, und zwar als Vorsitzender der CDU in Lintorf. Der Geschäftsführer der Theatergemeinde Düsseldorf, Herr Wahle, hatte mir mit Schreiben vom 7.5.1968 die Angebote mitgeteilt und mich wissen lassen, daß die Mitglieder der Theatergemeinde bis zu 60% Ermäßigung bei den Theaterabonnements erhielten. In einer von der CDU veranstalteten Bürgerversammlung am 24.4.1968 wurde das große Interesse an einer Theatergemeinde festgestellt, so daß ich zum 29. 5.1968 zur konstituierenden Versammlung einer Theatergemeinde in die Gaststätte Bürgershof einlud. Landrat Dr. Aloys Henn hielt einen ausgezeichneten Vortrag über „Theater in unserer Zeit". Es fand sodann die Wahl eines geschäftsführenden Vorstandes statt. Gustav Cechura wurde zum Vorsitzenden der Theatergemeinde gewählt. Anschließend berieten die Mitglieder anhand der Unterlagen über die Programmgestaltung. So wurden wir Mitglied in der Düsseldorfer Theatergemeinde, was uns keinen Beitrag kostete, aber viele Vorteile bot. Der ausführliche Bericht in der „Rheinischen Post" läßt erkennen, welchen Stellenwert 1968 die Gründung der Theatergemeinde Lintorf in der Öffentlichkeit hatte. Der Etatansatz für Kultur bei der Gemeinde Lintorf betrug nur wenig mehr als 1000 DM und diente der Förderung der Gesangvereine. Das war bei einem Haushaltsvolumen von mehreren Millionen Mark ein beschämender Betrag. Als dann seitens der Theatergemeinde der Antrag auf Bezuschussung der Autobusfahrten nach Düsseldorf in Höhe von 15.000 DM gestellt wurde, war die Genehmigung selbstverständlich. So hatten die Mitglieder der Theatergemeinde nicht nur verbilligte Eintrittspreise beim Theater, sondern fuhren auch kostenlos dorthin. Das Busunternehmen Schulz setzte für die Theaterfahrten jeweils drei Busse ein, die den Wünschen der Teilnehmer entsprechend die verschiedenen Ortsbereiche anfuhren, so daß die Theaterbesucher fast vor ihrer Haustür abgeholt und wieder zurückgebracht wurden. Das alles funktionierte bis zum Zusammenschluß mit Ratingen. Die Vergünstigungen fielen weg, weil die Stadt ihr eigenes Theater schuf, das natürlich erheblich größere Kosten verursachte als die Busfahrten für die Theatergemeinde Lintorf. Auch nach der Gebietsreform blieben viele Mitglieder der Theatergemeinde treu und besuchten weiter die Düsseldorfer Theater. Wie ich erfahren konnte, gibt es auch heute noch Lintorfer, die sich nunmehr der Düsseldorfer Theatergemeinde angeschlossen haben und die Vorzüge eines erstklassigen Theaters genießen.

Friedrich Wagner

Mit dem Bus von Lintorf aus ins Schauspielhaus

Theatergemeinde gegründet / 74 Interessenten

LINTORF. Theaterfreunde wissen, warum sie immer wieder ins Schauspielhaus gehen, warum sie Opern- und Operettenaufführungen miterleben und an festlichen Konzertabenden teilnehmen. Sie sind recht unglücklich darüber, wenn der Weg in die Theater zu weit und schon die Beschaffung der Karten mit großen Mühen verbunden ist. In Lintorf fanden sich bis jetzt 74 Interessierte zu einer Theatergemeinde zusammen, um gemeinsam nach Düsseldorf zu den verschiedensten Theateraufführungen zu fahren, um mit namhaften Regisseuren einmal zu diskutieren und sich im engeren Kreise über neue Stücke oder Standardwerke zu unterhalten.

Gustav Cechura wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt, er wird in Übereinkunft mit den einzelnen Mitgliedern die Programmauswahl treffen, die Schulrat Wagner schon einmal vor den Anwesenden erläuterte. Die Theatergemeinde will sich außerdem an die Gemeinde wenden, damit ein Verwaltungsbeamter die Arbeit des Schriftführers erledigt — den größten Teil der organisatorischen Aufgaben übernimmt ohnehin die Theatergemeinde Düsseldorf.

Mit Beginn der neuen Spielzeit fahren dann Busse von Lintorf in die Landeshauptstadt, und bei aller vorher durchdachten Planung bleiben jedem einzelnen Mitglied dennoch genügend Möglichkeiten, innerhalb der angebotenen Aufführungen ein individuelles Programm zusammenzustellen.

Die konstituierende Versammlung der neuen Theatergemeinde Lintorf leitete Dr. Aloys Henn aus Ratingen mit einem Überblick über die Geschichte des Theaters und besinnlichen Worten zu seiner Situation, zu seiner weiteren Entwicklung und seines Einflusses in der heutigen Zeit ein. Das Theater, als Illusion und Magie angesehen, spiegele bei aller traumhaften Darstellung, bei aller zauberhaften Verwandlung dennoch das Leben wider; es sei zwingend in der Wiedergabe des Lebendigen und der Auseinandersetzung mit der Realität. Jeder Abend bringe erneut die Spannung zwischen der Aktion des Schauspielers auf der Bühne, wo er sich ganz zu seiner Rolle bekennen muß, wo er nur durch große Ehrlichkeit in eine andere Person hineinwachsen kann, und der Reaktion des Publikums in seiner Anonymität jenseits des Rampenlichts.

In diesem Dialog liege das große Wagnis und die bestechende Stärke des Theaterlebens, das niemals zum „Fertigprodukt", zum statischen Element werden könne, weil es dann die Anforderungen eines jeden Moments übersehe und ihnen zu entrinnen versuche.

Dr. Henn verwies auf den ungeheuren Aufschwung, den das Theater im Barock genommen hatte. Die unsterblichen Werke Calderons, sein großes Welttheater des menschlichen Lebens, die genialen Auseinandersetzungen der einzelnen Charaktere in Shakespeares Dramen demonstrierten Spiel und Gegenspiel der Mächte in ihrer Zeit.

Aber wie auch die Menschen im barocken Zeitalter von spektakulären Aufführungen angezogen und phantastischen Bühnenbildern und Dekorationen begeistert worden sein möchten, die Notwendigkeit, Lebendigkeit und Zeitbezogenheit dieses künstlerischen Mediums bewies sich ebenso in den recht armseligen Tagen nach dem Krieg. Damals habe niemand an einen neuen Anfang für das Theater geglaubt, meinte Dr. Henn, aber dennoch hätten sich Interessierte mit einem solch mitreißenden Eifer zusammengefunden, um unter schwierigsten Voraussetzungen ihrem Anliegen nachzukommen, daß schon bald wieder ein reges und aktives Theaterleben entstanden sei. In unseren Tagen allerdings zeige sich allgemeine Ruhelosigkeit auch im künstlerischen Bereich.

Das suchende Theater als Signum einer rastlosen Entwicklung biete vielfach Experimente und zeige die Uneinigkeit mit sich selbst. Bei einer endgültigen, für den Zuschauer glaubwürdigen Form aber offenbare sich noch immer die Verwandlung des Augenblicks ins Unvergängliche, das Erlebnis, von dem Schiller sagte, „daß es tief in die Seele dringt und scharf ins Herz schneidet". ann.

"Rheinische Post", Mai 1968

40-jähriges Jubiläum der Arbeiterwohlfahrt Lintorf

Johanna Rothemann
Mitbegründerin der AWO Lintorf und bis heute Helferin

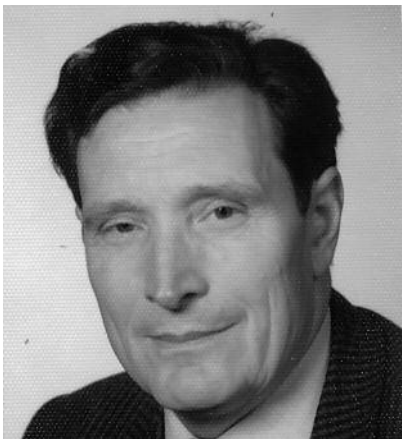
Am Samstag, dem 26. August 1995, fand die Feier zum 40jährigen Bestehen der AWO Lintorf im Seniorentreff am Breitscheider Weg 25 in Ratingen-Lintorf statt. Der Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt, Reinhold Behnke, konnte viele Gratulanten bei der Jubiläumsveranstaltung begrüßen. Er hielt ein umfangreiches Referat über „40 Jahre soziale Arbeit in Lintorf". Hier ein kleiner Auszug:

Am 13. Juli 1955 trafen sich elf Frauen und Männer aus Lintorf in der früheren Gaststätte Mentzen am Lintorfer Markt, dort wo sich heute die Sparkasse befindet, und gründeten die Arbeiterwohlfahrt, Ortsverein Lintorf.

In der Gründungsversammlung wurden Karl Stein zum 1. Vorsitzenden, Johann Bohn zum 2. Vorsitzenden/Schriftführer, Reinhold Behnke zum Kassierer sowie Johanna Stein (heute Rothemann) und Rosa Windisch zu Beisitzern gewählt.

Die Folgen des Krieges waren zu dieser Zeit fast überall noch sichtbar, und eine große Wohnungsnot herrschte.

In den ersten Jahren wurden das Kinderferienwerk und die Altenhilfe ausgebaut.



Reinhold Behnke, Mitbegründer der AWO Lintorf. In den ersten 3 Jahren Kassierer, dann 37 Jahre lang Vorsitzender bis heute

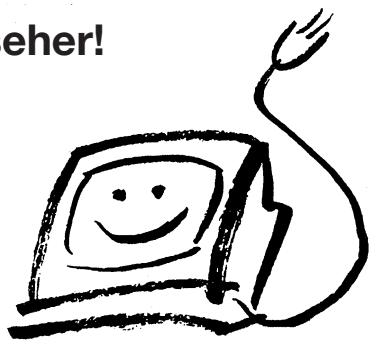
Am 05. Februar 1973 konnte der erste Seniorentreff Am Potekamp in Lintorf eröffnet werden. Viele ältere Besucher unseres Seniorentreffs werden sich noch an die erste Leiterin der Einrichtung, Margarete Rindfleisch, erinnern. Die gute Arbeit in der Altenhilfe wirkte sich aus, so daß die Einrichtung bald zu klein wurde.

NOKIA TELEFUNKEN ONKYO PANASONIC PIONEER SABA

AKG SHARP METZ SONY TDK BASF

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

- Verkauf von Geräten aller Art
- Montage von Sat-Anlagen
- Reparaturen von Geräten aller Art
- Montage von Kabelanlagen
- D1 und D2 Telecommunikation



SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR

Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb

Speestraße 5 · Lintorf

Telefon 0 21 02 / 3 52 87 und 3 72 03 außerdem 02 08 / 48 04 17

TECHNICS AKAI JVC BOSE CANTON VIVANCO

Der Ortsverein mietete 1979 die ehemalige Gaststätte „Zum Grunewald“, Breitscheider Weg 25, an. Die Räume wurden umgebaut und renoviert. Am 12. April 1979 wurde die Altentagesstätte in die neuen Räume verlegt.

Heute bieten Lydia Busch und Ingrid Heine den Besuchern ein umfangreiches Programm. Die Altenarbeit wird durch ehrenamtliche Helferinnen und Helfer und durch den Seniorenbeirat unterstützt.

Die Jugendarbeit spielte viele Jahre bei der Arbeiterwohlfahrt Lintorf eine wichtige Rolle. In der Zeit von 1955 bis 1987 nahmen weit über 2.000 Kinder an Erholungsmaßnahmen teil. Die Kindergruppen fuhren in 32 verschiedene Erholungsorte. In der Gruppe des Jugendwerks, das von 1972 bis 1987 bestand, trafen sich viele Jugendliche und gestalteten eine lebendige Jugendarbeit.

Heute veranstaltet die Arbeiterwohlfahrt Lintorf Sprach- und Freizeitfahrten für Jugendliche nach Südengland.

Im Rahmen des Familienbildungswerks werden verschiedene Kurse und Aktivitäten angeboten.

In bezug auf die Altenarbeit wurden und werden heute noch Einzelbetreuungen und Krankenbesuche als wichtiger Bestandteil unserer sozialen Arbeit durchgeführt. Wir bieten den Besuchern unseres Seniorentreffs ein Programm und verschiedene Aktivitäten an. Den Abschluß des Jahres gestalten wir mit einer vorweihnachtlichen Feier, die gut angenommen wird.

Viele Gäste dankten in ihren Grußworten der Arbeiterwohlfahrt, ihren Mitgliedern, den ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern und dem Vorstand für den sozialen Einsatz, u.a. Regina Schmidt-Zadel MdB, Heinz Schemken MdB, Bürgermeister Wolfgang Diedrich, der stellv. Bürgermeister Peter Kraft, Altbürgermeister Hugo Schlimmm, der ehemalige Landrat Heinz Pensky, Wilhelm Droste jun. MdL, Kreisvorsitzender der AWO, Rolf Esch, Fraktionsvorsitzender der SPD, Joachim Galinke, Vorsitzende des Seniorenbeirates der Stadt Ratingen, Lucie Rahmann, um nur einige zu nennen.

Der Kreisvorsitzende der Arbeiterwohlfahrt, Rolf Esch, berichtete über die vielseitige Arbeit auf Kreis- und Bundesebene.

Während der Jubiläumsfeier wurden mehrere Mitglieder für ihre langjährige Zugehörigkeit zur Arbeiterwohlfahrt geehrt. Für 40 Jahre Mitgliedschaft wurden Johanna Rothemann, Prof. Dr. Karl Bender und Reinhold Behnke geehrt. Die Ehrung nahm der stellv. Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt Lintorf, Gerhard Dunkelberg, vor. Insbesondere bedankte er sich bei Johanna Rothemann für ihre langjährige Tätigkeit. Sie war in den ersten Jahren im Vorstand und ist heute noch als ehrenamtliche Helferin für die Senioren da.

Reinhold Behnke war seit Gründung der Arbeiterwohlfahrt Lintorf in den ersten drei Jahren als Kassierer und anschließend bis heute als erster Vorsitzender tätig.

Für 25-jährige Mitgliedschaft in der Arbeiterwohlfahrt wurden geehrt: Heinz Brücken, Elisabeth Fraude, Hildegard Ingenger, Clementine Kleinrahm, Horst Oeynhausen, Horst Reich, Monika Fantinel, Heinrich Grobschmidt, Walter Jage, Astrid Moog und Emmi Paul.

Auch folgende Helferinnen wurden für langjährige ehrenamtliche Tätigkeit ausgezeichnet: Gabriele Behnke, Leni Fallabeck, Ilse Joch, Gertrud Jungheim, Frieda Seidenbusch, Ruth Scholl und Gabriele Mückenheim. Der Vorsitzende der Lintorfer Arbeiterwohlfahrt, Reinhold Behnke, bedankte sich bei allen, die die Arbeit der AWO unterstützt haben und hofft auch weiterhin auf gute Zusammenarbeit.

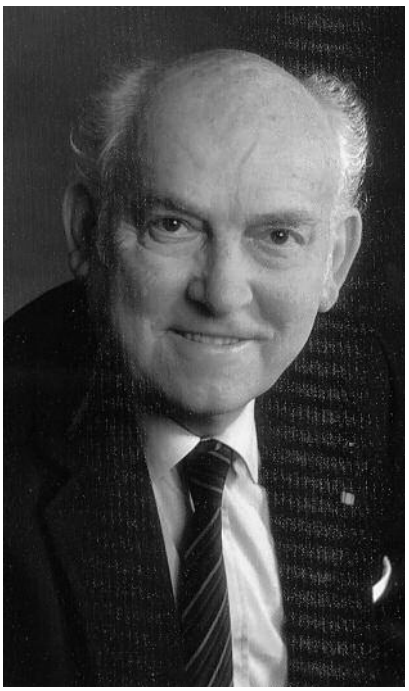
Reinhold Behnke

Ein Nachruf auf Johannes Overmans

Als am 9. Februar 1995 der ehemalige Amtsdirektor des Amtes Angerland, Johannes Overmans, starb, ging ein gutes Stück Angerlandgeschichte zu Ende. Mit seinem Namen und seiner Person verbinden sich die entscheidenden 20 Jahre der Amtsverwaltung, zwei Jahrzehnte positiver Entwicklung für Amt und Gemeinden und schließlich ein zäher, aber leider erfolgloser Kampf um die Selbständigkeit des Amtes. Nicht nur für seine Mitarbeiter und für die Politiker, mit denen er eine nicht unbedingt nur reibungslose, dafür aber immer faire Zusammenarbeit pflegte, sondern für viele Bürgerinnen und Bürger des ehemaligen Amtes Angerland wird Johannes Overmans als der Mann in Erinnerung bleiben, der durch sein Können und seine Geradlinigkeit seinem Amtsbereich glückliche Jahrzehnte bescherte und über den Bestand des Amtes hinaus die Weichen für eine weitere gute Entwicklung stellte.

Die besten Voraussetzungen für sein erfolgreiches Schaffen wurde ihm praktisch schon in die Wiege gelegt, als er am 15. Juli 1910 sozusagen mitten in seinem späteren Arbeitsbereich, auf einem Bauernhof in Angermund, geboren wurde. Er besuchte in Angermund die Volksschule, ging dann auf das Gymnasium und legte das Abitur ab und wurde am 2. Februar 1931 Volontär bei der Amtsverwaltung Ratingen-Land. Im Laufe seiner weiteren Ausbildung besuchte er die Verwaltungsakademie Düsseldorf und die Städtische Verwaltungsbeamtenschule und legte im Sommer 1935 die 2. Verwaltungsprüfung ab. Doch dem jungen Verwaltungsmann sollte keine lange friedliche Arbeit mehr beschert sein. Schon vor Jahresende 1936 wurde er - nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht - zur Musterung ge-

rufen und mußte sich - wie er später oft noch lachend erzählte - „in sauberem, gewaschenen Zustand und mit reiner Wäsche zur Untersuchung stellen". Anschließend leistete er seinen Wehrdienst ab und wurde am 28. Juli 1939 in das Beamtenverhältnis des Amtes Ratingen-Land übernommen. Aber schon ein paar Wochen später brach der Zweite Weltkrieg aus, Johannes Overmans wurde sofort zu seiner Einheit einberufen und machte die verschiedenen Feldzüge mit. Mit dem schweren Schicksal versöhnte es ihn dabei immer wieder, daß er es als Angehöriger einer bespannten Artillerie-Einheit stets mit Pferden zu tun hatte, mit denen er in seiner Jugend aufgewachsen war. Bei Kriegsende geriet er noch in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst im Sommer 1948 zurückkehrte. Als er sich bei seinem Amt zurückmeldete, bekam er Anfang Juli 1948 den Bescheid: „Ich ersuche Sie, den Dienst bald anzutreten". Sein Können und seine besondere Art, mit den Menschen umzugehen, führten dazu, daß er 1950 zum Amtsoberinspektor und 1951 zum Amtsamtmann befördert und 1954 zum Amtsbeigeordneten gewählt wurde. Damit war er in sämtlichen dem Amt angehörigen Gemeinden zunächst stellvertretender Gemeindedirektor bzw. stellvertretender Stadtdirektor, später in diesen Gemeinden auch Gemeindedirektor und Stadtdirektor in Angermund, nachdem er im Dezember 1960 zum Amtsdirektor des Amtes Angerland gewählt worden war. Schon gleich die ersten Jahre waren gekennzeichnet durch den Kampf des Amtes Angerland gegen die Ausbreitungsbestrebungen des Düsseldorfer Flughafens. In vielen Verhandlungen, Gesprächen und Bürgerversammlungen wußte Johannes Overmans die Sorgen der schon zu dieser Zeit hart vom Fluglärm betroffenen Bürgerinnen und Bürger zu vertreten. Nicht zuletzt seinem Engagement ist der 1965 ausgehandelte sogenannte „Angerlandvergleich" zu verdanken, der heute noch Gültigkeit hat und die Belastung der Anwohner in Grenzen hält. Als langjähriger Vorsitzender des Flughafenbeirates konnte der Amtsdirektor auch in der Folgezeit immer wieder die



Johannes Overmans
15. 7. 1910 - 9. 2. 1995

Belange seiner Bürgerinnen und Bürger vertreten. Daneben aber erkannte er als Verwaltungsfachmann und intimer Kenner der örtlichen Verhältnisse die auf das Angerland und die Gemeinden zukommende Entwicklung. Bei dem raschen Anwachsen der Gemeinden sorgte er gezielt dafür, daß die erforderlichen Gemeindebedarfsflächen rechtzeitig reserviert und von den Gemeinden aufgekauft wurden. Viele spätere Objekte, wie Schul- und sonstige Bauten, konnten deshalb vielfach ohne Probleme verwirklicht werden. Seinem Wirken ist u.a. der Ausbau des Schulwesens von den Grundschulen bis zu den weiterführenden Schulen im Angerland zu verdanken. Im Jahre 1968 kamen Sonderaufgaben auf das Amt Angerland zu, deren Lösung eine Fülle zusätzlicher Probleme brachte. Es begann mit der Neuordnung des Schulwesens. Die Schulträgerschaft, die bisher bei den Gemeinden lag, wurde auf das Amt übertragen. Zentral wurde in Lintorf eine Hauptschule eingerichtet mit einer Nebenstelle in Wittlaer. Grundschulen wurden zusammengelegt, und es ergab sich die Notwendigkeit der Errichtung eines Schülertransportes. 1969 wurden eine Realschule und eine Schule für Lernbehinderte (Sonderschule) und schließlich 1972 ein Gymnasium errichtet. Für alle Schulen fehlten die Räume, die jedoch umgehend gebaut wurden. Das Schulzentrum in Lintorf (I. Bauabschnitt ca. 30 Mio DM) war die größte Baumaßnahme, die je im Angerland durchgeführt wurde.

Johannes Overmans ermöglichte durch den Planungsverband Angerland für alle angeschlossenen Gemeinden eine weitsichtige Planung aus einem Guß, sorgte für eine vertretbare Verkehrsführung und Verkehrsberuhigung in der „grünen Lunge" des Angerlandes und bemühte sich stets auch um die kulturelle Entwicklung und den Erhalt der gewachsenen Strukturen der Gemeinden.

Mit den einzelnen Bürgermeistern verband ihn ein gutes Verhältnis, dazu gehörten der langjährige Amtsbürgermeister Heinrich Holtschneider (zugleich letzter Bürgermeister von Wittlaer), die Bürgermeister Klapdor (Angermund), Wellenstein (Lintorf), Notthof (Breitscheid), Droste (Hösel) und Schneider (Eggerscheidt). Er war - wie ihm oft bestätigt wurde - „der richtige Mann am richtigen Platz".

Zu Beginn der 70er Jahre war es die drohende Kommunale Neugliederung, die seine Arbeitskraft in Anspruch nahm. Er war zusammen mit den einzelnen Gemeinden und dem letzten Amtsbürgermeister Wilhelm Droste, der zugleich auch Landtagsabgeordneter war, den Gemeindevertretungen und der Amtsvertretung, einer der eifrigsten Streiter für das Zusammenbleiben des Amtes und der Amtsgemeinden in einer „Angerstadt". Bei der damals in Solingen stattfindenden Anhörung der beteiligten Städte und Gemeinden sagte Johannes Overmans u.a.: „Was heute noch Amt Angerland heißt, ist in Wirklichkeit dank der gemeinsamen kommunalen Entwicklungssteuerung der Gemeinden bereits heute die von uns gewünschte 'Stadt Angerland'. Sie braucht zu ihrer Entstehung nur noch den Segen des Landes". In seinen weiteren Ausführungen stellte er fest, daß sie dazu keine neue Organisation, keine Investitionen und Starthilfen und vor allem keine Neubauten

auf der grünen Wiese brauche, denn „hier ist das, was die Verwaltungsreform erreichen will, bereits im wesentlichen durch freiwillige Übereinkunft vorweggenommen". Johannes Overmans fand bei diesem Kampf übrigens die große Unterstützung eines anderen Angermunder Bürgers, nämlich des damaligen Oberkreisdirektors Günther Nothnick, mit dem ihn ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis auch in vielen anderen Fragen verband. Oberkreisdirektor Günther Nothnick hatte u.a. auch maßgeblichen Anteil am weiteren Bestand des Kreises Mettmann.

Immerhin erreichte Johannes Overmans durch sein Bemühen eine noch für alle Beteiligten akzeptierbare Lösung, indem Lintorf, Breitscheid, Hösel und Eggerscheidt zusammen mit Homberg und Ratingen zu einer neuen Stadt zusammengeschlossen wurden, während Angermund, Kalkum und Wittlaer nicht dem „Moloch Duisburg in den Rachen geworfen wurden" - wie man sich damals ausdrückte -, sondern zu Düsseldorf kamen. Und als diese Entscheidung gefallen war, zog sich Johannes Overmans nicht in den Schmollwinkel zurück, sondern arbeitete unter Beibehaltung seines Amtstitels „Amtsdirektor" als Beigeordneter für seine Bürgerinnen und Bürger weiter, bis er schließlich am 15. Juli 1975 in den Ruhestand trat. Zuvor hatte er jedoch noch eine ganze Reihe von Jubiläen begehen können. Er konnte schon 1971 auf eine 40jährige Dienstzeit zurückblicken, und 1972 auf eine 50jährige Mitgliedschaft beim TV Angermund. Er blieb weiterhin ehrenamtlicher Geschäftsführer der Höseler Geschwister-Gerhard-Stiftung und Vorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes, Ortsgruppe Angerland. Für seine vielen ehrenamtlichen Tätigkeiten verlieh ihm der Bundespräsident 1975 das Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.

Für seine Familie, seine Frau und die beiden Kinder, blieb bei der Fülle von Aufgaben zu seinem Leidwesen zuweilen nur wenig Zeit. Im Alter kümmerte er sich besonders um seine Enkelkinder, sie waren ihm trotz seiner schweren Krankheit in den letzten Jahren seines Lebens ans Herz gewachsen. Noch weniger Zeit blieb für seine Hobbies. Und da stand an erster Stelle sein Garten, der ihm Erholung brachte. Im Alter hatte es ihm der Krippenbau angetan, daneben genoß er es, auf Reisen und bei geselligen Veranstaltungen unbelastet zu sein vom früheren Tagesgeschäft. Aber immer blieb er seiner Heimat Angermund verbunden. Er setzte sich für den Bau einer Sporthalle mit Gastronomiebetrieb in Angermund ein. Auch das Bürgerhaus Angermund wurde noch in letzter Minute für den Kulturkreis Angermund e.V. gesichert. Als in Angermund das alte „Hotel Stadt Angermund" abgerissen wurde, berührte es ihn schmerzlich. Und als gar dann noch die Rochuskapelle beseitigt und durch einen Bildstock ersetzt wurde, traf es ihn ins Herz. Für ihn sei, so sagte er damals, damit ein unersetzliches Stück Heimat und Geschichte der alten Stadt und Freiheit Angermund verlorengegangen.

Siegfried Hoymann

En der Böscher Scholl.

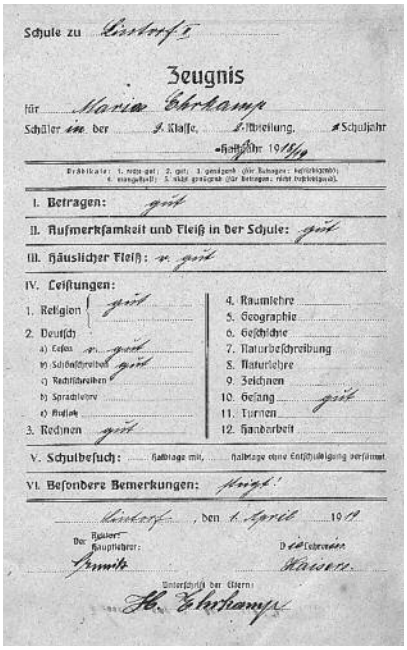
Am 6. Aprel 1918 ben ech en de Scholl jekome.

Die Scholl hieß Katholische Schule II, aver för us wor et de Böscher Scholl. Die Scholl wor mech bekannt, sie wor jo mähr e paar Minütte von us. Dre-i Jeschwister woren schon enne Scholl, do wuht te Hus völl üver de Scholl jesproke. De Lehrer Schmitz kannt ech, och dat Frollein Kaisers. Wenn de Lehrer oder dat Frollein üver de Stroot komen, dann liepen wir Kenger hen on joven e Hänke on mieken ne Knix, vörher hant wer us de Rotznas jeputzt.

Ech han mech op die Scholl jefreut, jo-ef et doch ne Tornister, Tafel, Jreffeldues, e Lesebu-ek, e nöh Schollkle-id on e paar Schütele (Schürzen). Nöjierisch wor ech op die Klaß on all die Kenger.

Die katholische Schule II an der Duisburger Straße, im Volksmund nur „de Böscher Scholl" genannt. Im Jahre 1952 erhielt sie den Namen „Heinrich-Schmitz-Schule"

E Ladewe-it (Verkäuferin) breit mech hen. De Motter had ken Tied, die stong henger de Thiek, sie had noch dree kleene Kenger te Hus, et kleenste wor acht Mond ault. Frollein Kaisers spro-ek janz nett met us, alles op Huchdütsch, dat wor nöh vor us. Sie frochten no em Name on jo-ef us de Plätz. Manche Kenger fingen an te hülle, als de Motter fott jing. Dann konnten wir widder nach Hus jonn. Dat fing juet an. Et Lese on Schrieve hätt mech immer völl Spaß jemackt. Wenn Lesestond wor, hann ech immer widder em Lesebu-ek jeblädert on all die schüene Jeschichte jelese. Su völl Belder- on Märchebü-eker wie die Kenger hütt hant, hadden wir fröher nit. Do jo-ef et em Lesebu-ek on en der Schollbibel völl Nöes för de Kenger. Wir hatten em ieschte Scholljohr Religion, Lesen, Schönschreiben, Rechnen on Gesang. Am ieschte Aprel 1919 krech ech et ieschte Zeugnis, dor Vatter hätt et ongerschrieve, su wor dat fröher.


Schule zu Lindorf

Zeugnis

für Maria Ehrkamp

Schüler in der 1. Klasse, 1. Abteilung. Schuljahr

Halbjahr 1918/19

Prädikate: 1. sehr gut; 2. gut; 3. genügend (für Betragen: befriedigend); 4. mangelhaft; 5. sehr mangelhaft (für Betragen: nicht befriedigend).

I. Betragen: gut

II. Aufmerksamkeit und Fleiß in der Schule: gut

III. Häuslicher Fleiß: sehr gut

IV. Leistungen:

1. Religion: gut
2. Deutsch
a) Lesen: sehr gut
b) Schönschreiben: gut
c) Rechtschreiben
d) Sprachlehre
e) Aufsatz
3. Rechnen: gut
4. Raumlehre
5. Geographie
6. Geschichte
7. Naturbeschreibung
8. Naturlehre
9. Zeichnen
10. Gesang: gut
11. Turnen
12. Handarbeit

V. Schulbesuch: halbtage mit, halbtage ohne Entschuldigung versäumt.

VI. Besondere Bemerkungen: fleißig!

Lindorf, den 1. April 1919

Der Rektor: Hauptlehrer: Schmitz

Der Lehrer: Kaisers

Unterschrift der Eltern: H. Ehrkamp

Em dredde Scholljohr komen wir narm Lehrer Mendorf, de wor nöh anne Scholl, de kom ut Ostpreußen. Te-isch wor he nit verhierod, do hätt he us e Beld jezecht on hätt jeseit: „Das ist meine Braut, sie kommt bald.” Dat Beld jing enne Klaß von Hank to Hank. Die Jonges hadden be-im Lehrer Mendorf Raumlehre, on die We-iter krejen ongertösche Handarbeit, su wuden die Kenger ongerschiedlich för et spedere Leve utjebeld. Die Strecklehrerin wor et Hann Frohnhoff, die Schwester vom Jemeindevorsteher Frohnhoff vom Drüje Emmer. Wir Kenger seiten immer „Et Hann”, aver wenn wir et ansprooken, seiten wir „Frollein Frohnhoff”. Et Hann wor en us Ouge ald auld, et had immer donkelblaue Kleeder an met e witt Krägelche. Die Kleeder jingen bes op de Schu-en. Et Hann hömpelden on had en Brell op, die Hoore woren jrieß on op em Kopp had et ne Knoode. Et Hann seit us en de ieschte Stond, wir sollten nächste Week twei Strecknaule on witte Boumwoll metbrenge för e Tafelläppke. En de ieschte dree Scholljohr schrieven wir mähr op de Tafel, de Rahme wu-ed jiede Samsdag jeschruppt on e re-in Tafelläppke dran jemackt.

Nu kom die Streckstond. Tien Minütte vör acht Uhr seid ech för de Motter: „Mama, ech mott twei Strecknaule on witte Boumwoll han, wir strecken hütt e Tafelläppke.” De Motter wor schon em Lade am bediene on had kenn Tied. „Nehm dech ne Lapp ut em Kast, en Naul on jet Jarn, dann mäckste ne Täschedu-ek, de könne mer immer jebruke.” Ech stoppde alles en der Tornister on liep enne Scholl. Als die Streckstond anfing, seit et Hann: „Kommt alle nach vorne, ich schlage euch die Maschen auf und lehre euch das Stricken, Einstecken, Umschlagen, Durchziehen.” All liepen se nach vüre, mer ech bliev sette on nohm minne Lapp erut. Op eimol seit et Hann: „Ehrkamp, was machst du da?”

„Ein Taschentuch.” Do fing et Hann laut an te lache, ha ha ha, on seit vör die janze Klaß: „Kuckt euch mal die Ehrkamp an, die will ein Taschentuch nähen, kann aber nix.” On all hand se üver mech jelacht, dat hätt wiehe jedonn. Von do an konnt ech dat Hann nit liede, on et mech och nit. Dat Tafelläppke, wat ech enne nächste Stond anjefange han, wued immer kleener on knüselijer, on richtije Söck strecke han ech och nit jeliert. Ech han liever jeschwätzt on angere Kenger met de Strecknaul en der Nacke jepitscht. Wenn ech et te doll miek, dann seit et Hann: „Ehrkamp, ich sage es deinem Vater.” Et Hann häd jement, ech hätt Schrüpp (Schläge) jekrett, aver dat wor nit der Fall.

Minem Vatter han ech dat vertellt un jeseit, dat et Hann der Peck (Pik) op mech hätt, do hätte mer jelacht on nit jeschängt. Wir hadden em dredde Scholljohr der Pastur Meyer als Religionslehrer enne Scholl, späder kom der Pastur Füngeling. Wenn fröher en Liehrperson enne Klaß ko-em, seit se: „Gelobt sei Jesus Christus” , un wir seiten: „In Ewigkeit Amen.” Der Pastur Füngeling führten dann enn: „Ihr sagt einfach ‘Grüß Gott’, und die Lehrpersonen antworten auch mit ‘Grüß Gott’”. Nu kom et Hann enne Klaß on woßt noch nix von der nöe Muede. Et stong enne Dür, on alle riepen: „Jrüüüß Jott”.

Et Hann bliev wie versteinert enne Dür ston on seit: „Was? Ihr sagt zu mir alter Pott? Das werde ich sofort dem Hauptlehrer Schmitz melden.” Drehnden sech öm un wor fott. Dann kom de Lehrer Schmitz, on wir hand em alles erklärt. Jru-ete Lachere. Nu jenoch vom Hann, aver do kann mer senn, wie dat es, wenn mer nit richtich met de Kenger ömjeht, Frollein Kaisers verstong dat besser.

De ischte Religionsunterricht had ech bem Pastur Meyer. Vom Meyer wud enne Scholl vertellt, he dieht de Kenger schlare, wenn se nit parierten. Die Jonges wuden üver de Bank jeleiht on krejen met em Stock döchtich watt hengedrop, met em Riedstock, die Weiter krejen et met em Stock enne Häng.

Ech fong de Pastur jarnit su schlemm. He wor jru-et on dick, on ihe he met em Unterricht anfing, nohm he en döchtije Pries Schnufftabak on dann e ru-et jeblömt Täscheduk ut de Täsch, on dann schnuften he sech de Nas ut. — De Katechismus han ech immer ju-et jeliert, han och immer opjeze-icht, kom aver nie dran. Dann han ech jedeiht, woröm solls du immer liere, du kömms jo doch nit dran. Aver ech han immer opjezecht, wenn ech och nix woßt. Enes juden Dags

nohm mech der Pastur Meyer dran, on ech konnt nix. Ech han reits on lenks jekieke, of mech eine watt vürseiht, aver nix. Do seit der Meyer: „Komm nach vorne, so eine Frechheit, nichts lernen und dann noch aufzeigen." Ech wor schon am bratsche (weinen) . „Halt die Hände auf." Dann nohm he et Riedstöckske ut de Eck. Ech han vör Angst de Häng nit ope jemackt, do hätte met dem Stock op die to-e (geschlossene) Häng jeschlare, dat diet wieh. On die Blamasch vör all die Kenger. Als he fedich wor, seite: „Stell dich in die Ecke, mit dem Gesicht zur Wand, so bleibst du die ganze Stunde stehen." Ech han die janze Stond mer jebröllt. Als die Stond öm wor, konnten wir noh Hus jonn. Ech han extra jeknöngelt, domet die Motter dat verbratschte Jesecht nit sehn soll. Als ech ankom, stong se schon enne Ladedür on warten op mech. Vonne Schollblare woren schon ettliche em Lade jewest on hant de Motter alles vertellt. Do hätt se mech utjeschängt, on ech han noch ne Flapp jekrett. Dat wohr mech en ju-ede Liehr, de Katechismus han ech donoh immer jeliehrt.

Minne Bruder Kurt wor schon enne Meddelklaß bem Lehrer Düssel. Enes Dags hatte he Halsping on moßt em Bett blieve. Do seit de Motter: „Jank narm Lehrer Düssel on sach em, der Kurt hätt et em Hals, he könnt nit enne Scholl ku-eme." Ech klopp anne Meddelklaßdür, do kömmt ne lange dönne Mann erut on frocht: „Was willst du?" „Mein Bruder Kurt hat es im Hals, er kann nicht kommen." „Dann soll er es herunterschlucken." On fott wor he. Su hann ech de Lehrer Düssel kennejeliehrt. Als wir em achte Scholljohr woren, krejen wir vör en kotte Tied ne Hilfslehrer, dat wor de Franz Speckamp ut Lengtörp. De Lehrer Schmitz had e paar Weeke Urlaub on hätt an sinnem neue Bu-ek jeschrieve. De Lehrer Speckamp wor noch janz jong, eves üver twentich.

Et wohr Sumerdag on arch he-it. De Lehrer Speckamp had sin Jack utjetrocke on an et Reck jehange. Dann kom die Tienuhrs-Pause. No der Pause fing he met us an te rechne. Et mott em wohl döschtich anjestrengt han, met all denn jru-ete Blare tereit te ku-eme. He wor nat jeschwett, jriep enne Jacketäsch on wollt et Täschedu-ek erutkrieje. Dann putzt he sech met dem Du-ek dorch et Jesecht. Op eimol merkt he, dat dat de Tafellapp wor, dick voll Kritt (Kreide). Do wu-et he wütend on seit janz opjerecht: „Wer hat das getan, der soll sich sofort melden." Kenne hätt sech jemeld, te-isch wor et janz stell enne Klaß, dann fingen alle an te lache.

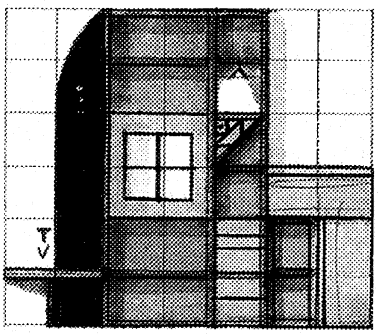
He wud immer wütender, min Freundin on ech moßten nach führe ku-eme, aver wir hand huch on hellich verspro-eke, dat wir et nit jedonn hand on nix vom janze Krom wößten, do konnten wir widder jonn. Op der Jongessitt so-et der Heinrich Faber, de moßt och su lache, do riep he de nach vüre. Aver de seiht och, he heddet nit jedonn. Do wud de Lehrer Speckamp immer wütender on jo-ef dem Jong e paar deftije Uhrwatsche, reits on lenks. Enne Klaß wor et müskestell, alle merkten, dat dem Jong onreit jedonn wor. Et nomedeis (nachmittags), ech wor met em Vatter em Jade am arbeide, kom die Frau Faber janz opjerecht vorbei on seid: „Ech jonn noe dem Speckamp, dem sach ech Besche-id, weil he minne Jong to onreit jeschlare hätt, de kann wat erleve."

Et es bes jetz nit erutjekome, we de Schabernack jemackt hätt, aver ech han e-in em Verdacht, die jarnit to de Schollkenger jehuden, sie könnt et mech jetz eijentlich sare, denn de Lehrer Speckamp es lang du-et.

Et Fritzke Fruhnhoff wor ne Bruder vom Schang on vom Christine ut de Dieke. (Ech kenn die Jeschichte von minner Schwägerin, die wor von 1902.) Et Fritzke wor och von 1902, he wor jett kleen jerode, aver nit op der Kopp jefalle. Alle vier Weeke, des Samsdags, moßten die Jonges beim Pastur Meyer bichte. Sie woren vör halv vier enne Kerk bestellt, die Böscher Kerk jo-ef et noch nit, also wor die Kerk voll. De Pastur lied sech Tied med em

interlübke®

uno

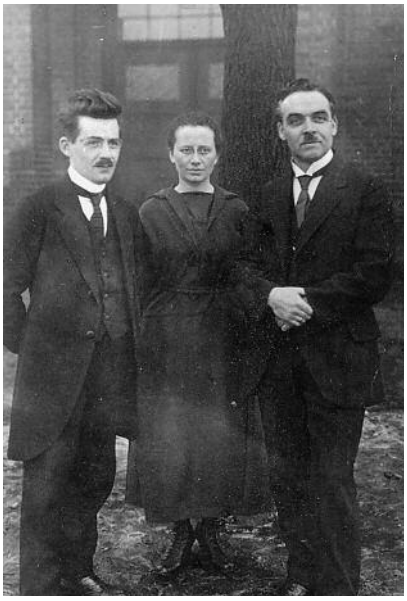


interlübke ›uno‹ – die anregende Erlebnis-Möblierung jetzt bei uns. Für junge Menschen jeden Alters.

EINRICHTUNGSHAUS
MOLITOR

KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 · 40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 · TELEFAX (0 21 02) 3 71 63

Meddagsschlo-ep on wor öm Viedel vör vier noch nit do. Die Kenger wuden onröisch on fingen an te spektakele. Et Fritzke jing op de Predichstuhl on markierden der Pastur, he nohm et Täschedu-ek, nohm en Prieß on schnuften sech de Nas ut, dann fing he met de Häng an te fuchtele, als wenn he am predije wör. Allworen se am lache. Et wor richtich wat los enne Kerk. Jrad seid he: „Jeliebte Jemeinde", do jing de Kerkdür ope on der Pastur kom eren. Et Fritzke sohr en te-isch, rutschen op de Box de Predichstuhltrapp eraf on schmiet sech onge op de Knie, faulden de Häng on diet der Krüzweg bede. Der Pastur hätt fürchterlich jeschängt on jof allen als Strofarbed op, dreimol de Lauretanische Litanei afteschrieve. „Nur das Fritzchen Frohnhoff nicht, seht nur,wie andächtig er den Kreuzweg betet."



Die Lehrer der „Böscher Scholl" im Jahre 1924. Von links nach rechts: Franz Mendorf, Katharina Kaisers und Hauptlehrer Heinrich Schmitz

De Lehrer Schmitz hatt et sechste, siebte on achte Scholljohr. He wor streng, aver ne ju-ede Lehrer on kenne Schläger. En Heimatkunde hätt he us völl von Lengtörp vertellt, die aule Flurname hätte us erklärt, och die Bedeutung vonne Famillienames. En minner Scholltied, 1920, hätt he dat Bu-ek jeschrieve „Geschichtsbilder aus dem Landkreis Düsseldorf". Dat Bu-ek han ech hütt noch on les oft minnem Mann jet dorut vür. De Lehrer Schmitz hätt us beijebreit, Lengtörp bes enne kleenste Hött kenneteliere on jeen te han. Be Frollein Kaisers hatten wir Tornongericht. Dat jing alles en Schollkleeder vör sech, kenn Tornschuh, kenn Tornbox, alles onbequem, ja, su wor et anständig. Bevör Entlassungsfeier wor, hant wir „Reigen" jeübt, die wuhden dann vör de Lehrer on Eldere vörjeführt. Dann wud noch Theater jespellt on Lieder jesonge.

Die schüne aule Volkslieder hätt us de Lehrer Schmitz dreestemmich ennjeübt, he hätt dann Geige jespellt. Enne Pause hant wir Kreesspiele jemackt, dat wor immer schü-en. Believt wor: „ Der Blumenkohl, der Blumenkohl, das ist die schönste Pflanze" oder „Rote Kirschen eß ich gern" oder „Es geht eine Zipfelmütz in unserem Kreis herum" oder „Es war einmal ein kleiner Mann".

Langewiehl hatten wir nie enne Scholl, et jo-ef immer widder wat Nöes. Bem Lehrer Mendorf hatten wir Naturkunde, do liehrten wir watt vonne Elektrizität, vom Bletz on Donner, vonne Wasserkraft, dat wor alles nöh vör us. Wenn eine nit be der Saak (Sache) wor, dann jo-ef et „Backpfeifen", met de lenke Hank enne Back kniepe, met de angere Hank op de Back schlare, on nit te knapp. Enem Jong es ne fule Tank dobei utjefalle.

Wenn en Liehrpersun Namensdag hat, sind wir vörher en der Bosch jejange, hengerem Mattes Molitor, do stongen völl Hülse (Ilex). Die Jonges moßten die Bläder affplöcke, on die We-iter hant se mett de Stoppnaul op dönne Kood opjereht. Dat wor völl Arbet, aver wir hatten immer Spaß dobei. Die Kränz wuhden dann enne Klaß opjehängt. De Lehrer Schmitz had am 13. Juli Namensdag. Dann wuhden Jedechte opjeseit on em Lehrer Blume jeschenkt, aver nit vom Järtner, alles ut em ejene Jade. Enne letzte Stond wuhd nit jeliehrt, dann wuhd jett vürjelese on jesonge.

Alles en allem wor die Scholltied en schüne Tied vör mech, an die ech jeen trückdenk.

Maria Molitor

En Mahnung an ons jonge Lütt

Alle Mädches, och die schüöne,
weden eimol alde Müöne.
Jeder Jöngling,
wenn he noch su schüön es,
bold ne alde Üöm es.
Alles, watt hütt noch sprengt on löüft,
wüöd demnächst ald on steif.
Drömm freu dech,
wenn du bes noch jong,
et blieft dech bluös noch die Erinnerong.
Drömm rohd ech dech:
Nötz den Frühling deines Lebens,
bütz em Suömer nitt vergebens,
denn wie bold stehs du em Herbste,
on dann sterbste.

Jean Oberbanscheidt

Das Schreinerhandwerk in Lintorf

Handwerk hat goldenen Boden, das galt zu allen Zeiten. Die Berufsbezeichnung Schreiner umfaßte früher Möbel- und Bauschreinerei einschließlich der Zimmerei. Tischler waren die Möbelhersteller. Die gelernten Handwerker, welche vor 1875 geboren waren, durften sich in ihrem erlernten Beruf nach einigen Gesellenjahren Meister nennen und Lehrlinge ausbilden. Die nach 1875 geborenen Handwerker durften Lehrlinge ausbilden, sich aber nicht Meister nennen. Ab 1900 mußten die Schreiner dann eine Meisterprüfung ablegen. Am 22. Februar 1921 habe ich bei Wilhelm Schwarz in Lintorf an der jetzigen Johann-Peter-Melchior-Straße meine Lehre begonnen.

Die Werkstatt befand sich in den Kellerräumen. Der erste Lehrling war Karl Wilps, der zweite war ich. Lintorf hatte damals ca. 2700 Einwohner und war im Aufbau begriffen.

Die Lehrlinge besuchten die Fortbildungsschule bei Lehrer Mendorf in der „Büscher" Schule. Die Lehrstellen in Lintorf waren begrenzt. Ferdinand Frohnhoff, Wilhelm Frohnhoff und Wilhelm Schwarz bildeten Lehrlinge aus. Die Arbeitszeit war von 7 - 12 Uhr und von 13 Uhr 30 bis 18 Uhr. Samstags wurde bis abends gearbeitet, und nach Feierabend wurde die Werkstatt aufgeräumt. Es gab keinen Urlaub. Man war krankenversichert in der AOK, auch war man rentenversichert.

Transportmittel war die Ziehkarre. Das war eine Karre mit zwei hohen Rädern und zwei langen Griffen zum Schieben oder Ziehen.

Mit der Ziehkarre mußte der Lehrling oder Geselle alles transportieren: Särge, Fenster, Türen, Möbel oder Bauholz.

Alle Schreinermeister stellten noch Särge her. War jemand verstorben, so ging der Meister zu den Angehörigen, sprach sein Beileid aus und bekam den Sarg in Auftrag. Dann nahm er den Zollstock, nahm Maß bei dem Toten und fertigte den Sarg an.

Es war noch üblich, daß reiche Bauern sich massive eichene Särge anfertigen ließen. Einmal habe ich für einen Bauern im Bergischen zwei Särge aus massivem Eichenholz angefertigt. Die Särge wurden auf den Speicher gestellt und warteten dort, bis die Bäuerin oder der Bauer starb.

Ein alter Lintorfer Schreiner war Heinrich Mückshoff. Er hatte seine Schreinerei an der heutigen Straße Am Wedenhof in Höhe des roten Fußweges. Das Haus wurde abgerissen. Als er seine Werkstatt aufgab, kaufte ich ihm eine Hobelbank ab, damit ich zu Hause nach Feierabend schreinern konnte.

Damals wurden Leder- und Knochenleim verwendet. Den Leim gab es in Tafeln und später in Perlen, damit er sich schneller auflöste.

Dann kam Kaltleim in Pulverform auf. Er wurde mit Wasser angerührt. Leder- und Knochenleim waren nicht wetterfest. Kaltleim war wetterfest. Die anfallenden Hobelspäne kamen in den Leimofen. Beim Furnieren wurden 4 mm dicke Zinkplatten auf dem Leimofen angewärmt, dann wurde Leim auf das Holz aufgetragen und die Furniere aufgelegt und mit den heißen Zinkplatten zusammengepreßt. Wenn alles erkaltet war, war der Vorgang beendet. Bei der Oberflächenbehandlung wurde nach der Beize zum Schutz der Oberfläche Bienenwachs aufgetragen.

Zu meiner Zeit war es noch üblich, auf Wanderschaft zu gehen. Treffpunkt für die Gesellen war die Rheinbrücke bei Mainz. Dort wurden die Adressen ausgetauscht, um zu wissen, wo es gute oder weniger empfehlenswerte Meister gab. Mancher Geselle hat ein hübsches Meistertöchterlein geehelicht.

Der Meister Schwarz hatte anfangs keine Maschinen, dort wurde alles von Hand gearbeitet. Bei größeren Arbeiten wurde das zugeschnittene Material mit der Ziehkarre zu Wilhelm Frohnhoff gefahren. Er besaß Bandsäge, Kreissäge mit angebauter Bohrmaschine, Abrichte und Dicktenhobel.

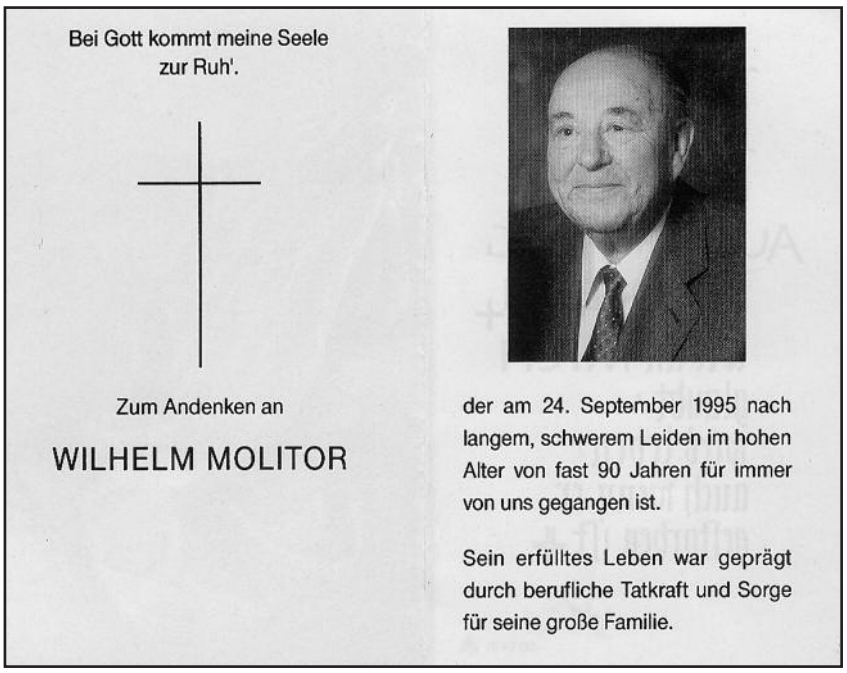
Die Meisterfrauen machten zum Frühstück und am Nachmittag für die Belegschaft eine große Kanne Muckefuck, Bohnenkaffee war zu teuer. Die sanitären Anlagen wurden von der Familie und der Belegschaft zusammen benutzt, es war ein Plumpsklo. Toilettenpapier gab es nicht, die alten Zeitungen wurden in Stücke geschnitten und im Klo aufgehängt.

Einmal war ich alleine in der Werkstatt, da kam ein Vertreter und fragte nach dem Meister. Ich sagte zu ihm: „Der Schwarz ist mit dem Braun zum Grüne gefahren." Schwarz war der Meister, Braun war sein Schwager und Grüne ein anderer Schreiner. Da wurde der Mann böse und beschimpfte mich, ich sollte nicht so einen Unsinn reden, sonst könnte ich noch was erleben. Als ich ihm den Sachverhalt erklärte, hat er sich entschuldigt. Als Arbeitskleidung trugen die Schreiner blaue Schürzen, sie brauchten außerdem kräftige Schuhe, denn mit der Ziehkarre mußten sie durch Dreck und Speck.

Als später der freie Samstagnachmittag eingeführt wurde, hatte man als Geselle die Möglichkeit, sich weiterzubilden. Die Fachschule für Bauhandwerker befand sich in Düsseldorf auf der Stromstraße. Man konnte sie am Samstagnachmittag und am Sonntagmorgen besuchen. Es hieß sich zu entscheiden: Vergnügen oder Lernen. Ich habe einige Semester dort absolviert.

Im Jahre 1929 habe ich mich mit meinem Kollegen Bernhard Braun in Rahm selbständig gemacht. Meine Meisterprüfung habe ich am 7. Februar 1930 abgelegt. Das Meisterstück war ein Schreibtisch aus Eichenholz. Zur Abnahme der

Prüfung kam der Obermeister Nicolini mit der Eisenbahn von Düsseldorf nach Großenbaum, von dort ging er zu Fuß nach Rahm, um die praktische Prüfung abzunehmen. Als ich dann den Meisterbrief bekam, war ich stolz auf mich selbst. Dann habe ich mich von meinem Kompagnon getrennt und in Lintorf auf der Dusiburger Straße 159 eine eigene Werkstatt gebaut und mich dort niedergelassen. Im „Busch“ handelte ich neben der Schreinerarbeit schon mit Möbeln. Es war eine gute Zeit zum Aufbau des Geschäftes. Ab 1933 gab es Ehestandsdarlehen für junge Paare. Für ein Ehepaar gab es 1000.- RM, damit konnte man zu der Zeit eine Wohnküche und ein Schlafzimmer kaufen, das genügte für den Anfang.


Bei Gott kommt meine Seele zur Ruh'.

Zum Andenken an

WILHELM MOLITOR

der am 24. September 1995 nach langem, schwerem Leiden im hohen Alter von fast 90 Jahren für immer von uns gegangen ist.

Sein erfülltes Leben war geprägt durch berufliche Tatkraft und Sorge für seine große Familie.

Die Belegschaft der Schreinerei Molitor beim Maiumzug des Jahres 1934

Im September 1934 habe ich dann geheiratet.

1937 haben wir auf der Angermunder Straße 27 das Möbelhaus und eine neue Werkstatt gebaut.

Das Einrichtungshaus Molitor in Lintorf, heute Konrad-Adenauer-Platz 17, wird von meinem Enkel in der dritten Generation weitergeführt.

Wilhelm Molitor

Schlachtfest för 70 Johr

Fröher wuden en fast jidäm Hus eh Ferke jemäst.

Em Fröhjohr kom dor Tackeberg met Pogge, die woren noch su kleen, die konnt mär noch op dor Arm drare.

Wenn dat Pogg em Stall wohr, konnt mär et bold em Strüh nit widderfenge.

Nuh fing die Arbed ahn. Et mosten ne Ferkespott jekokt wede. Dor Ferkespott, dat wohr ne utrangierte Enkok-Ketel.

Je grötter dat Ferke wuden, je mieh frot et och. En däm Ferkespott komen onge kleene Ärpel, Ärpelschale, Ronkele, Gemüsbläder, Edkolerabe, Mure on su allerhand angere Krom.

Wenn mär Karute em Jade hadden, dann kome die owe-drop. Die wuden met jar-jedämpt. Die Pell van de Karute moßte mär met de Fenger aff-trecke könne, dann woren se jahr on nit utjelaucht. De Karute wuden dann dönn mäm Zoppemetz jeschniede on en Ezich, Lorbeerbläder, Ölk on Pefferkönder en-jeläd.

Wenn de Karute jahr woren, dann wohr och et Ferkesfuder jahr.

Dann wud dor Ferkespott jedämmert on Mehl dronger jemengt. Dat Mehl wud met dor Schuffkahr en dor Mühl jeholt. Späder breiden se dat Mehl met Ped on Ware van dor Mühl.

De Ferkesstall mosten och jide Week jemest wede. Dann kom dat Ferke en dor Ferkestummel.

Wenn et op Weihnachte ahn-jing, wud mestens geschlachtet. De Metzger wohr beh us use Nober. De hadden Metzger jeliert, wohr awwer be dor Bahn ahn-jestellt.

Use Nober kom schonn morges om fönf Uhr. Dann mosten em Humpott koken-het Waater sin,

öm dat Ferke och jud brühe on schrappe to könne. Wenn dat Ferke jeschotte wohr, mosten och Blud jerürt wede, dat et dönn blief för Wüsch on Pannas.

Wenn dat Ferke jeschrappt wohr, komet op de Lädder, am Kromphold faß-jebonge. Doför mosten de Sehne freh-jeleit wede.

De Lädder wud dann met däm Ferke an de Wank jestellt. Mem Kopp hing dat Ferke noh onge.

Noh wud et ope-jeschniede. De Därm wuden fein ut-jenohme on rehn-jemackt. Min Tante vam Brang konnt dat jud. Met nem scharpe Lepel wuden die Därm aff-jeschrappt. Dor „Gitz“ mosten aff. Die Därm wuden dann op-jeblose, dann konnte mär senn, op se och janz woren. En die Därm kom de Brodwusch. Die Dickdärm wuden mit Sault jestuckt, ömjedrient on met Waater renjemackt, die Darmtäusche mosten blitz-blank sinn.

Dat ut-jeschlachte Ferke mosten op de Lädder bös Omes ut-hange. Je keuler et butte wohr, öm su besser. Beför dat Ferke ude-nanderjenohme wud, kom dachsüwer dor Trichinenbeschauer, dor Fritz Stenkes (Steingen). Deh miek dat schon Johr on Dach. Met nem Schnaps fing dor Stenkes sin Arbed ahn, dat jehuden do-tou.

Wenn dat Flesch nuh freh-jegewe wohr, on dat Ferke omes kauld wohr, wud et udenander-jeschnidde on jeschlare.

Als ischtes kom de Pann op dor Heed, öm de Häskes te brode. Dat wohr et beste Flesch vam Ferke.

Et johw fröher joh och aller-hand Döns.

Wenn et düster wud, on dat Ferke noch op de Lädder hing, dann mosten op-jepaßt wede. Dann konnt et sin, dat die Nobere dor Ferkessteet klauden. Dat kosten dann jett.

Dat Flesch wuden sortiert. Eh Dehl kom en de Fleschbütt, dat angere wuden verwuscht.

Jewuscht wuden am angere Dach. Dat wohr neh Fierdach, met völl Arbed. Dat Flesch för de Brodwusch wud jemahle, gewürzt met Peffer, Sault on Muskat. Dat Janze wud dann jud jemengt. Beför dat Gehacktes üwer eh Wuschhönnsche an dor Fleschmühl en dor Darm jefüllt wud, mosten en Kohrwusch jemackt wede.

Wenn nuh die Kohrwusch jud schmackten, wud die angere Brodwusch fedisch-jemackt. Die Wuschenger wuden met Wuschkod tou-jebonge. Dann komen die Brodwüsch op dor Rökesknöppel tom drüge.

Janz fröher wuden die Wuschenger met Wuschpenne tou-jesteckt. Die Wuschpenne, dat wohren lange Döhn van de Schliehe (Schlehdorn). Die wuden em Suhmer gesammelt, gedrücht on prad-jemackt. Dat wohr noch ut en janz armselige Tied. Met Blud- on Lewerwusch jing et widder. Dat Flesch, wad nit en de Fleschbütt kom, wud jekockt met Kopp on Geböt.

Van dem helle Flesch wud Lewerwusch jemackt. Dat jekockte Flesch wud dorch de Fleschmühl jedrint on kom en en klene Bütt met nem Dehl van dor Brüh, en däm dor Kopp on et Geböt jekockt wohr, jemahlene Lewer, Sault, Peffer, Majoran on en Hank voll Mehl. Dat Janze mosten jud jemenkt wede. Nuh wud widder en Kohrwusch jemackt on en näm klene Pott jekockt. Wohr die Kohrwusch nuh mönkes-mod, dann wuden die angere Därm jefüllt met nem klene Wuschhönsche en dor Hank. Die Därm wuden förher op Moot jeschniede, on an enem Eng to-jebonge. Noh däm Fülle wud och dat angere Eng jebonge. Die zwei Wuscheng dann te-same- jebonge. Dat wohr dor Wuschreng.

Dann wuden de Lewerwüsch jekockt. Met nem Holtlepel mosten die tösche-dorch jedrient wede, damet se nitt platzten.

Onger dor Tied, woh de Lewerwüsch kockten, wud de Bludwusch ahn-jemenkt, van däm jekockte donkele Flesch.

Dat Flesch wuden dorch de Fleischmühl jedrient, en de Bütt je-menkt, wie de Lewerwusch, met en Wörfele jeschniedenem Speck, Buckwetemehl, Blud, Sault on brunge Peffer. Nuh jing et widder wie bei dor Lewerwusch.

Wenn dat Ferke jud jefurt wohr, dann hadden et och föll Flome. Die Flome wuden durch de Fleischmühl jedrient, met nem jrowe Siff. Dann kom dat Fett en de Guß-Kasterroll tom ut-lote.

Wenn dat Schmalz bold jud wohr, kom ne Appel ohne Ketsch en et Schmalz. Dann mosten dat Schmalz eh betsche aff-kühle.

Üwer en Se-h wud dat Schmalz en eh Stehndöppe jeschott. Die Pricke, die en dor Se-h bliewen, komen en dor Pannas. En de Wuschbrüh, en der de Lewer- on Bludwüsch jekockt wohren, kom noch jet Blud, Pricke, klen-jeschniede Speck on de je-platzte

Schlachtfest bei der Familie Kröll am Brand im Jahre 1928

Lewer- on Bludwüsch, Sault, Peffer, Thymian on Majoran.

Dat Janze wuden jekockt. Dann wuden die Brüh met Bukwetemehl jedickt on ständig jerührt, dat wohr hatte Arbed. De Pannas mosten suh stief wede, dat am Eng dor Rökesknöppel, de tom rühre jenohme wud, drin stonn blief, piel-jrad-op.

Op dor Pannas jud wohr, kont mär ut-probiere, wenn mär en kaule nathe Hank op dor Pannas leiden, on nix an dor Hank vam Pannas klewe-blief.

Dann wud dor Pannas en Kömp jeschäppt, on met nem nathe Lepel jlatt-jestrike. Die Kömp wuden en dor Husflur gestellt, tom aff-kühle. Am angere Dach wud an de Verwandtschaft de Kohrwusch verdellt. Dann wohr bold et halwe Ferke dorch et Schiereoch. Dat Flesch, watt en dor Fleschbütt en Sault en-jelet wohr, blief eh paar Weeke drin. Dann wud dat Flesch ut de Bütt jenohme, aff-jewäsche on om Rökesknöppel tom aff-drüge op-jehange. Wenn dat Flesch aff-jedrücht wohr, komet en dor Fleschkass, newerem Kamin, om Söller. Beför de Schenk op-jehange wuden, kom öm dor Schenkeknok, de free-jeschniede wuden, Pfeffer, dat kenn Fliesch dran-jing. Dann kom die Schenk en e Lingesäske. En dor Kösch, öwerem Heed, wohren en dor Deck Fleschhöök en-jelote. An dänn Höök wuden de Schenk op-jehange, tom drüge. Met de Wüsch on Flesch mosten jud jehushold wede, dat mär üwer dor Wengter kom.

Die Schenk, wenn se ahn-jechniede wohr, mosten met nem scharpe Metz jeschniede wede, dat et och Kermes noch Schenk van egene Ferke joff.

Pogge	= Läufer, Klein-Schwein
Tackeberg	= Schweinehändler
Enkok-ketel	= Einkochkessel
Edkolerabe	= Steckrüben
Karute	= Rote Beete
Ferkestummel	= eingezäunter Misthaufen am Schweinestall
Gitz	= Darmflor
Häskes	= Filetfleisch
Geböt	= Innereien
Flome	= Fett
Pricke	= Schmalzgrieben
Se-h	= Sieb
Schiereoch	= unter der Hand (unkontrolliert) nehmen, schenken
Döns	= Streiche, Eigenartiges
mönkes-mod	= mundgerecht

Christine Herdt

Kasperli-ed

Fröher, als de Lütt noch kenn Fleschmühl kannden, wuden noh mündlicher Überlieferung dat Flesch för de Brodwüsch om Hackbrett mäm Hackmetz jehackt, em Takt.

Dobeih wuden dan dat Kasperli-ed jesonge:

Gester Omet, do kom ech su spät no Hem,
do oht use Kasper die Knödel all allehn,
judifalderalera, ...
do oht use Kasper die Knödel all allehn.

Wat soll mer nu morge Meddach koke,
morge Meddach koke mer ne Appelzopp;
mer eh klen betsche, do hann ech met jenoch,
judifalderalera, ...
mer eh klen betsche, do hann ech met jenoch.

Frau Kasper, die moß noh de Fabrik schuwe,
die hadden dat Ete op dor Schörreskaar stonn,
judifalderalera, ...
die hadden dat Ete op dor Schörreskaar stonn.

Frau Kasper, wo wollt ihr met de Fäht hen?
Do breng ech use Kasper dat Ete dren,
judifalderalera, ...
Do breng ech use Kasper dat Ete dren

Die Frau, die kont et nit kriege de Trapp e-rop,
do komese met sess on droren et e-rop,
judifalderalera, ...
do komese met sess on droren et e-rop.

De Kasper nom ne Stuhl on satt sech beh dat Faht,
he schrabbt et ut on leckt sech dor Baht,
judifalderalera, ...
he schrabbt et ut on leckt sech dor Baht.

Donewer, do stong noch en Komp met Papp,
die well ech noch för dor Duusch ut-schlappe,
judifalderalera, ...
die well ech noch för dor Duusch ut-schlappe.

Ach Kattring, ben ech nit recht jesonkt,
do schmerden eh sech eh Bröckske van twentich Ponk,
judifalderalera, ...
do schmerden eh sech eh Bröckske van twentich Ponk.

Dat Li-ed hant wir als Kenger oft jesonge met us Mamm, em Herbst, am warme Owe, em Düstere.

Überliefert von Christine Herdt

Der Döüwel hölt dech, wenn du backs!

En Lengtörp, op de Eck, wo et no de Schöppefabrik ging, hadden die Geschwister Siepe en klein Bäckerei. Se levden einsam on toufrieden, gingen nie erut on bleve schüön tou Hus. Eines Dags komen jonge Lütt on seiden, se mösden nom Krönungsball, ne Verwandte wör Küönig gewode on de freuden sech, wenn se käme. Die zwei sind dann nom Krönungsball gegange, on wie die fott wore, do gingen die jonge Lütt hin, nohmen en Ledder on stoppden en de Backovenskamin ne Sack met naht Heu. Op die Backovensdür hingen se e Scheld: Der Döüwel hölt dech, wenn du backs! Wie die Siepens no Hus kome, do sohren die dat Scheld on krägen ne gruöte Schreck.

De Siepe miek dat Backovensdürke ope on hielt ne Fürspohn dran. De ging nitt uht, also hatt de Backove kenne Zoch, de konnt nitt brenne. Die zwei kieken sech ahn: Wat solle mir jetz make? Die Schwester seit: „Mir gonnt nom Bett on beden e paar Vaterunser, dann wüöd de Döüwel verschwinde, dat kann de nitt verdrage.“ Die zwei gonnt en et Bett.

Öm vönf Uhr rabbelt dör Wecker. De Siepe geht en die Backstuöv eren on hölt an dat Düörke vom Backove widder ne Spohn dran.

De ging uht, e Zeichen, dat de Ove widder Zoch hatt. Die jonge Lütt hadde om Weg no Hus de Sack met dem nahte Heu erutgetrocke.

Vör die Siepens stung äver fest, datt se de Döüwel met e paar Vaterunser verdriewe hadden.

Jean Oberbanscheidt

50 Jahre Stammtisch „Alte Lintorfer“

Der Bürgershof, seit dem 17. Jahrhundert im Besitz der Familie Steingen, ist seit vielen Generationen Treffpunkt Lintorfer Bürger. Nach Überlieferungen unserer Vorfahren trafen sich am Sonntag nach dem Kirchgang oder abends nach getaner Arbeit Lintorfer Geschäftsleute, Handwerker und Bauern am runden Tisch oder an der Theke. Hier wurden nicht nur Neuigkeiten des Tagesablaufs berichtet, hier brachte auch das Kartenspiel große Abwechslung. Eifrige Spieler sah man beim „Tuppen mit Sibbeschröm“, d.h. Tuppen mit sieben Streichhölzern. Bei mir gehen diese Erinnerungen zurück bis weit vor den Zweiten Weltkrieg.

1945, nach den schweren Kriegsjahren, traf man sich wieder im Bürgershof. Schon recht bald entstand die Idee, einen Stammtisch zu gründen. Im Juli 1945 verwirklichte sich dieser Gedanke, und 18 „alte Lintorfer“ Bürger gründeten den Stammtisch „Alte Lintorfer.“

Es waren:

Josef Steingen,
Vereinswirt des Bürgershofes

Wilhelm Steingen,
genannt „Schnäuz“, Bäcker

Peter Hamacher, *Schuster*

Karl Holtschneider, *Landwirt*

Wilhelm Lücker, *Landwirt*

Wilhelm Wilps, *Werkmeister*

Wilhelm Frohnhoff, *Schreiner*

Hubert Franzen, *Kaufmann*

Karl Butenberg, *Schmied*

Wilhelm Berg, *Kaufmann*

Eduard Urban, *Werkmeister*

Wilhelm Plogmann, *Elektriker*

Otto Kronenberg, *Betriebsleiter*

Franz Hoff, *Fabrikant*

Andreas Heidel, *Schlosser*

Fritz Hamacher, *Schuster*

Peter Weber, *Metzger*

Heinz Fleermann, *Müller und Landhändler*

Die sonntägliche Stammtischrunde wurde immer gut besucht. Wer wollte schon diese geschwätzigen Stunden verpassen? Bei Dünnbier und einer Tasse Bouillon, die unsere Wirtin Maria Steingen jeden Sonntag für uns gekocht hatte, wurde gelacht, geulkt und „verzällt“. Maria Steingen war bis zu ihrem Tod 1992 das einzige weibliche Stammtischmitglied.

Nach den Kriegs- und Hungerjahren freute sich jeder auf Geselligkeit und ein gutes Essen. So wurde viele Jahre ein Dreikönigsessen auf dem Rahmer Hof geplant und ausgerichtet. Ein kleines Schwein wurde geschlachtet und vom Metzger Peter Weber verwurstet. Frau Änne Holtschneider, geborene Lücker, brachte das Essen auf den Tisch. So verlebten die Stammtischbrüder mit ihren Frauen frohe und genußreiche Stunden.

Bereits 1947 und 1950 schlug der Tod einiger Mitglieder die ersten Lücken am runden Tisch, und man faßte den Entschluß, neue Mitglieder aufzunehmen. So wurden auch einige Neubürger Stammtischmitglieder.

Es gibt in der Stammtischrunde ein Ehrenmitglied: Theo Lücker. Er ist Autor vieler Bücher im heimischen Dialekt und Vortragskünstler, der gern Gestalten aus dem Düsseldorfer Heimatleben wie „Pastor Jääsch“, „Schneider Wibbel“, und den „Mehlbüdel“ verkörpert. Theo Lücker hat uns im Laufe der Jahre oft mit seinen Vorträgen Freude bereitet. Einer großen Einladung folgten die Stammtischbrüder und Ehefrauen ins „Weinhaus“ nach Düsseldorf. Hier durften wir die Verleihung des „Kalledrießerordens“ an die große Schauspielerin Maria Alex erleben. Sehr aufschlußreich war eine Stadtführung „1000 Schritte Düsseldorfer Altstadt.“ Wir lernten durch Theo Lückers Erklärungen manches Unbekannte kennen.

Viel Begeisterung und große Teilnahme gab es bei der jährlich stattfindenden Omnibusreise. Mosel, Ahr, Westerwald, Rhein,

Dieses Foto wurde am 7. Januar 1989 aufgenommen. Die auf ihm versammelten Stammtischbrüder zählten an diesem Tage zusammen 837 Jahre!
Von links nach rechts: Hubert Königshausen, Willi Molitor, Fritz Nüsser, Heinz Fleermann, Heinrich Doppstadt, Karl Holtschneider, Ernst Wendt, Heinrich Enk, Hermann Hansmeier, Franz Wassenberg, Heinz Lenzen, Kurt Ehrkamp

Lüneburger Heide, Bergisches Land, Sauerland hießen die Ziele.

Selbstverständlich waren die Damen immer unsere Gäste. Dieses Zusammensein brachte die Damen auf den Gedanken, auch einen Stammtisch zu gründen, der nun auch im „Bürgershof" beheimatet ist.

Unsere ältesten Mitglieder sind Hubert Könighausen, geboren 1899, und Fritz Nüsser, geboren 1900. Fritz Nüsser führt seit dem 16. August 1977 die Kasse, die ihm von Willi Kraus übergeben wurde. Jährlich legt der Kassierer ein perfekt geführtes Kassenbuch zur Prüfung vor. Kurt Ehrkamp hat das Amt des Schriftführers seit 1971 inne und seit über 30 Jahren habe ich die Ehre, der Baas des Stammtisches zu sein.

Im Juli 1995 konnten zehn Lintorfer Stammtischbrüder, nämlich

Fritz Nüsser
Hubert Könighausen
Heinz Fleermann
Kurt Ehrkamp
Ernst Wendt
Franz Wassenberg
Hermann Hansmeier
Heinrich Enk
Heinrich Doppstadt und
Willi Molitor

mit ihren Ehefrauen das 50-jährige Bestehen in ihrem Stammlokal „Bürgershof" feiern. An diesem Festabend erinnerte man sich in vielen Gesprächen, die üblicherweise so beginnen: „Weißt Du noch . . .", gerne an die alten Freunde, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zur Freude und Geselligkeit beigetragen haben und heute nicht mehr unter uns sind:

Willi Ickelrath
Otto Frohnhoff
Willi Neumann
Egon Fiestelmann
Leo Scholzen
Walter Ehlers
Hans Steingen
Willi Kraus
Edmund Mentzen
Willi Steck
Franz Schwarz
Willi Helten
Ernst Heyer und
Heinz Lenzen.

Möge der Stammtisch „Alte Lintorfer" noch manche Jahre bestehen.

Heinz Fleermann

40 Jahre Kegelclub „Ene steht immer"

Der Kegelclub „Ene steht immer" wurde am 15. Juni 1955 beim „Traudchen" in der Gaststätte Walter Mentzen („Am Kothen") gegründet. Der erste Kegelabend fand am 23. Juni 1955 statt. Zu den Gründern gehörten damals: Fritz Butenberg, Günter Achterfeld, Heini Biermann, Karl Haafke, Otto Hollenberg, Willi Kohnen, Karl-Heinz Kohmann, Gerold Termer, Willi Fink und Paul Nüsser. Kegeljunge war Helmut Achterfeld.

Am 30. Juni wurden dann noch zwei weitere Mitglieder in den neuen Klub aufgenommen: August Kefes und Hermann Hansen. Von den damaligen Gründern ist nur noch Günter Achterfeld Mitglied des Klubs. Viele Kegelbrüder sind mittlerweile aus Krankheitsgründen ausgeschieden oder bereits verstorben. Zunächst wurde jede Woche beim „Traudchen" gekegelt, heute trifft man sich zu den Kegelabenden in der Gaststätte „Zur Post".

Nach den Statuten mußten sich alle neuen Kegelanwärter erst einmal einer genauen Prüfung unterziehen, um vielleicht nach geheimer Abstimmung in den Klub aufgenommen zu werden.

Der heutige Klub besteht aus zehn Männern im Alter von 52 bis 86 Jahren. Es sind: Günter Achterfeld, Josef Kochs, Willi Heinemann, Hermann Kohlhaas, Josef Butenberg, Reinhold Altenbeck, Heinrich Enk, Franz-Leo Berten, Claus Beyer und Heinz Lange.

Auch die älteren Kegelbrüder sind heute noch mit sehr viel Elan und Freude dabei. Anfangs fuhren unsere Männer immer allein auf Kegeltour, doch das wurden sie schnell leid. So machten sie eines Tages den Versuch, uns Frauen mitzunehmen. Alle verstanden sich ausgezeichnet, und so werden wir auch heute noch gerne mitgenommen. Wir feiern viele Feste gemeinsam, zum Beispiel die jährlichen Sommerfeste beim Kegelbruder Claus, das Martins-

Essen, runde Geburtstage sowie Silberne, Goldene und Diamantene Hochzeiten. Ein Anlaß für eine Feier findet sich immer.

Die Kegeltouren an Rhein, Mosel, Sieg oder Ahr, in den Westerwald oder ins Weserbergland bleiben stets in guter Erinnerung. Die Touren nach Grainau, Rhörnbach bei Passau, Saalbach-Hinterglemm oder in die Leutasch dauerten eine Woche und waren besonders schön. Auch der Wettergott meinte es meist gut mit uns und schenkte uns viel Sonne und Schnee.

Wir Klubfrauen wünschen unseren Männern noch viele fröhliche Stunden und hoffen, daß wir noch oft mit ihnen feiern und fahren dürfen.

Mathilde Achterfeld

Der Kegelclub „Ene steht immer“ im Jahre 1995.
Sitzend von links nach rechts: Josef Butenberg, Franz-Leo Berten, Hermann Kohlhaas, Heinrich Enk, Willi Heinemann, Claus Beyer. Stehend von links nach rechts: Josef Kochs, Günter Achterfeld, Reinhold Altenbeck, Heinz Lange

In eigener Sache

Immer beliebter werden die jährlichen Unterhaltungsnachmittage des Lintorfer Heimatvereins. Mehr als 300 Mitglieder versammeln sich jeweils im Saal des evangelischen Gemeindezentrums am Bleibergweg, um sich bei Kaffee und Kuchen durch ein kleines Unterhaltungsprogramm erfreuen zu lassen. Der Andrang zu diesen Veranstaltungen ist mittlerweile so groß, daß Platzkarten ausgegeben werden müssen. Besonders stolz ist der Vorstand des Vereins, daß ein großer Teil des Unterhaltungsprogramms mit vereinseigenen Kräften bestritten wird; nur manchmal helfen uns befreundete Vereine aus Ratingen und dem Angerland mit „Leihgaben” aus.

Am Nachmittag des 5. November 1994 hatten die Zuhörer großen Spaß beim Vortrag der Moritatensänger Elisabeth und Wolfgang Kannengießer sowie Monika Buer, die zur Gitarre Küchenlieder und die gar schröckliche Geschichte von Sabinchen, dem armen Frauenzimmer, vortrugen. Die passenden Bilder dazu hatte Vereinsmitglied Hans Jungbecker gemalt.

Elisabeth und Wolfgang Kannengießer traten beim Unterhaltungsnachmittag des Lintorfer Heimatvereins als Moritatensänger auf

Auch am 28. Oktober 1995 wurde viel Wert auf Musik gelegt. Clemens Graf, vor seiner Pensionierung Violinist an der Deutschen Oper am Rhein, spielte mit drei befreundeten Damen Kaffeehausmusik. Die Zuhörer waren begeistert von dem Quartett aus Klavier, Violine, Cello und Querflöte, das übrigens zum ersten Mal in dieser Zusammensetzung spielte. Etwas zum Schauen war dann die Kurzfassung der Oper „Carmen”, bei der Irmgard Wisniewski, Monika Buer und Wolfgang Kannengießer ihre Künste als Handpuppenspieler unter Beweis stellten.

Traditionell sind bei diesen Unterhaltungsnachmittagen erste Kostproben aus der neuen „Quecke” zu hören, die dann etwas später zum Weihnachtsmarkt erscheint. Da die Veranstaltungen für die Mitglieder des Vereins kostenlos sind, werden die Teilnehmer gebeten, als Anerkennung für alle beteiligten Künstler und Helfer eine Spende zu machen, die einem sozialen oder gemeinnützigen Zweck zugeführt wird. In diesem und im vergangenen Jahr wurden insgesamt DM 1700,- an die „Deutsche Stiftung Denkmalschutz” überwiesen.

Am 18. März 1995 konnte Frau Elfriede Mertens, eine langjährige, treue Freundin des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, ihren 90. Geburtstag feiern. Als Bürgermeister

Bürgermeister Wolfgang Diedrich gratuliert Elfriede Mertens zum 90. Geburtstag

Wolfgang Diedrich am Morgen des Festtages eintraf, um die Glückwünsche der Stadt Ratingen zu überbringen, wollte er es fast nicht glauben, daß die Jubilarin neben ihm stand. Einer so rüstigen, hellwachen Dame wie Elfriede Mertens sieht man die 90 Jahre wirklich nicht an.

Frau Mertens hat sich große Verdienste um den Lintorfer Heimatverein erworben, als sie ihn als Steuerberaterin jahrelang mit Rat und Tat unterstützte.

Noch heute sieht man Elfriede Mertens bei vielen Veranstaltungen des Vereins. Sie ist eine treue Besucherin der monatlichen Vorträge im ehemaligen Rathaus, und wenn das Wetter einmal nicht so nach ihrem Geschmack ist, dann setzt sie sich an das Steuer ihres Wagens, um ja pünktlich zu sein.

Auch in diesem Jahr beteiligte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde am Tag des offenen Denkmals, der am 10. September 1995 europaweit begangen wurde. Neben dem Ratinger und Lintorfer Heimatverein sowie der Stadt Ratingen als Untere Denkmalbehörde hatten sich diesmal auch das Rheinische Industriemuseum Ratingen und der Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford beteiligt. Während Stadtkonservatorin Ria Voß bei einem Stadtrundgang interessierten Zuhörern die historische Innenstadt erläuterte und sich Massen von Besuchern durch das im Aufbau befindliche Industriemuseum Cromford führen ließen, hatte der Lintorfer Heimatverein auf den Hof „Oberste Mühle" der Eheleute Tackenberg eingeladen. Etwa 200 Lintorfer und Ratinger wollten einmal wissen, wie es auf diesem alten Anwesen aussieht, dessen Fachwerk- und Bruchsteingemäuer sie bisher nur aus der Entfernung, vom Vorbeifahren auf der Krummenweger Straße her, kannten. Sie waren entzückt von der Idylle, die sich ihren Augen bot: Hühner kratzten auf dem Misthaufen, Gänse verteidigten zischend ihr Territorium gegen die fremden Eindringlinge, Katzen flohen erschreckt in ihre Mäusereviere, und nur der Hofhund Nellie begrüßte freundlich alle Neuankömmlinge. Unter einem alten Nußbaum gab es Kaffee und Schmalzbrote und zur Mittagszeit eine köstliche Hühnersuppe, für die mindestens zwei der bis dahin glücklichen Freilandhühner ihr Leben lassen mußten. Nur mit Mühe war Hanna Tackenberg am Vortag davon abzubringen gewesen, noch vier weitere Tiere dem Denkmaltag zu opfern.

Daß es in früheren Zeiten nicht immer so leicht war, auf einem Bauernhof sein Leben zu fristen,

Der Hof „Oberste Mühle" von Süden her gesehen. Hier war vor dem Autobahnbau die Vorderseite des alten Fachwerkhauses. Kälbchen Bianca schaut neugierig nach Achim Blazy, dem Fotografen der „Rheinischen Post"

Unter dem herrlichen Nußbaum erzählte August Tackenberg den zahlreichen Besuchern immer wieder vom Leben auf einem Bauernhof

Haus „Rütscheid“ am Markenweg in Breitscheid. Besitzer Wilhelm Schwartz fand den Grabstein von Pfarrer Bernhard Schmitz und stellte ihn in seiner Scheune sicher

konnte man aus den Erzählungen des Hausherrn August Tackenberg und seiner Frau entnehmen. Selbst in ihr Wohnhaus ließen sie die neugierigen Besucher schauen, und man konnte einen Teil der alten Truhen, Bilder und Gebrauchsgegenstände bewundern, welche die geschichtsbewußten Tackenbergs in die heutige Zeit hinübergerettet haben.

Alle Besucher und der Vorstand des Vereins bedanken sich noch einmal ganz herzlich für die großartige Gastfreundschaft der Familie Tackenberg von der „Obersten Mühle”.

Als vor Jahren der alte Lintorfer Friedhof an der Duisburger Straße (heute: Konrad-Adenauer-Platz) in eine Parkanlage umgewandelt wurde, blieben nur wenige Grabsteine als denkmalwürdig erhalten. Die meisten Gräber wurden eingeebnet, die Grabsteine abgeräumt. Warum damals das Grab und der Grabstein des ersten Lintorfer Heimathistorikers und Erbauers der heutigen St. Anna-Kirche, des Pfarrers Bernhard Schmitz (1830 - 1902), beseitigt wurden, war uns immer ein Rätsel. Die Gräber seines Vorgängers Johann Schönscheidt und seiner evangelischen Amtsbrüder Friedrich Kruse und Eduard Hirsch durften dagegen als historische Grabstätten weiterbestehen. Wie dem auch sei, die Grabplatte des Pfarrers Schmitz blieb verschwunden - bis vor ein paar Wochen!

Der Breitscheider Wilhelm Schwartz hatte bei einem Spaziergang auf der Abfallhalde eines Landschaftsgärtners in der Nähe seines 130 Jahre alten Fachwerkhäuschens „Rütscheid” am Markenweg den verschollenen Grabstein durch Zufall entdeckt - bis auf einen winzigen Haarriß in hervorragendem Zustand. Als eifriger „Quecke”-Leser wußte er natürlich sofort, um welch wertvollen Fund es sich da handelte. Er stellte die Grabplatte in der Scheune seines Anwesens sicher und benachrichtigte umgehend den Vorstand des Lintorfer Heimatvereins.
Im nächsten Jahr soll der Stein nach Absprache mit dem Garten- und Friedhofsamt der Stadt Ratingen wieder auf dem alten Lintorfer Friedhof aufgestellt werden.

Der wiederentdeckte Grabstein von Pfarrer Bernhard Schmitz

Für 1997 plant der Lintorfer Heimatverein übrigens die Herausgabe eines Sonderheftes der „Quecke”, in dem die kaum noch bekannte Schrift des Pfarrers Bernhard Schmitz, die er anläßlich der Benediktion der neuen St. Anna-Kirche verfaßte, als Faksimile publiziert werden soll. Ihr Titel lautet: „Einige geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche, aus Urkunden und alten Kirchenbüchern zusammengestellt vom zeitlichen Pfarrer daselbst”.

Anläßlich seines 70-jährigen Bestehens veranstaltete der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen einen Schülerwettbewerb zum Thema „Ratingen, (meine) unsere Stadt”.

Insgesamt acht Gruppen hatten sich an diesem Wettbewerb beteiligt. Am Samstag, dem 28. Oktober 1995, zeichnete stellvertretender Bürgermeister Peter Kraft im Stadtarchiv die Sieger mit Preisen aus.

Natürlich freuen wir uns besonders, daß der 1. und der 2. Preis von Lintorfer Schulklassen errungen wurden.

Den 1. Preis gewann die Klasse 7.2 des Kopernikus-Gymnasiums, die eine Aufsatzmappe zum Thema Stadtgeschichte als Wettbewerbsbeitrag eingereicht hatte. Klassenlehrer Studiendirektor Hans Müskens schreibt dazu: „Wer war dabei, als dem hl. Suitbertus von den Ratingern der Daumen geklemmt wurde? Wer hat sich schon einmal in die Rolle des Schweinehirten hineinversetzt, als er im Ratinger Wald die große Marienglocke (die Märch oder Mergen) fand? Wer kann von einem Vater berichten, der auf der Ratinger Stadtmauer Dienst tut und aufpaßt, daß keine Feinde in die Stadt kommen?

Diese und ähnliche Fragen haben die Jungen und Mädchen der Klasse 7.2 des Kopernikus-Gymnasiums in Lintorf gestellt und sich dazu Geschichten unterschiedlichster Art ausgedacht. Mit viel Phantasie haben sie so einen Blick in vergangene Zeiten getan.”

Die Klasse 7.2 des Kopernikus-Gymnasiums in Lintorf gewann den 1. Preis im Schülerwettbewerb zum 70-jährigen Bestehen des Ratinger Heimatvereins

Den 2. Preis gewannen die Klassen 3a und 3b der Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf mit einem Modell ihres Heimatortes, das sie als Gemeinschaftsarbeit anfertigten

Die Klassen 3a und 3b der Johann-Peter-Melchior-Schule gewannen den 2. Preis.

Die 40 Grundschulkinder im Alter von 8 und 9 Jahren hatten mit viel Freude und großem Eifer ein Modell ihres Heimatortes Lintorf gebaut, das vorher mit ihren Lehrerinnen Renate Körner und Beate Stephanie im Unterricht erarbeitet worden war.

Allen jungen „Heimatforschern" einen ganz herzlichen Glückwunsch.

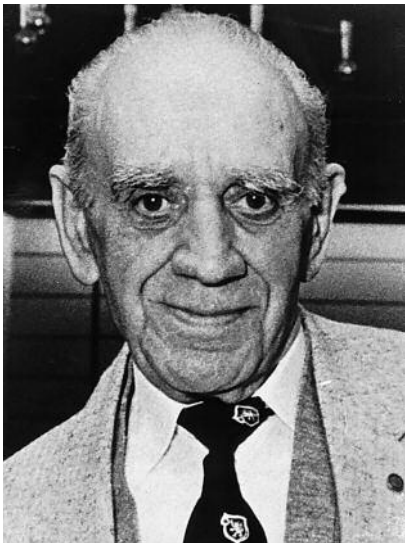
Manfred Buer

Josef Schappe

Am 7. November 1994 verstarb Josef Schappe in Ratingen, der Stadt, deren Verantwortliche ihm in der Zeit des Nationalsozialismus so übel mitgespielt hatten, und die er doch so heiß und innig liebte. Seit Jahren beschäftigte er sich neben seiner politischen Tätigkeit und seinem Hobby, dem Fußballsport, mit der Geschichte Ratingens. Einige Male schrieb er auch in der „Quecke" über Ratingens Vergangenheit. Unvergeßlich bleibt uns allen sein wichtiger Artikel in der „Quecke" Nr. 60 vom September 1990, in dem er sein eigenes bewegtes Leben schildert. Viele Freunde in ganz Ratingen werden sich gern an den toleranten und liebenswerten Menschen Josef Schappe erinnern.

Am 9. November 1994 würdigte Susanne Larisch in der „Rheinischen Post" die Verdienste Josef Schappes in einem kurzen Nachruf:

„Mein Leben war Arbeit und Mü he", zog Josef Schappe im Juni dieses Jahres ein Fazit, als ihn die SPD zu ihrem Ehrenvorsitzenden ernannte. Im hohen Alter von 87 Jahren ist der Sozialdemokrat jetzt gestorben.



Josef Schappe
1907 - 1994

Intensiv hatte er bis zuletzt am Leben um ihn herum teilgehabt. Noch unlä ngst nahm er an der Mitgliederversammlung der SPD teil, debattierte bis kurz vor seinem Tod in Telefonaten und Gesprä chen mit seinen Freunden ü ber die Geschicke der Stadt. Nicht nur die Sozialdemokraten trauern um einen streitbaren Geist, der, wie Parteivorsitzender Wolf Metelmann formuliert, „mit unbeugsamem Willen fü r Demokratie und Toleranz, fü r Solidaritä t der Menschen untereinander und fü r eine humane Gesellschaft kä mpfte." Mit seiner Ü berzeugungskraft sei Schappe ein Vorbild gewesen, bewußt unbequem, um Nachdenklichkeit und Einsatzbereitschaft einzufordern.

Vor dem Zweiten Weltkrieg war Josef Schappe Mitglied der KPD. Er wurde auf offener Straße verhaftet, wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" zu einer Zuchthausstrafe verurteilt und bis Ende des Zweiten Weltkriegs im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert. Selbst dort wirkte er fü r die Menschlichkeit und setzte sich als Mitglied der illegalen Lagerleitung fü r seine Mitgefangenen ein.

Unterstü tzt von seiner Frau Wilma - „die einzige, die den Mut hatte, mir ins KZ zu schreiben" - beteiligte sich Schappe nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches" am Wiederaufbau Ratingens, wurde von den Amerikanern als Mitglied in den Ü bergangsstadtrat berufen. 1952 trat er in die SPD ein und wirkte viele Jahre aktiv in Partei und Ratsfraktion, unter anderem auch als Fraktionsvorsitzender.

Als Vorsitzender der Spielvereinigung Ratingen 04 setzte sich der im Moseldorf Graach geborene Wahl-Ratinger fü r Sport und Jugendfö rderung ein. Seine besondere Liebe galt dem Fußball.

Die Christrosenlegende

Josefine Gemke (1901 - 1995)

Das balladenhafte Abschlußgedicht der diesjährigen „Quecke“ von der Blume, die trotz Eis und Schnee zu Weihnachten blüht, wurde im Dezember 1994 bei einer Veranstaltung der Kirchengemeinde St. Suitbertus im Ratinger Süden von der 93-jährigen Josefine Gemke aus dem Gedächtnis vorgetragen. Mit der Rezitation der „Christrosenlegende“, deren Autor unbekannt ist, errang die alte Dame die Bewunderung ihrer zahlreichen Zuhörer.

Kennst du die Blume, die trotz Schnee und Eis
um Weihnachten blüht, dem Christuskind zum Preis?
Vom Himmelsglanz erstrahlt ihr Angesicht.
Sie scheut des rauhen Winters Härte nicht.
Weiß sie doch längst, ihr kann kein Leid geschehen,
denn an des Heilands Krippe muß sie stehen.
Zur Erde trug sie eines Engels Hand.
Christrose wird im Volksmund sie genannt.

Vor langer Zeit, als noch der Norden
im Bann des Heidentumes lag,
und schrittweis erst die neue Lehre
durch fromme Priester Bahn sich brach,
da saß auf einem Edelsitze,
umringt von seinem Hofgesind,
ein mächtiger Fürst germanischen Stammes
mit Helga, seinem holden Kind.
Verhaßt war ihm der Christenglaube.
Schwertlosen Mann hielt er nicht wert.
Auf seinem Wohnsitz in der Halle
ward Wotan noch und Thor verehrt.

Doch Helga, der die fromme Amme
vom Christuskind so oft erzählt,
hat sich den sanften stillen Jesus
zum Herzenskönig auserwählt.
Mit Stürmen ging das Jahr zu Ende.
Es türmte sich der Schnee zuhauf.
Da sah das Mägdlein am Kamine
zum finstern Vater fröhlich auf.

Ihr Antlitz zeigte zarte Röte.
Sie strich das blonde Haar zurück.
„Vater, morgen ist Weihnacht!“
Das Stimmchen bebte schier vor Glück.
„Weihnacht!“ schrie der Fürst verbittert.
„Was soll das heißen? Sprich geschwind.“
Doch Helga drauf: „Es ist Geburtstag
vom lieben heilgen Christuskind.“
„Schweig mir mit deinen Ammenmärchen.
Der weise Gott gefällt mir nicht,
der immer nur von Feindesliebe,
von Frieden und Versöhnung spricht.
Wo ist sein Land, sind seine Leute ?
Mit Dornen hat man ihn gekrönt.
Am Schandpfahl mußt er schmählich enden,“
Klein-Helgas Vater grimmig höhnt.
Eh ich dem Christengott mich beugte
und unterm Kreuze sollte knien,
so müßten hier, vor meinen Augen
die Rosen unterm Schnee erblühn.

Klein-Helgas Augen stehn in Tränen.
Ihr Herz zuckt bei dem schlimmen Wort.
Es zieht sie aus des Vaters Nähe
zum dicht verschneiten Walde fort.
Dort, wo das Reh nur leise schreitet,
kniet nieder sie in ihrer Not
und faltet fromm die kleinen Hände
und betet zu dem Christengott.

„Herr Jesus in der Herrlicheit,
dein Herz ist mild, dein Arm reicht weit.
Du hast mit deiner Wundermacht
weit Größeres dereinst vollbracht.
Herr, höre deines Kindes Flehn,
laß auch ein Wunder heut geschehn,
daß Vater deine Allmacht schaut
und an dich glaubt und dir vertraut.
Schaff Rosen her, wie er begehrt,
daß sich sein Fluch zum Segen kehrt.“

Getröstet geht das Kind nach Haus.
Bald bricht die heil’ge Nacht herein.
In weißer Hülle liegt die Erde.
Vom Himmel flimmert Sternenschein.
Da tritt ein Engel vor die Kammer,
in der das Mägdlein friedlich schlief.
Ein Zweiglein hielt er in den Händen
und grub es in die Erde tief.

„Du sollst ein Zeugnis sein des Höchsten,
daß frommer Glaube Wunder schafft.
Blüh denn zum Preis des Christuskindes,
zur Christnacht stets mit neuer Kraft.“
Am Morgen, als der Fürst erwachte,
wollt er den Augen nimmer traun,
denn unter Helgas Fenster waren
die schönsten Rosen anzuschaun.

Da schmilzt sein Trotz wie Schnee im Frühling.
Anbetend sinkt er in die Knie.
Und Helga schlingt um ihn die Arme:
„Christrosen, Vater!“ jubelt sie.
Das ist die Blume, die trotz Schnee und Eis
um Weihnacht blüht, dem Christuskind zum Preis.
Vom Himmelsglanz erstrahlt ihr Angesicht.
Sie scheut des rauen Winters Härte nicht.
Weiß sie doch längst: Ihr kann kein Leid geschehn,
denn an des Heilands Krippe muß sie stehn.
Zur Erde trug sie eines Engels Hand.
Christrose wird noch heute sie genannt.

Unbekannter Autor